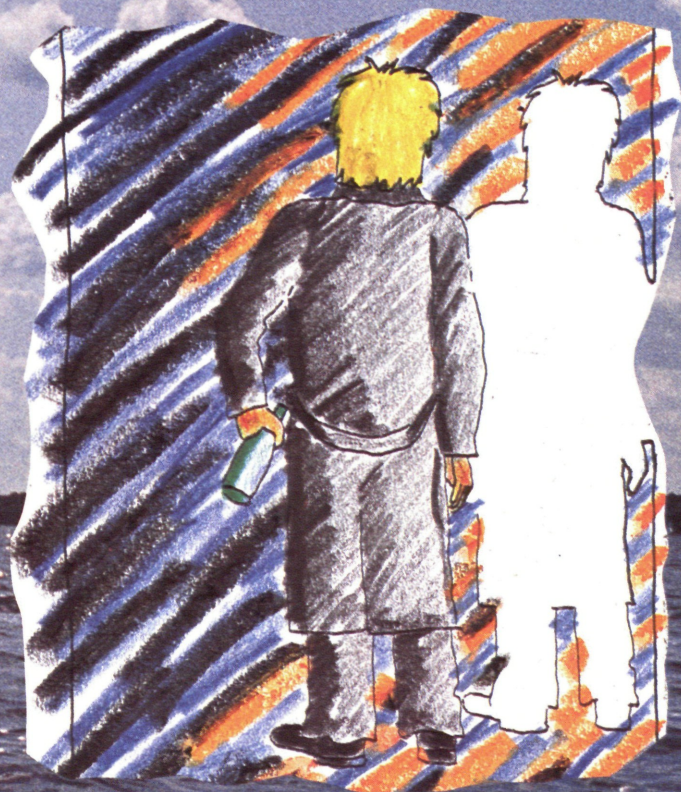


Alfred Salomon

Heiko Bojes HOLLEN- FAHRT



UND RETTUNG

EDITION C

Alfred Salomon

Heiko Bojes Höllenfahrt und Rettung

BRENDOW VERLAG

Die zitierten Texte der Kapitelanfänge wurden der »Göttlichen Komödie« von Alighieri Dante nach der Übersetzung von Richard Zoosmann entnommen.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Salomon, Alfred:

Heiko Bojes Höllenfahrt und Rettung / Alfred

Salomon. – Moers: Brendow, 1985.

(Edition C: C; 114: Paperback)

ISBN 3-87067-248-X

NE: Edition C / C

ISBN 3 87067 248 X

Edition C – Paperback C 114

© 1985 Copyright by Brendow Verlag, D-4130 Moers 1

Umschlaggestaltung: LITERA, Wiesbaden

Printed in Germany

*Durch mich geht's ein zur Stadt der Schmerzerkornen,
Durch mich geht's ein zu Qualen ewger Dauer,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlorenen.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!
Die Inschrift zeigte dunkelfarbig sich
Geschrieben überm Simse einer Pforte.*

Dante ›Die göttliche Komödie‹

*Denn ich war dort – hinschreib ich's nur mit Schrecken –
Wo wir kristallisiert im Eise fanden
Die Schatten, wie im Glase Splitter stecken.
Ich lebte nicht, noch starb ich armer Wicht.*

Mein Wecker schrillt. Ich fahre hoch und mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett. Doch auf der Bettkante bleibe ich sitzen, um durch mein Giebelfenster einen Blick auf den See zu werfen: Nebel! Der Weg zum Anlegesteg ist naß vom Tau. Sobald die Sonne den Nebel auflöst, wird es ein schöner Tag werden. Aber wenig Wind.

Schade, Windstärke drei bis vier wäre mir lieber. Dann läuft meine Norwegerjolle wie ein Rennboot. Aber nein, heute soll ich ja mit Freund Paul seine ›Dieksand‹ segeln. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen, raffe mich hoch und trete ans offene Fenster. Wie war das doch? Sagte nicht Paul, er bekomme heute Besuch an Bord? Richtig: ein Blinder! Und als ich Bedenken anmeldete, meinte Paul: »Er ist ein alterfahrener Segler, besaß früher, als er noch sehen konnte, eine seegehende Yacht. Er weiß sich also trotz seiner Behinderung an Bord sicher zu bewegen. Und außerdem bringt er seine Frau mit, die ihn bemuttert. Wir werden uns also nicht um ihn zu bemühen brauchen, haben alle Hände für das Boot frei.«

Na schön, nehmen wir also diesen Blinden und seine Frau an Bord.

Während ich mich wasche und rasiere, geht mir die Sache immer noch im Kopf herum. Was hat eigentlich ein Blinder von einer Segeltour? Er sieht doch nichts, weder den Himmel noch den blinkenden See, die Reiher nicht, die Möwen oder Kormorane.

Aber – nun ja, wenn er ein passionierter Segler war, dann wird er den Wind im Gesicht fühlen, das Plätschern der Bugwelle hören und das Murmeln des Sogs. Er wird sich dem Wiegen des Bootes in der Dünung anpassen, auf das Killen der Segel lauschen, wenn wir auf den anderen Bug gehen. Er wird noch einmal erleben, wie es war, als er selber an der Pinne saß und die Großschot dichtholte.

Und plötzlich wünsche ich mir für heute doch etwas mehr Wind. Für den blinden Fahrgast, der dann spüren kann, wie das Boot läuft, durch den Wind geht, anluvt. Flaute verriete dem Blinden nichts, Wind aber singt ihm in die Ohren, streichelt ihm die Haut, redet!

Während ich frühstücke, habe ich mein Transistorgerät eingeschaltet: »... Hier ist NDR II, wir geben Ihnen jetzt den Wetterbericht...« Wie ich es mir dachte: Nach Auflösung des Frühnebels wird es ein schöner, klarer Tag. Und sieh da: Mäßiger, später böig auffrischender Wind aus West bis Südwest! Warten wir noch die Windvorhersage für die westliche Ostsee ab. Da kommt sie schon: »Südwest 3 bis 4, später rechtsdrehend und zunehmend auf 4 bis 5.« Das gilt auch für den Plöner See. Goldrichtig!

Ein Blick durch mein Giebelfenster hinunter zum Steg. Paul turnt eben

an Bord der ›Dieksand‹. Zeit also auch für mich, hinunterzugehen. Muß ihm helfen, die Persenning zusammenzulegen. Für einen Mann ist das eine etwas schwierige Sache, zu zweit macht sich's besser.

Paul empfängt mich mit Handschlag: »Wird ein schöner Segeltag heute! Wenn erst die Sonne höher steht und die Thermik sich bemerkbar macht.« – »Gibt es böig auffrischenden Wind, zunächst aus Südwest.« »Dann kommen wir gut durch die Ausfahrt.«

Ja, die enge Fahrrinne aus dem Bischofsee in den Großen Plöner See ist für ein Kielschiff wie die ›Dieksand‹ bei reinem Westwind ein Problem. So ein Zweitonner mit 1,20 Meter Tiefgang muß sich genau an die schmale Fahrrinne halten. Ein Blick hinauf zum Windex im Masttop: der Pfeil zeigt klar nach Südwest. Hoffentlich dreht der Wind erst später auf West, erst dann, wenn wir die Ausfahrt hinter uns haben. »Wann erwartest du denn unsere ›Badegäste‹, Paul?« »Ich habe sie auf zehn Uhr bestellt, hoffe, daß sie pünktlich sind.« Wir legen die Persenning zusammen, verstauen sie unter Deck. Ich hole die Fender ein, lege alle Leinen klar; Paul hat derweilen Großsegel und Fock zum Heißen freigemacht. Jetzt könnten unsere ›Badegäste‹ kommen.

Tatsächlich, sie sind pünktlich wie die Maurer. Eben habe ich die Festmacher gelöst und nur mit einem Slipstek belegt, so daß ich sie mit einem Griff loswerfen kann, da tauchen zwei Gestalten am Steg auf. Recht unterschiedliche Gestalten. Er: groß, breite Schultern, schlanke Hüften, ein Modellathlet. Was mich aber verblüfft: die blaue Brille, die zu dem hellblonden Haar seltsam kontrastiert. »Heino!« Glücklicherweise habe ich es so leise gesagt, daß nur Paul es hören kann. Und nun kann ich es mir doch nicht verkneifen, flüstere Paul zu: »Paß auf, gleich fängt er zu singen an: Hoch auf dem gelben Wa-ha-gen!«

Erst jetzt nehme ich die Frau wahr, die Heino am Arm führt. Ein – ja, ein Mäuschen, klein, zierlich, neben ihm fast unscheinbar. Jetzt hat sie ihn auf dem Steg bis zu uns gelotst. »Melde mich an Bord!« Kaum zu glauben, dieser Blinde hat einen vollen, sonoren Baß. Die Ähnlichkeit mit dem bekannten Sänger ist wirklich verblüffend. Paul ist in den Bugkorb getreten, faßt des Blondens Hand. Der tastet mit der Linken nach der Reling, setzt dann, als wenn er sehen könne, sicher den Fuß auf den Bugtritt und schwingt sich elegant an Bord. Kein Zweifel, ein routinierter Segler, der sich auf einem Boot der Orion-Klasse offenbar auskennt. Und jetzt ist Mäuschen an der Reihe, sie hüpfte, wie eine Bachstelze wippend, an Bord und zwitschert: »Vielen Dank, mein Herr!«

Ich staune, mit welcher Gewandtheit der Blinde sich nach achtern tastet, ins Cockpit steigt und das Gesicht in den Wind dreht. Auch Mäuschen ist jetzt achtern angekommen. Er hat sie kommen gehört, streckt ihr die Hand entgegen, hilft ihr ins Cockpit.

Paul stellt mich vor, Händeschütteln. Jeder freut sich, den andern kennenzulernen. Und was man sonst noch so an Redensarten austauscht.

Nein, er heißt nicht Heino. Das wäre ja auch wirklich zu viel. Er nennt sich Heiko, Heiko Boje. Und sie heißt Marianne.

Heino – Verzeihung: Heiko! – hebt schnuppernd die Nase, um den Wind zu prüfen. Paul versteht das falsch, vermutet, der Gast erwarte jetzt – nach altem Seglerbrauch – den Willkommenstrunk an Bord. Schon zaubert Paul aus dem Schapp die Zinnbecher und eine Flasche Rum, einen von der besten Sorte: ›Präsident‹. Doch Mäuschen hebt beschwörend die Hand: »Uns schenken Sie bitte nichts ein, wir sind –« Heiko ruckt herum: »Haben Sie bitte Verständnis, daß ich keinen einzigen Tropfen Alkohol zu mir nehme. Um es ganz klar zu sagen: Ich bin Alkoholiker, aber – Gott sei Dank! – seit drei Jahren trocken.« Er fährt sich mit der Hand über die Stirn. »Und ich habe die feste Absicht, trocken zu bleiben. Darum: kein einziger Tropfen!«

»Und mit mir steht es genauso«, piepst Mäuschen. »Übrigens, dabei haben wir uns kennengelernt.« Heiko hebt die Hand, lacht: »Nicht etwa beim Trinken, sondern – um Mißverständnisse gar nicht erst aufkommen zu lassen – beim Trockenkurs!«

Paul will Flasche und Becher ins Schapp zurückstellen, will auf den Begrüßungstrunk verzichten, doch Marianne wispert: »Es macht uns beiden nichts aus, wenn Sie einen Schluck nehmen.« Und Heiko, im sonoren Baß: »Auf guten Wind dann, meine Herren!«

Ich werfe den vorderen Festmacher los. Aus den Augenwinkeln nehme ich wahr, daß Mäuschen eine Thermosflasche ungeahnten Ausmaßes aus ihrem Picknickkorb lüftet. »Heiko, Tee gefällig?« Der winkt lässig ab: »Nachher, Schätzchen! Jetzt will ich erst das Ablegen genießen.« Ich mustere das Mäuschen: ›Schätzchen‹ hat er sie genannt!

Wir verholen die ›Dieksand‹ an den Takelpfahl, setzen Groß und Fock. »Klar zum Ablegen?« – »Klar! Ablegen über Steuerbordbug!« Ich werfe die Leine los, stemme die ›Dieksand‹ mit dem Fuß nach Steuerbord ab. Behäbig, wie es sich für so ein Dickschiff gehört, dreht die ›Dieksand‹ ab, jetzt kommt der Wind in das Groß, nun auch in die Fock. Langsam nimmt das Boot Fahrt auf.

Mäuschen ist noch immer mit der unerschöpflichen Picknicktasche beschäftigt. Doch Heiko hat den Hals gereckt, wendet das Gesicht in den Wind und – wahrhaftig: er hat den rechten Arm nach hinten gestreckt, die Faust geschlossen und bewegt ihn nun, als führe er die Pinne. Ich bin sprachlos, er führt das Ruder – ein von ihm gedachtes – genau wie Paul das wirkliche Ruder der ›Dieksand‹ bewegt, fällt jetzt, da wir das offene Wasser erreicht haben, ab und fiert mit der linken Hand die Großschot! Auch Paul hat bemerkt, daß sein blinder Fahrgast alle Bewegungen mitspielt. Unsere Blicke begegnen sich, Paul verzieht anerkennend den Mund, und ich, ich

kann ihm nur zustimmend zunicken. Ein toller Segler, dieser Heiko, er erfühlt, was das Boot braucht, bedient in Gedanken Ruder und Großsegel, als säße er tatsächlich da am Ruder.

Ich habe, weil ich ihn beobachtete, nicht darauf geachtet, daß wir jetzt vor achterlichem Wind laufen. Heiko, der hart hinter der Kajüte sitzt, faßt nach der Fockschot, schüttelt leicht den Kopf. Hat recht, der Mann! Die Fock steht jetzt viel zu steif. Ich lange hinüber und fiere die Schot, bis die Fock sich vor dem achterlichen Wind voll bauscht. Und unser blinder Mitsegler lächelt, lächelt still in sich hinein. Er hatte es gesehen, bevor ich es sah!

Ruhiges Treiben über den Bischofsee. Doch nun geht Paul auf Westkurs, steuert genau die beiden Pfähle an, die im flachen Wasser die enge Durchfahrt markieren. Als ich die Schoten dichthole und das Boot sich hart überlegt, schreckt Mäuschen mit einem Piepslaut auf, schwankt, kommt ins Rutschen und fällt auf die Gräting des Cockpits. Da hockt sie nun über ihrem Futterkorb, wie eine Glucke auf ihren Eiern. Ich habe leider keine Zeit, mich an diesem Anblick zu weiden, muß die Fockschot noch dichter holen. Jetzt laufen wir so hoch am Wind, wie es überhaupt nur geht. Ich peile die Linie der beiden Pfähle: Ja, wenn der Wind nicht im letzten Augenblick schralt, schaffen wir es.

So, jetzt haben wir die Enge hinter uns, tiefes Wasser überall unter dem Kiel. Ich kann mich umdrehen, nach Mäuschen sehen. Wie niedlich: Mäuschen knuspert! Studentenfutter, die bekannte Mischung aus verschiedenen Nußsorten, Rosinen, Sultaninen. Eben mümmelt sie eine Paranauß, possierlich wie ein richtiges Mäuschen.

Paul fängt meinen Blick auf, nickt auf den Blinden zu, zuckt fragend die Schultern. Ich verstehe: Paul erwägt, ob er hier auf dem offenen See dem Blinden mal das Ruder überlassen soll. Ich werfe einen Blick rundum. Zu dieser frühen Jahreszeit sind nur ein Dutzend Boote auf dem Wasser, ein Dutzend auf mehr als dreißig Quadratkilometern Seefläche. Nein, da besteht keine Gefahr. Und umschmeißen läßt sich die ›Dieksand‹ auch nicht. Also nicke ich Paul zu.

»Herr Boje?« Der fährt herum. »Hätten Sie wohl Lust, mal das Ruder zu übernehmen?« Der öffnet den Mund, schluckt, will etwas sagen, kann aber nur nicken. Er rutscht nach achtern, tastet nach der Ruderpinne, packt sie jetzt, und Paul läßt sie los.

Endlich hat der Blinde die Sprache wiedergefunden: »Weiter so hoch am Wind?« Paul, der sich so gesetzt hat, daß er notfalls eingreifen kann, erwidert: »Sie können etwas abfallen, vielleicht zwei Strich.«

Ich sehe, wie Heiko durch Drehen seines Gesichtes die Richtung des Windes prüft. Nun läßt er das Boot vorsichtig abfallen und – man soll es nicht für möglich halten – schrickt genau richtig die Großschot. Selbst Paul, der nicht leicht zufriedenzustellen ist, nickt anerkennend. Und dann,

da ihm einfällt, daß der Blinde das Nicken ja nicht sehen kann, sagt Paul: »Wer ein guter Segler ist, der fühlt mit der Backe, welcher Kurs anliegt.«

Ich peile am Vorstag entlang die Insel Rottenwarder an. Und ich kann nur staunen, wie genau der Blinde den Kurs hält. »Gehen wir durch das Helloch?« Paul nickt und übernimmt wieder das Ruder. »Ja, wollen mal sehen, wie es heute im Ascheberger Seeteil aussieht. Der Wind steht so günstig, daß wir mit halbem Wind nach Ascheberg hinüber- und auch wieder zurücksegeln können.« Und zu Heiko: »Sie müssen verstehen, daß ich selbst wieder das Ruder übernehme. Es geht jetzt durch das sogenannte Inselparadies mit seinen Engen und Steinbänken.«

Hinter der Insel Alswarder übernehme ich das Ruder. Der Wind steht gleichmäßig, erst als wir vor Ascheberg gewendet und wieder Kurs auf das Helloch genommen haben, wird er böig und beginnt nach West zu drehen. Nun, mir ist das gerade recht, jetzt kann ich die ›Dieksand‹ auf Raumschot laufen lassen.

Ein Blick auf die Uhr: »Zeit zur Mittagspause?« Paul nickt: »Laufe den Steg auf Langes Warder an.« Ein Blick hinüber zu Mäuschen. »Da kann man auch an Land gehen und sich ein wenig die Beine vertreten.« Wie dezent sich Paul auszudrücken weiß: Beine vertreten! Und er meint: Austreten, das auf der Insel stehende Häuschen mit dem Herz in der Tür aufsuchen.

Und dann liegen wir im Windschatten am Steg, vertreten uns, wie Paul vorgeschlagen hat, ein wenig die Beine, setzen uns danach gemütlich in die schilfgedeckte Laube, und Mäuschen lüftet das Geheimnis ihres Picknickkorbes: belegte Brote, für jeden eine Hähnchenkeule, die Riesentherme mit Tee, Apfelsinen und Bananen. Wir sitzen und ›schlampampen‹. Ist doch ein schöner, alter Seglerbrauch, daß die ›Badegäste‹ für Verpflegung sorgen.

Paul lupft eins der Bodenbretter und hebt zwei Flaschen Jever-Pils aus der Bilge. Gut gekühlt da unten! Die Flaschenverschlüsse knallen, wir prosten uns zu. »Sehr zum Wohl, die Herren!« säuselt Mäuschen. Und Heiko schwingt sein Teeglas: »Schließe mich dem Wunsch Mariannes an!«

Als er das dritte Glas Tee nimmt, staune ich: »Sie scheinen ja mächtig durstig zu sein?« Er lächelt. »Wissen Sie, das ist so eine Art Ersatzsucht. Seit ich keinen Alkohol mehr zu mir nehme, trinke ich Unmengen Tee.« Er nickt still vor sich hin. »Sucht! Alkohol! Alkoholabhängigkeit! Das sind schon Probleme—« Und stockend erst, dann lebhaft werdend, beginnt er zu erzählen.

*Und ich, daß man nicht meine Schwäche merke,
Mich kräftiger machend, als ich wirklich war,
Sprang auf und rief: »Ich habe Mut und Stärke!«*

Der Direx kann wieder mal kein Ende finden, redet, redet, redet. Daß wir doch eine schöne Schulzeit hinter uns hätten, jetzt, zu Ostern des Jahres 1965, mit glänzenden Aussichten ins Leben hinausgingen! Wie er über das ganze Gesicht strahlt, wohlwollend auf uns herablächelt. Ja, ja, bist ja schon ein Prachtkerl von Pauker! Wenn wir dich nicht hätten, wären wir alle noch Analphabeten. Du aber und – wie sagtest du so schön? – du und unsere liebevollen Eltern, ihr habt uns auf das Leben vorbereitet. Euch haben wir es zu verdanken, daß wir wohlgerüstet die erstrebten Berufe ansteuern können.

»Und so, meine lieben Jungen, entlasse ich euch aus dem Gymnasium...« Ich kann es kaum noch anhören. Kommt der Kerl denn überhaupt nie zum Ende?

Beifall rauscht auf, der Direx ist tatsächlich mit seiner Entlassungsrede fertig. Jetzt ist der Vertreter der Eltern an der Reihe, dann kommt – zum Schluß, wie sich's gehört – der Klassensprecher noch zu Wort. Und dann haben wir es hinter uns. Die Schule kann mich mal –

So, jetzt haben wir es überstanden. Die Eltern schütteln den Paukern die Hände, der Direktor wedelt eitel und geschwollen herum, kommt sich wunderbar wichtig vor. Und wir? Was machen wir? »Leute, wir machen einen Zug durch die Gemeinde! Was das ist? Werdet ihr schon noch sehen. Wenn ihr mitmacht. Na, wird's schon? Mensch, brauchst doch nicht erst deinen Alten zu fragen. Ich frage auch keinen, die können mir alle jetzt den Buckel herunterrutschen, die Pauker und die Alten auch!«

»Und dann geht es mit Gesang in das nächste Restaurant –«

Hoch die Tassen! Was, ihr trinkt nur Cola? Ho, Männer trinken Bier!
»Das wär's, Herr Ober. Bitte zahlen!«

»Und dann geht es mit Musike in die nächste Schnapsbudike –«

Was habt ihr gesagt? Schnapsbudike? Gut, dann wollen wir mal Schnaps probieren. »Oberchen, 'nen Doppelten!«

»Und dann geht es mit Gebrülle in die nächste Schnapsdestille –«

Gebrülle stimmt, aber mit dem Gehen ist das so eine Sache. Klaus und Kalle, kommt in meine Arme, zu dritt geht sich's besser. Jedenfalls für mich. Allein dreht sich alles so komisch. Was hat der Wirt gesagt? Ich bin angetrunken? Und er gibt mir kein alkoholhaltiges Getränk mehr? Was bildet der sich ein? Nun wird er gar noch frech, packt mich am Arm, bugsiert mich zur Tür. Frische Luft! Und alles dreht sich. Die paar Stufen – wacklige Angelegenheit. Das Geländer ist auch nicht ganz fest, gibt nach, beinah wäre ich hingeknallt.

»He, Kalle und Klaus! Fein, daß ihr da seid! Kommt, ärmelt einen alten

Mann unter! Und nun: Im Gleichschritt – marsch!« Warum nur die Leute so blöd gucken? Haben die noch nie einen fröhlichen Abiturienten gesehen?

»Kalle, warum fällst du aus dem Gleichschritt? Paß auf, mit Gesang geht's besser:

Es war einmal ein treuer Husar,
der liebt sein Mädchen ein ganzes Jahr,
ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
die Liebe na-ham kein Ende mehr.«

»Lach nich, Klaus! Is ein p-prima L-llied. Ich hab falsch gesungen, sungen? Sag das noch einmal, dann knallt's!«

Albernes Volk! Lachen, und dabei ist das Leben so ernst.

Könnt mich alle –! Bin ein freier Mann, kann trinken, was ich will und soviel ich will. »Jawoll!«

Da haben wir's: Können nicht aufpassen, diese Töpel. Kein Verlaß, kein Verlaß! Wenn ich mich nicht selber im letzten Moment mit den Händen abgestützt hätte, wäre ich aufs Gesicht geknallt. So aber haben nur die Knie was abbekommen.

»Fest untergefaßt, Klaus! Und du auch, Kalle! Die paar Schritte werdet ihr doch noch schaffen? Bin ja gllicheich zu Hause –«

Der Kater am nächsten Morgen! Ich wußte nicht, ob ich leben oder sterben sollte. Eins schwor ich mir: Nie wieder! Nie wieder wirst du dich besaufen, nie!

Ein Glück, daß ich noch ein paar Tage Zeit hatte, mich zu erholen. Am Quartalersten fing ich dann bei der bekannten Maklerfirma Johannsen & Johannsen, Im- und Export, als Volontär an. Volontär hört sich gut an, ist aber ein Job ohne Entgelt. Doch mein alter Herr, dessen Firma floriert, hat mir einen Monatswechsel zugesagt, mit dem kann ich gut über die Runden kommen.

Also fing ich bei Johannsen als Volontär des gehobenen Großhandels an. Ich merkte sofort: Volontär war etwas Feineres als ein gewöhnlicher Lehrling. Irgendwie zählte man mich schon zu denen in der Chefetage. Keine Frage, einmal werde ich da auch landen. Klar, daß ich erst einmal herumschnuppern muß, sehen, wie der Wind weht. Ein Jahr soll ich hier im Betrieb mich umschauen, doch dann will der Chef mich in eins seiner Überseekontore schicken. Der Duft der weiten Welt. Kleine Fische für mich! Bei meiner Begabung, mit Menschen umzugehen –

Tatsächlich, da liegt meine Stärke. Wenn ich so sehe, wie beliebt ich bin. Herr Klose, dem ich zugeteilt bin, ist zwar etwas hochnäsiger, doch läßt er immerhin mit sich reden. Fräulein Hoppe, seine Sekretärin, fällt mir mit ihrer Aufdringlichkeit beinahe lästig. Tut, als wenn ich ihr Sohn sei. Na ja, so eine alte Jungfer muß eben ihre Muttergefühle an irgend jemand auslassen. Soll mir schon recht sein, nur mit ihren guten Ratschlägen soll sie mich verschonen.

Gestern hatte der Chef Geburtstag. Wegen seiner Stellung mußte er etwas springen lassen, spendierte Sekt; für die, die keinen Alkohol mögen, gab es Traubensaft. Sekt – das war so recht etwas nach meinem Geschmack, habe mich tüchtig rangehalten.

Irgendwann muß es dann bei mir ausgehakt haben. Kann mich nicht erinnern, wie mich die Hoppe in einem Taxi nach Hause gebracht hat. Ich weiß nur, was Mutter mir berichtete; daß ich auf allen vieren die Stufen heraufgekrochen sei; daß die Hoppe mich wortreich zu entschuldigenden versuchte: »Der arme Kerl! Unverantwortlich, ihn immer wieder zum Trinken zu animieren!«

Ich kann mir die Hoppe mit ihrem Gegacker gut vorstellen. Wie sie mit ihrem Handtäschchen in der Luft herumfuchtelt, sich mit ihrem Spitzentüchlein die Stirne wischt. Lächerlich! Nein, gemein ist diese Person. Mich als das bedauernswerte Opfer der anderen hinzustellen! Stimmt ja gar nicht, habe mich keineswegs verleiten lassen. Habe von mir aus zugelangt, obwohl Herr Klose stirnrunzelnd den Kopf schüttelte und sogar der Chef den Hals verrenkte, um zu sehen, wer da das große Wort führe.

An all das kann ich mich noch genau erinnern. Auch daran, wie ich dann auf den Stuhl sprang und ein Hoch auf das Geburtstagskind ausbrachte. Schade, daß der Stuhl so kippelte und ich auf dem Bauch landete. Die Hoppe half mir hoch, schalt mit mir. Doch die anderen lachten sie aus, klopfen mir auf die Schulter. Keiner mag die Hoppe leiden, aber ich, ich bin bei allen beliebt.

Das liegt nun schon ein paar Monate zurück. Inzwischen haben wir verschiedene Feten gefeiert, bei denen ich mich jedesmal reichlich bedienen konnte. Ich finde es immer wieder komisch, wie verschieden die Menschen reagieren. In der Registratur und im Lager werde ich mit Hallo empfangen, sobald ich mich da sehen lasse. Strehlow, der die Registratur unter sich hat, holt sogleich seinen Flachmann hervor, den er immer in der hinteren Hosentasche parat hat. Ein feiner Kerl. Auch wenn er mir und mich verwechselt, Lebensart hat er!

Wenn er allerdings denkt, ich tränke mit, dann irrt er sich. Nee, mein Lieber, nicht im Dienst, nicht im Dienst! Und außerdem: als Volontär weiß ich, was ich meinem Stande schuldig bin. Heiko ist immer leutseelig, aber er kennt auch genau die Grenze. Merkt euch das, Leute!

Dann kam der Betriebsausflug. Hinaus nach Schlutup ging es, vor die Tore Lübecks, in irgendso ein halbseidenes Ausflugslokal.

Nach dem Essen, das übrigens gar nicht schlecht war, winkt mich Klose zu der Gruppe, die sich um ihn geschart hat. Hatten sie über mich gesprochen? Die Eule – die Tippse mit den dicken Augengläsern – hat so einen hämischen Zug um den Mund. Und Willi kann sich kaum das Grinsen verbeißen. Was fällt diesem Burschen ein, ein popliger Lehrling

im zweiten Lehrjahr! Die Hoppe erst, die sieht mich an, als solle ich zur Schlachtbank geführt werden. Die Glucke zittert um ihr Küken!

Klose faßt mich um, schlägt mir freundschaftlich auf die Schulter, erzählt einen Schwank aus seiner Jugendzeit, lacht selbst am lautesten über die verkorkste Pointe. Ich kann nur den Mund verziehen. Doch Klose scheint das nicht übelzunehmen. Er zieht mich zur Seite, langt nach einer Flasche, die da auf der Anrichte steht, und schenkt mir ein. Ein giftgrünes Etikett? Ich kann eben noch ›Ratze‹ entziffern, das Wort aber nicht zu Ende lesen, da Klose die Flasche dreht.

Er reicht mir das randvolle Glas: »Prost dann, Herr Boje!«

Hm, riecht wie reiner Korn, kippen wir das Zeug also hinter! Hui! – Mir verschlägt es den Atem, wie Feuer rinnt es die Kehle hinab, die Lungen keuchen, Wasser schießt mir in die Augen! Mein einziger Gedanke: Rattengift! Hilfe, die wollen mich umbringen –

Ich ringe nach Luft, höre, daß mir jemand voll auf den Rücken schlägt. Das tut weh! Aber es hilft. Ich kann wieder atmen, keuchend zwar, aber ohne Schmerzen. Die roten Wellen, die vor meinen Augen wogten, schwinden. Ich sehe das Gesicht Kloses vor mir, sein widerliches Grinsen, seinen sabbernden Mund. »He? War wohl zu stark für den jungen Herrn?« Er hält mir die Flasche vor die Augen: »›Ratzeputz‹ heißt das Gesöff, ein 65%iger Heideschnaps!« Neben mir die kurzsichtigen Augen der Eule, das schadenfrohe Lachen Willis, das entsetzte Gesicht der Glucke.

Ich reiße mich zusammen, es gelingt mir eine wegwerfende Handbewegung. »Scharfes Zeug, das?« Mein Lachen klingt so richtig überlegen. »Das wollen wir doch gleich mal sehen, wer der Stärkere ist: dieses Rattengift oder ich!« Klose zögert einen Augenblick, doch dann – nach einem Schulterzucken, schenkt er mein Glas nach. »Bis zum Rand bitte!« Ich hebe es in Augenhöhe, prüfe, ob es randvoll gefüllt ist. Es ist. »Also dann, liebe Leute!« Ein kurzes Lächeln rundherum – und gluck.

Diesmal bin ich gefaßt darauf, hüte mich, den scharfen Weingeist einzuatmen. Und doch, fast hätte es mir wieder die Luft verschlagen. Ho, wie das brennt, die Kehle hinunter, jetzt im Magen. Feuer, das mich von innen her aufheizt; Feuer, das Leben entfacht, alle Geister munter macht.

»Na?« Ein rascher Blick in die Runde. »Wo bleibt das nächste Glas, Herr Klose?« Jetzt will er mir wirklich nicht mehr nachschenken. Wie er sich sträubt, sich regelrecht ziert. Albern ist das. Erst einen animieren und dann nicht mehr mitspielen. So was liebe ich!

»Her damit!« Schon habe ich die Flasche erwischt, schenke nach. Daß die Hälfte vorbeigeht? Spielt keine Rolle, ist ja noch genug da, jedenfalls für mich. Die andern brauchen ja nicht.

Seltsam, das dritte Glas brannte gar nicht mehr. Wie Öl, sanft und glatt, lief es hinunter. Flammende Ringe tanzten vor meinen Augen, Gesichter, wohin ich sah: Klose, die Eule und Willi; die Hoppe, Strehlow – und nun

auch der Chef mit dem Prokuristen. »Kinder, ihr seid alle pa-patente Kerle! Hick!« Was hat der Chef? Bin ich ihm etwa nicht fein genug? Und dieser gemeine Blick des Prokuristen! Na, dann nicht, ihr feinen Pinkel! Da ist mir der Mann aus der Registratur lieber, dieser ›Sch-Schtrehlow‹. Komm her, Mann, laß dich umärmeln! »Bbbist mein Ffffreund, Mann, warum hast du so 'nen verrückten Namen, denmannich aus-auschpreschen kann?«

Strehlow hat mich dann nach Hause gebracht, ist ein feiner Kumpel, der dich nicht im Stich läßt.

Ein paar Tage später lud er mich zum Billardspielen ein, in seiner Eckkneipe. Erst haben wir eine Weile vorn an der Theke gestanden und ein paar Bierchen geschnabbelt. Dann wurde der Billardtisch im Hinterzimmer frei, so daß wir dahin umziehen konnten. Und von da an haben wir dann nur noch Kurze zur Brust genommen, erst Korn, dann Gin, für den Strehlow eine Schwäche hat. Überhaupt: Strehlow ließ sich nicht lumpen, als es ans Bezahlen ging. »Hatte dich eingeladen, bist also mein Gast!«

Von da an gingen wir regelmäßig in das Mommsen-Eck. Fanden da noch so ein paar Gestalten, die sich zu uns gesellten. Friedel, der Uhrmacher, und Erich, der Innenarchitekt.

Wir sind also zu viert dort im Mommsen-Eck. Da ich am Billard keinen Spaß fand, hocken wir jetzt immer über den Karten zusammen. In der ersten Zeit spielten wir Skat, doch dabei muß man zu viel überlegen, und das am späten Abend! Nein, da sind wir dann auf ›17 und 4‹ umgestiegen. Da kommt es aufs Glück an – und aufs Bluffen. Und genau das liegt mir.

Anfangs habe ich geradezu unheimlich gewonnen, konnte die ganze Runde freihalten und den Wirt dazu. In letzter Zeit hat sich das Blatt gewendet. Jetzt gewinnen die anderen drei, immer so reihum. Bei mir heißt es dann nur noch ›Zahlemann und Söhne!«

Tönnchen ist auch ein feiner Kerl. Ach so, Tönnchen: das ist der Wirt. Er heißt eigentlich Anton. Seit er einen kapitalen Bierbauch angesetzt hat, wird er nur noch Tönnchen gerufen. Wie gesagt, ein feiner Kerl, dieser Tönnchen. Weil es mir zuwider war, wegen jeder lächerlichen Kleinigkeit auf Heller und Pfennig abzurechnen, war er gleich bereit, all diese Kleckerbeträge anzuschreiben.

Die Sache hat nur einen Haken, man kann leicht die Übersicht verlieren. Tippt mir da neulich Tönnchen auf die Schulter: »Wie wär's, wenn mir mal gelegentlich glatt machten?« Muß gestehen, daß ich nicht gleich kapierte. Doch er half mir sofort drauf: »Die Rechnung ist inzwischen auf vier Blaue angelaufen.« Vier Blaue? Ah, ich begreife: vier Hundertmarkscheine! Mit vierhundert Mark stehe ich in der Kreide? Einen Augenblick verschlägt es mir die Sprache, aber nur einen Augenblick. Dann habe ich mich gefaßt. Vierhundert? Kleine Fische für unsereinen. Wenn mich mein alter Herr schon Volontär ohne Einkünfte spielen läßt, dann soll er auch für die Bedürfnisse des Herrn Sohnes aufkommen.

»Ich habe da eine günstige Gelegenheit, an einen Gebrauchtwagen heranzukommen, Paps.« Gebrauchtwagen war das richtige Stichwort, da der alte Herr sein Geld gern beisammenhält. »Aus erster Hand, keine 40000 gelaufen.« Der Alte sah von seinem Börsenkurier auf, knurrte: »Kostenpunkt?« Wie schön, daß er immer gleich zur Sache kommt. Also warf ich ihm noch die Marke des Wagens und das Baujahr hin, sozusagen als Köder zum Anbeißen. Er hörte gar nicht hin, wiederholte nur: »Kostenpunkt?« – »Dreieinhalb.« Wortlos zückte er sein Scheckheft, füllte aus, unterschrieb, schob mir den Scheck herüber. Alle Achtung, der Alte ließ sich nicht lumpen, hatte auf vier Riesen aufgerundet. Und dabei hatte ich auf den Kaufpreis von dreitausend schon meine Spielschulden draufgeschlagen. Das nenne ich ein gutes Geschäft. Dafür darf man sich dann auch artig bedanken. Doch er wehrte meinen Wortschwall ab: »Gebrauchtwagen haben es an sich, daß sich Folgekosten aus anfallenden Reparaturen ergeben. Die habe ich gleich draufgeschlagen, damit du mir nicht nächste Woche gleich wieder mit Wünschen kommst.« Und jetzt sah er mich tatsächlich einmal an. »Und fahr vorsichtig! Anfänger trauen sich meist zu viel zu.«

Meinen Führerschein hatte ich schon in der zwölften Klasse gemacht. Jetzt hatte ich den Wagen und das Geld für Tönnchen.

Tönnchen machte große Augen, als ich ihm den Betrag lässig hinblätterte. Beinahe hatte ich den Eindruck, es habe ihn überrascht, daß ich so prompt und auf einen Schlag zahlen konnte. Na, ihr sollt mich erst noch kennenlernen!

Am Freitag abend waren alle vier meine Gäste: Tönnchen, Strehlow, Friedel und Erich. Friedel wollte durchaus wieder ›17 und 4‹ spielen, doch Erich lachte ihn aus: »Heute hält uns Heiko frei, da brauchen wir nicht auszuspielen, wer bezahlen soll.« Hat recht, der Erich. Heute geht alles auf meine Rechnung, ihr Herren!

Es verstand sich von selbst, daß sie mich dafür spät in der Nacht nach Hause brachten. Das waren sie mir ja schließlich schuldig. Doch kaum hatten die beiden andern die Tür von außen zgedrückt, da mußte ich mich – noch im Foyer – fürchterlich übergeben. Na, und so ein Naturvorgang hat ja auch seine Nebengeräusche. Kurz und gut: Mutter wurde wach und erschien auf der Bühne. Als sie mich da so sah, wie ich über dem Schirmständer hing und mich fleißig entleerte, war es mit ihrer Beherrschung vorbei.

»Das ist wohl der Dank für alles, was wir für dich getan haben! Treibst dich in zweifelhafter Gesellschaft herum und kommst total betrunken nach Hause. Gleich morgen früh werde ich mit Vater reden, daß er dir nicht mehr so viel Geld gibt!«

»Geht ja gar nicht«, höhnte ich, mußte aber gleich wieder würgen. Erst als mein Magen sich wieder beruhigt hatte, konnte ich den Satz zu Ende

bringen: »Vater ist ja zur Industrie-Messe in –.« Doch da ging das Keuchen schon wieder los.

Endlich war auch dieser Anfall vorbei. Ich sah, wie Mutter mir zusah, und hörte sie spotten: »Es kann dir gar nicht schlecht genug gehen. Damit du diese Trinkerei über bekommst!«

Mich packte die kalte Wut. Ich tobte und brüllte. Was ich alles sagte, weiß ich nicht, aber die Lautstärke genügte, das Personal munterzumachen.

Das Hausmädchen Elli stand oben an der Treppe, lugte vorsichtig über das Geländer und genoß den Vorgang. Sie sah in dem übergeworfenen Bettübertuch wie ein Gespenst aus, das seinen mitternächtlichen Umgang macht. An der Hintertür des Foyers bemerkte ich einen Schatten: Walter, der Chauffeur und Gärtner. Dienstefriger Mann, hielt sich zum Eingreifen bereit. Falls es nötig wurde.

Auch Mutter hatte jetzt den Schatten bemerkt. »Reiß dich zusammen!« zischte sie. »Du hast es wahrhaftig geschafft, das Personal aufmerksam zu machen.« Ja, das tat der alten Dame weh. War als echte Hanseat in von klein auf gedrillt, in allen Lebenslagen Haltung zu bewahren. Und nun dies!

Am Montag in der Firma dann: offenbar wußten sie schon Bescheid, woher, ahne ich nicht. Jedenfalls erkundigte sich die Hoppe besorgt, wie es mir denn heute gehe. Und Herr Klose fragte mit gerunzelter Stirn: »Na, wieder fit?« Ich überhörte alle Anspielungen, machte, was man mir auftrug. Doch Spaß hatte ich daran nicht.

Letzten Mittwoch ging es endgültig schief. Ich war am Abend zuvor erst sehr spät ins Mommsen-Eck gekommen. Die anderen hatten schon weggehen wollen. Als sie mich sahen, setzten sie sich noch einmal hin. Und dann ging es richtig los, mit »17 und 4« und mit den harten Sachen. Bis es anfang hell zu werden, machten wir durch. Es lohnte nicht mehr, nach Hause zu gehen oder gar sich ins Bett zu legen. Ich stolperte zum Auto, um gleich zu Johannsen zu fahren, grabbelte aber vergebens nach dem Schlüssel. Den hatte mir, ohne daß ich es merkte, Tönnchen vorsorglich abgenommen.

Ich weiß nicht, woher mir plötzlich das Pflichtbewußtsein kam, jedenfalls marschierte ich vom Mommsen-Eck auf kürzestem Wege in den Betrieb. Auf kürzestem, nicht auf geradem. Denn die Beine wollten an diesem Morgen nicht so recht. Weiß nicht, woher das kommt. Muß irgendwie eine Nervenschwäche sein. Aber ich riß mich zusammen, wollte der Firma zeigen, was ein richtiger Kerl kann: trotz durchzechter Nacht noch stramm seinen Dienst tun! Das soll mir erst mal einer nachmachen.

Die Hoppe versuchte die andern von mir fernzuhalten. Sie fürchtete wohl, zu sehr ins Abseits zu geraten, wenn alle auf mich achteten. Nachdem Klose ein paarmal mit zusammengekniffenen Augen hereingeschaut hatte, schickte sie mich zur Registratur, ihr dort ein paar Akten

herauszusuchen. Na, und da geriet ich dann natürlich an Strehlow, der ja in der Registratur den Boß spielt. Und wie immer hatte Strehlow seinen Flachmann rasch zur Hand. Früher hatte er da immer Gin drin, doch seit wir uns kennen, füllt er den Flachen mit Whisky, mir zuliebe.

Es war schon gegen Mittag, als ich aus der Registratur kam. Mit Strehlows Hilfe hatte ich alles gefunden, was die Hoppe brauchte. Hatte es in einem Karton zusammengepackt. Und da passierte es: eben, als ich um die Flurecke will, rennt mich von der andern Seite her Klose an. Rabau! Da liegt der ganze Krempel, ich aber taumele – vor Schreck ganz benommen – gegen die Wand, versuche mich da abzustützen, rutsche aber ab und lande auf dem Bauch. Als ich mich herumdrehe, steht Klose über mir, zählt wie ein Ringrichter, sagt »Aus!«, eben als ich mich hochzukommen bemühe.

Und ausgerechnet in diesem Augenblick erscheint auch noch der Prokurist auf der Bildfläche. Möchte wissen, was der da zu suchen hat? Der gehört doch in die Chefetage? Na ja, manche Leute wissen eben nicht, wo sie hingehören. Egal, auch er sieht mich von oben herab an, zieht schnuppernd die Nase kraus und konstatiert: »Whisky!«

Dann wendet er sich an den Ringrichter, will sagen Klose, und meint ganz beiläufig: »Jetzt genügt es mir, machen Sie seine Papiere fertig und kommen Sie zu mir.« Nickt ihm noch einmal zu und geht. Zu mir sagt er nicht ein Sterbenswörtchen. Keine Lebensart! Und so etwas nennt sich Prokurist.

Am nächsten Tag ruft Klose mich zu sich. »So, heute sind Sie anscheinend wieder nüchtern, Herr Boje. Dann gehen Sie, bevor Sie sich wieder betrinken, zum Prokuristen.« Er sieht mich von oben bis unten an, wirft dann hin: »Ich habe Ihre Papiere fertiggemacht und schon nach oben gereicht. Sie können dann gleich gehen, brauchen sich hier bei uns nicht groß zu verabschieden.«

Er räuspert sich. »Um Ihre Eltern, die ich sehr verehere, tut es mir wirklich leid. Eine hochgeachtete, alte Hanseatenfamilie, und nun das!« Er zuckt die Schultern. »Nun ja, es gibt eben auch in einer solchen Familie gelegentlich ein schwarzes Schaf.«

Habe ich etwas erwidert? Ich weiß es nicht, erinnere mich nur, daß ich halb benommen zum Prokuristen hineinstolperte. Der bot mir nicht einmal einen Stuhl an, schob mir, ohne mich anzusehen, über den Schreibtisch die Mappe mit meinen Papieren zu. Obenauf lag ein an mich adressiertes Schreiben.

Zeugnis

Herr Jens Boje, geboren am 15. 1. 1946, war vom 1. 10. 1965 bis zum 31. 7. 1966 als Volontär des Großhandels tätig. Das Dienstverhältnis wurde vorzeitig von uns aufgelöst.

Da habe ich es schwarz auf weiß: genau zehn Monate habe ich bei Johannsen & Johannsen volontiert.

Aus alter Gewohnheit schlendere ich den Gang entlang und die Treppe hinunter zu dem Büro, in dem ich nun seit fast einem Jahr als Volontär gearbeitet habe. Erst als ich die Hand auf der Klinke habe, fallen mir Kloses Worte ein. So, er legt also keinen Wert darauf, daß ich mich bei ihm und der Hoppe offiziell verabschiede. Aber ich, ich habe ihm noch etwas zu sagen.

Entschlossen drücke ich die Tür auf. Die Hoppe sitzt an ihrer Schreibmaschine, hört mit Tippen auf, als sie mich sieht. Klose hat wohl gerade telefoniert, legt jedenfalls eben den Hörer auf und starrt mich an, als sei ich ein Wunder. Ich nicke ihm höhnisch zu: »Vielen Dank auch, Herr Klose, für all Ihre Bemühungen. Und – daß ich es ja nicht vergesse – ganz besonders herzlichen Dank für den ›Ratzeputz‹ damals! Der war klasse, hat mich so richtig auf den Geschmack gebracht.«

Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie die Hoppe zu schlucken anfängt. Gleich wird sie heulen. Nur das nicht! Ich mache eine leichte Verbeugung zu Klose hin, wende mich und schreite erhobenen Hauptes zur Tür hinaus. Nein, ich knalle die Tür nicht hinter mir zu. Ganz behutsam lasse ich sie ins Schloß gleiten. Genau, wie es die feine hanseatische Art erfordert. Die werden schon noch sehen, welch eine Führungskraft sie an mir verloren haben.

»Noch ein Knabberchen als Nachtisch?« Ich schrecke hoch, sehe die Chipstüte vor mir, die Marianne herüberreicht, und bediene mich. Doch mit meinen Gedanken bin ich noch immer bei dem, was uns Heiko über seine erste Bekanntschaft mit König Alkohol erzählt hat. Jetzt läßt er sich von Marianne aus der Riesentherme noch einmal Tee einschenken. Vom vielen Reden ist ihm offenbar der Mund trocken geworden. Gedankenvoll zerrührt er den Kandis. Hanseat mit Lebensart. Bringt nicht etwa fertig gesüßten Tee zum Segeln mit, nein, ungesüßten; und dazu dann Kandis in einer – ja, wahrhaftig in einer echt silbernen Patene. Wenn man ihn so ansieht, diesen blinden Athleten mit dem silberblonden Schopf, dann möchte man gar nicht glauben, was er da berichtet hat.

Und dann dieses Mäuschen, das sich rührend um ihn bemüht. Und auch sie soll alkoholabhängig gewesen sein? Ich versuche, mir diese stille und bescheidene Frau in betrunkenem Zustand vorzustellen. Unmöglich, völlig unmöglich.

Hat sie meine Gedanken erraten? Sie nickt mir zu. »Was Heiko da erzählt hat, macht Ihnen offenbar zu schaffen?« Heiko hebt das Gesicht: »Und dabei war das alles erst der Anfang. Sie hörten ja, ich trank damals nur von Zeit zu Zeit. Voll betrunken war ich während meiner Volontärzeit fünf- oder sechsmal.«

»Also eine Art Quartalssäufer?«

Heiko winkt ab. »Nein, der Quartalssäufer ist wieder ein ganz anderer Typ. Der trinkt – wie der Name sagt – in bestimmten Abständen, weil er dann trinken will, trinken muß. Ich aber war damals, nun sagen wir: Gelegenheitstrinker. Sie verstehen? Ich trank bei jeder passenden Gelegenheit, bei Betriebsfesten, Geburtstagsfeiern oder ähnlichen Anlässen.« Sein Gesicht wird ernst. »Aber so ist es eben: zu leicht wird aus einem Gelegenheits- ein Gewohnheitstrinker und am Ende ein vom Alkohol Abhängiger.« Er beißt sich auf die Lippe. »Besonders dann, wenn dieser Gewohnheitstrinker zu härteren Sachen übergeht, zu Whisky, Gin und anderen hochprozentigen Schnäpsen.«

Mäuschen meldet sich zu Wort. »Das findet sich dann so im Laufe der Zeit. Anfangs trinkt man ein, zwei Gläser, um einen Ärger herunterzuspülen, oder auch, weil man in lustiger Gesellschaft ist, und ganz allmählich wird es zur Gewohnheit.« Sie zuckt verlegen die Schultern. »Bei mir fing es an, als mein erster Mann mich verließ. Ich suchte Trost im Rotwein, wollte vergessen, die Einsamkeit betäuben. Und eines Tages war es dann soweit: ich war süchtig geworden.« Sie macht sich daran, ihren Futterkorb zusammenzupacken. Doch während sie Becher, Tassen und Bestecke in die buntkarierten Tücher wickelt, fragt sie: »Können Sie sich eine Studienrätin vorstellen, die volltrunken ihre Primaner in Latein unterrichtet? O nein,

ich taumelte nicht etwa zum Gaudium der Klasse aufs Katheder, befand mich vielmehr in einem wahren Rausch. Die Hexameter und Jamben strömten mir von den Lippen, Horaz peitschte mich in einen Begeisterungssturm, Ovid –«

›Sie schlägt das bunte Tuch über den Futterkorb, richtet sich hoch. ›Und dann, ganz plötzlich, hakt es aus. Verlodert das Feuer, in Asche glüht Elysium, Pan stürzt ins welke Laub. Leere in mir – doch vor mir Faune, die höhnisch grinsen, eine zwölfte Klasse, die merkt, wie es um mich steht.‹ Sie schlägt die Hände vors Gesicht. ›Das war schlimmer als der Tod.‹

Wind harft in den Birken, hoch über uns kreischt eine Möwe. Heiko hat sich zu Marianne hinübergebeugt, streicht ihr über das Haar, ganz zart. ›Ist ja gut, Marianne. Bist ja nun seit mehr als drei Jahren trocken. Und ich bin bei dir. Wir halten zusammen, weil wir wissen: ein einziger Schluck genügt, und alle Dämme brechen.‹

Ihre Schultern zucken nicht mehr. Sie wirft den Kopf in den Nacken und lächelt, ein traurigfrohes Lächeln: ›Ich war ja nur im ersten Kreis der Hölle. Aber du, Heiko, du hast die Hölle bis zum letzten Kreis durchmessen. Und weißt, daß wahr ist, was da an der Höllenpforte steht:

›Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!‹

Erinnerung durchzuckt mich: ›Dante!‹ Unwillkürlich habe ich laut gedacht. ›Natürlich: Divina Comedia! Da steht das furchtbare Wort über dem Eingang zur Hölle. Aber – ich habe den Satz etwas anders in Erinnerung? Ich bin mir nicht ganz sicher: ›Laßt alle Hoffnung fahren?‹ Marianne nickt mir zu: ›Das kommt auf die Übersetzung an, die man benutzt. Ich habe so zitiert, wie Richard Zoozmann die ›Göttliche Komödie‹ übertragen hat.

*›Ich liebe die gestochenen Terzinen,
Mit denen Zoozmann übersetzt des Dichters Wort,
In ihrem Klang und Rhythmus mir erschienen
Die Höll', der Läutrungsberg, des Paradieses Ort.‹*

Es verschlägt mir die Sprache. So aus dem Stegreif dichtet diese Marianne in Terzinen! Ich möchte die Schüler beneiden, die sie unterrichtete. Wirklich, es ist ein Genuß, dieser Frau zuzuhören, wie Heiko durch jene dunkle Pforte trat; wie er die Hölle bis zum innersten Kreis durchmaß, zum Berg der Läuterung fand und dann zurück zum Licht.

Und plötzlich sehe ich die ›Göttliche Komödie‹ ganz anders, neu: nicht mehr als Dichtung voller Phantasie und Glaube; nein, als Wirklichkeit schon hier auf Erden. Nicht für jeden, nicht für mich, Gott sei Dank! Aber für diesen und jenen, wie für diesen Heiko Boje.

Paul erhebt sich. ›Es wird dämmrig, wir müssen an die Heimfahrt denken.‹ Schweigend packen wir unsere Sachen und gehen über den Steg

zur ›Dieksand‹. Der Wind hat sich, wie es abends oft der Fall ist, gelegt. Nur noch eine leichte Brise schiebt uns über den See. Im Westen verglüht die Sonne hinter einer dunklen Wolkenwand. Mich fröstelt plötzlich.

Heiko und Marianne: zwei, die dem Alkohol verfallen waren, nun aber trocken sind. Ein paar Verse aus dem ›Tobias Knopp‹ fallen mir ein:

*Es schwellen die Herzen,
Es blinket der Stern,
Gehabte Schmerzen
Die hab' ich gern.*

Gehabte Schmerzen! Dieser Wilhelm Busch führte nicht nur eine spitze Zeichenfeder, er war auch ein Menschenkenner. Gehabte Schmerzen, die hab ich gern –

Auf dieses Wörtchen ›gehabte‹ kommt es an. Daß sie ›gehabte‹ Schmerzen bleiben und nicht wiederkehren. Daß das ›Trocken‹ von heute vorhält und keine feuchte Umkehr erfährt. Die beiden haben es ja gleich zu Anfang gesagt: ›Keinen Tropfen! Keinen einzigen Tropfen!‹ Und vorhin hat Heiko es bekräftigt: ›Ein einziger Schluck genügt, und alle Dämme brechen.‹

Ich kann das nicht begreifen, muß es aber als wahr hinnehmen. Diese beiden hier wissen ja Bescheid, haben alles durchgemacht: vom ersten Schluck bis hin zum letzten, allerletzten. Sie waren dem König Alkohol verfallen wie Jack London, Gottfried Keller, Fritz Reuter oder so viele andere Größen der Literatur. Wie Musiker und Philosophen, Künstler, Politiker und – Geistliche.

Kein Genie ist dem Alkohol gewachsen. Ja, es scheint, als könne gerade das Genie ihm am wenigsten widerstehen. Er herrscht, herrscht über die Schwachen, die sich ihm aus Angst in die Arme werfen; er herrscht über die Starken, die mit den Zähnen knirschen. Er herrscht – und alle Energie zerbricht an ihm. Ein einziger Schluck genügt, der erste Schluck –

Es ist Nacht, als wir am Steg in Bosau anlegen. Marianne führt Heiko vorsichtig aufs feste Land. Ich begleite sie bis zu ihrem Wagen. »Gute Heimfahrt!« Marianne kurbelt das Fenster herunter, reicht mir die Hand: »Herzlichen Dank für den schönen Tag!« Sie startet den Motor, fragt, und es klingt fast ein wenig ängstlich: »Dürfen wir uns gelegentlich wieder zum Segeln einladen?«

»Aber selbstverständlich! Heiko muß uns doch seine Geschichte weiter erzählen, seine – Höllenfahrt.«

Marianne nickt mir zu, die Scheibe rollt hoch, der Wagen zieht sacht an. Und ich stehe da und sehe den roten Schlußlichtern nach.

*Wenn Würfelspieler sich vom Tisch erheben,
Bleibt der Verlierer sitzen meist verdrießlich
Und würfelt für sich selbst noch, um zu lernen.*

Die hatten mich genau zum richtigen Zeitpunkt gefeuert. Ich hatte ja sowieso meine Dienstzeit beim Bund vor mir. Und drei oder vier Tage nach meinem schlichten Abschied von Johannsen & Johannsen flatterte mir die Vorladung zur Musterung ins Haus. Als ich sie meinem alten Herrn zeigte, raunzte der: »Da hast du eine neue Chance, etwas aus dir zu machen. Nun nutze sie auch!« Wird gemacht, Alter Herr, wirst sehen, dein Herr Sohn gibt einen schneidigen Offizier ab. Ich weiß ja, daß du auf so etwas Wert legst, bist ja selber mal Major gewesen, damals, im nun schon halb vergessenen Kriege.

Bei der Musterung lief alles glatt. Ich hatte auch nicht mit Schwierigkeiten gerechnet, war guter Sportler, körperlich und geistig fit und wußte vom Alten Herrn, welches Auftreten hier geschätzt wurde. Gab mich also entsprechend: kurz, sachlich, selbstbewußt.

»Haben Sie einen Wunsch hinsichtlich –« Ich ließ den Musterungsoffizier gar nicht erst ausreden, knallte die Hacken zusammen und verkündete: »Panzeraufklärer, Herr Major!« Er sah mich erstaunt und zugleich erfreut an, wechselte einen Blick mit dem Feldwebel, der ihm mit dem Schreibkram zur Hand ging, und meinte: »Na schön, wollen sehen, was sich tun läßt.«

Es ließ sich was tun! Panzeraufklärer in Eutin: feine Truppe, große Tradition. Im Flur haben sie die Schlacht von Leuthen aufgebaut, im Maßstab 1:50, ein Riesenpanorama mit ein paar tausend Zinnfiguren. Alle nach dem Vorbild der historischen Uniformen stilgerecht bemalt.

Bei diesem feinen Haufen in Eutin fing ich also an. Wie man auftritt, um Eindruck zu schinden, hatte ich beim Alten Herren erkundet. Es lief alles wie geschmiert: Grundausbildung, drei Monate Wehrdienst, dann Unterführerlehrgang; nochmals bei der Truppe, endlich Ernennung zum ROA-Unteroffizier. Leute, wer sagt's denn: Heiko Boje hat die ersten Stufen auf der Treppe nach oben geschafft, spielend, wie nicht anders erwartet. Hatte mir wirklich Spaß gemacht, der Dienst bei dieser technisch gut ausgerüsteten Truppe war interessant, nur die Abende ödeten mich an. Setzen wir uns also in der Kantine zusammen, kloppen wir einen Skat! Nach der dritten Runde habe ich das Bier satt, gehen wir also auf Whisky über. Jochen maulte zwar, wollte beim Bier bleiben, doch am Ende machte auch er mit. Das Ergebnis war eine leichte Besäufnis. Bei den drei anderen merkte man es am nächsten Morgen. Sie waren nicht so ganz bei der Sache, und Klaus hätte um ein Haar mit seinem Spähpanzer Mist gebaut. Doch Heiko Boje? Steht seinen Mann wie ein alter Wikinger.

Natürlich wurde auch jede Beförderung standesgemäß begossen. Standesgemäß heißt bei mir: mit Sekt. Hergesehen und nicht gezittert! Nach

zwei Stunden – wir waren schon ganz schön in Fahrt – verlegten wir den Schauplatz der Handlung in die Disco. Ein paar lahme Krähen machten da nicht mit, war ihnen zu teuer. Doch der Kreis der Getreuen hielt mir die Stange. Am Ende ging alles auf meine Kosten. Was die andern für Augen machten, als sie die Rechnung sahen. In der Disco haben sie tatsächlich unverschämte Preise, aber was tut's, Leute. Heiko Boje hat es ja.

Wenn nur der Alte nicht so knauserig wäre. Er lebt anscheinend immer noch in der Vergangenheit. »Wir damals: alle zehn Tage bekamen wir unseren Wehrsold, reichte kaum für Zigaretten und ein Bierchen. Und ihr heute?« Er schüttelt in gekonnter Verzweiflung den Kopf. »Als Unteroffizier bekommst du ein Gehalt, von dem du leben kannst.« Er ist zu einem Entschluß gekommen. »Also von mir bekommst du jetzt keinen Pfennig mehr. Mit deinem Gehalt kannst du gut zurechtkommen. Und im übrigen lernst du dabei, mit dem dir Zustehenden auszukommen.«

Rauhe Sitten bei der alten Generation, aber leider nicht zu ändern. Muß also tatsächlich versuchen, »mit dem mir Zustehenden auszukommen.«

Ja, wenn ich allein auf der Welt gewesen wäre! Aber da waren doch noch die andern, die weniger Bemittelten, die auf meine Spendierfreudigkeit angewiesen waren. Feine Kerle, aber eben weniger gut betucht. Da schmissen dann Heinz oder Ottchen eine Runde Bier von ihrem schäbigen Wehrsold. Man sah es ihnen an, wie sie in Gedanken mitrechneten und jeden Groschen zweimal umdrehten. Nein, Kinder, da konnte ich mich nicht lumpen lassen. »Sekt her! Und zwar für alle!« Eines Tages merkte ich dann, daß ich doch mehr ausgab, als ich verdiente. Erst hatte ich Fred, dessen Alter nicht so knickerig war, angepumpt. Doch als es in die Hunderte ging, da spielte Fred nicht mehr mit. »Mach's erst mal glatt, Heiko, dann kannst du mit dem Anpumpen wieder von vorne anfangen.« Mach's glatt! Gut gesagt, aber wie?

Ein Glück, daß mir Freds Schusseligkeit zugute kam. Nach dem Sport ging's unter die Duschen. Ich war als letzter hereingekommen, sah Freds Trainingsanzug da hängen, und mir fiel auf, daß sich die Tasche so beulte. Sollte –? Tatsächlich, Fred hatte sein Portemonnaie in der Trainingshose stecken. Und das, obwohl es streng verboten ist, Geld und Wertsachen zum Sport mitzunehmen. Und dann gar noch unbeaufsichtigt im Umkleideraum hängenzulassen und sich unter die Dusche zu stellen. Dem werde ich einen Denkkettel verpassen!

Zweihundertundfünfzig Mark waren darin. Natürlich, es war Montag vormittag, und übers Wochenende war Fred zu Hause gewesen und hatte sich von seinem Alten ausreichend versorgen lassen. Sich? Nein, mich!

Zwei Hunderter und ein Fünfziger – wohin damit so schnell? Meine Turnschuhe! Schon habe ich die Einlegesohle angehoben und die Scheine daruntergelegt. Nun wieder die Sohle fest angedrückt – und barfuß ab unter die Dusche!

Neben mir pustet glucksend Fred, so richtig mit Wohlgefühl. Warte nur, das wird dir bald vergehen. Und ich werde mir still ins Fäustchen lachen. Ja, das hast du nun davon, daß du mir nicht weiter borgen, sondern erst dein Geld zurückhaben wolltest. Kannst es jetzt zurückhaben von mir; alle meine Schulden bei dir bezahle ich – mit deinem Geld!

Aber noch nicht heute oder morgen, das wäre zu auffällig. Nächsten Montag erst, nach meinem Heimaturlaub. Da kann es dann nicht auffallen, wenn ich alles berappe, habe mir das Geld eben zu Hause beschafft.

Fred ist tatsächlich ein furchtbarer Schussel. Daß das Geld verschwunden war, hat er zuerst überhaupt nicht gemerkt. Ich stand dicht neben ihm, als wir uns auf der Stube umzogen und er das Portemonnaie aus der Trainingshose in seinen Spind legte. Wird er –? Nein, er sah nicht nach, war sich völlig sicher, daß das Geld noch darin war.

Nach Dienstschluß aber, als wir hinunter in die Kantine gehen wollten: da langt er sich das Portemonnaie heraus und öffnet es, um sich Geld für die Kantine herauszuholen. Das Gesicht! Dieses – ja, ich kann nur sagen: dieses dämliche Gesicht! Und ich – ganz unschuldig, ganz ahnungslos –: »Was machst du denn für ein Gesicht, Fred? Man könnte ja denken, dir sind alle Felle weggeschwommen?«

Er biß sich auf die Lippen, glotzte mich an, etwas wie Verdacht glomm in seinen Augen auf, aber nur für einen Augenblick. Dann atmete er tief durch, stieß zwischen den Zähnen heraus: »So eine Schweinerei! Kameradendiebstahl – man soll es nicht für möglich halten. Möchte nur wissen, wie und wo –«

»Du bist bestohlen worden?« Ich brachte es so betroffen heraus, daß ich wohl auch einen Klügeren als Fred getäuscht hätte. »Bestohlen? Beklaut! Von Kameraden!« Um das Geld ging es ihm anscheinend erst in zweiter Linie. Weit härter schien es ihn zu treffen, daß es einer seiner Kumpel getan hatte. »Wem soll man da noch trauen!« Er schüttelte den Kopf, wie einer, der an Gott und der Welt verzweifelt.

Ich konnte nicht anders, ich mußte Essig in seine Wunde träufeln: »Meinst du wirklich, daß einer von uns –? Könntest du es nicht anderswo verloren haben?« Er ging hoch: »Verloren? Dann müßte ja das Portemonnaie weg sein. Das ist aber da. Hier!« Er schrie es mir ins Gesicht. »Hier! Und leer! Nein, mein Lieber, das Geld ist aus dem Portemonnaie geklaut worden. Und dann hat der Schuft mir das leere Portemonnaie wieder –« Mich ritt der Teufel: »– ins Spind gelegt? Wie soll er das –« Fred ließ mich nicht ausreden. »Unsinn! Das Geld ist schon vorher geklaut worden, als ich das Portemonnaie in der Trainingshose stecken hatte und unter der Dusche stand.«

Hallo, jetzt war er auf der richtigen Spur. Wie konnte ich ihn ablenken? Mir kamen gleich zwei rettende Gedanken. Doch immer ruhig und bedacht! Zunächst einmal zu Punkt eins: »In der Trainingshose? Und die

hast du im Umkleideraum hängen lassen?« Ich mimte den vorschrittsbeflis-
senen Soldaten: »Mann, weißt du denn nicht, daß so etwas verboten ist?
Geld muß – muß! – unter Verschuß aufbewahrt werden; eben, um
Kameraden nicht zum Diebstahl zu verleiten. Wer Geld offen herumliegen
läßt, wird –« Er unterbrach mich mit einer fahrigen Handbewegung.
»Weiß es selbst: ... wird wegen Verleitung zum Kameradendiebstahl
ebenfalls bestraft.« Er zog knurrend den Kopf ein. »Das ist ja der Jammer:
Ich kann den Diebstahl nicht mal melden, weil ich sonst selbst beim Kragen
genommen werde.« Er stützte sich auf den Tisch und grübelte. »Wenn ich
den Kerl zu fassen kriege, dann gnade ihm Gott!« Mich ließ das kalt. Ja, es
machte mir sogar Spaß. »Bist du sicher, Fred, daß dir das Geld nur da im
Umkleideraum geklaut worden ist?« – »Absolut sicher!« – »Na, dann
müßte es doch möglich sein, den Betreffenden herauszubekommen.« Er
fuhr herum. »Wie denn?« – »Ganz einfach –« Ich lehnte mich zurück,
genoß meine Schauspielerei und kam zu Punkt zwei. »Überlege mal:
Konnte einer das Geld klauen vor dem Duschen?« Ich hatte ihn da, wo ich
ihn haben wollte: »Stimmt, da hätte er es nicht verstecken können, weil er
nackt war.« – »Also kann er es erst nach dem Duschen geklaut haben.«

Fred starrte mit großen Augen zum Fenster hinaus. »Ja, er hat das
Portemonnaie bemerkt, weil die Tasche sich beulte, hat es herausgezogen,
das Geld genommen, rasch eingesteckt und –« – »Und dann das leere
Portemonnaie schnell wieder in deine Trainingshose gesteckt.« Ich über-
legte laut weiter. »Wahrscheinlich ist er noch mit Ankleiden beschäftigt
gewesen, als wir aus dem Duschaum zurückkamen – und hat sich eins ins
Fäustchen gelacht!« Fred verzog das Gesicht.

Ich haue mit der Faust auf den Tisch und steigere mich künstlich in Wut
hinein. Bin halt ein guter Kamerad, der es nicht fassen kann, daß es nicht
nur gute Kameraden gibt. Dann werfe ich den Kopf auf die Seite, wie wenn
mir ein Gedanke kam. »Laß uns doch mal nachdenken, wer vor uns –« Er
beißt prompt an: »Wer vor uns aus dem Duschaum in den Umkleideraum
ging.« Er geht die Namen langsam durch: »Wir beide verließen gemeinsam
den Duschaum.« Ich spüre es, wie er jetzt mich in Gedanken abhakt. Ich
kann es also nicht gewesen sein. »Konny und Kalle waren gerade fertig und
verschwanden, als wir kamen.« Ich falle rasch ein: »Die kämen also in
Frage.« Er hebt die Hand: »Vorsichtig, wir wissen ja nicht, wer schon vor
ihnen gegangen war.« – »Das ließe sich doch ausmachen! Wir brauchen
bloß zu überlegen, wer sich noch nach uns unter der Dusche befand. Alle
anderen könnten es gewesen sein.«

Jetzt ist er, wie ich es beabsichtigt hatte, völlig verwirrt. »Nach uns
kamen nur noch fünf aus der Dusche: Gerd, Hansi, Mucki, Hajo und –«
»– und Werner.« Er nickt zustimmend, seufzt und sagt dann resigniert:
»Das sind fünf, dazu wir zwei, macht sieben. Insgesamt aber haben etwa
dreißig Mann geduscht, nämlich alle, die –« Er winkt müde ab. »Nein, so

bekommen wir es nicht heraus. Es kann – abgesehen von uns sieben – jeder Mann aus unserem Zug gewesen sein.«

Bravo! Er hat genau so kombiniert, wie ich es gewünscht habe. Ich bin aus dem Verdacht heraus, ohne die Schuld auf einen bestimmten anderen Kameraden schieben zu müssen. Jawohl, ich weiß, was Kameradschaft bedeutet, werde keinen braven Kumpel in Verdacht bringen.

Und hier den Fred kann ich über seinen Verlust sogar ein wenig trösten: »Freitag nachmittag fahre ich nach Hause. Mein Alter Herr wird mir aushelfen. Dann kann ich dir nächsten Montag meine Schulden – oder doch wenigstens einen Teil davon – zurückzahlen.« So, das ist für ihn ein kleines Trostpflaster. Und für mich ist es eine Vorsorgeversicherung. Habe ihm im voraus angedeutet, woher mein Geld – am nächsten Montag! – stammt.

Das ist also glatt gelaufen. Am folgenden Montag gab ich Fred zweihundert Mark zurück. Mehr war nicht möglich, weil ich fünfzig Mark schon wieder ausgegeben hatte. Der Rest? Nun, kommt Zeit, kommt Rat.

Rein zufällig habe ich neulich einen kleinen Betrag kassieren können. Werner hatte vergessen, seinen Spind abzuschließen. Ich paßte einen günstigen Augenblick ab, das Wertfach durchzufilzen. Künstlerpech, nur achtzig Mark waren darin. Daß er hernach so viel Gerede um die Sache machte! Er konnte sich gar nicht beruhigen über solchen gemeinen Kameradendiebstahl. Er wurde erst still, als Fred – ausgerechnet Fred – ihn ganz sanft darauf hinwies, er möge gefälligst leiser sprechen. Warum? Nun, ganz einfach, weil er Ärger bekäme, wenn zufällig ein Vorgesetzter etwas davon höre. Schließlich habe Werner seinen Spind unverschlossen gelassen und damit andere in Versuchung geführt. Das verschlug Werner die Sprache. Er brachte nur noch heraus: »Aha, am Ende ist immer der Ermordete schuld!«

Auch Jochen hatte nur zwei Zwanziger in seiner Brieftasche, die er in der Toilette hatte liegenlassen. Diese Scheine hätte jeder X-Beliebige herausnehmen können. Denn diese Toilette gleich neben dem Eingang wird nicht nur von den Männern unseres Zuges benutzt. Da konnte also überhaupt kein Verdacht auf mich fallen.

Ein ergiebiger Fang ist eigentlich nur bei Fred zu landen. Der hat öfter größere Beträge zur Hand. Erst heute früh sah ich, wie er eine Handvoll Blaue zählend durchblätterte. Als er bemerkte, daß ich ihm zusah, steckte er den Packen rasch weg, doch ich hatte es schon längst gesehen. Mindestens ein halbes Dutzend Hunderter! Mann, o Mann!

Jetzt, hinterher, weiß ich es: Fred ist ein durch und durch hinterhältiger Halunke. Da spielt er dir den guten Kameraden vor, den treuen Kumpel ohne Falsch und Hinterlist. Und insgeheim schmiedet er Pläne auf lange Sicht, stellt eine Falle, in die du einfach hineinrennen mußt. Jawohl, weil du ihm so viel Falschheit, so viel Gemeinheit nicht zugetraut hast.

Jetzt, nachdem die Sache zum Klappen gekommen ist, weiß ich, daß Fred schon den Köder auslegte, als er sich von mir beim Scheinezählen

überraschen ließ. Überraschen! Nein, gestellt war die Szene! Ich sollte ihn beim Geldzählen überraschen, sollte sehen, daß er eine Handvoll Scheine parat hatte. Raffiniert, geradezu teuflisch auch, daß er haargenau dieselbe Situation rekonstruierte wie damals: der ganze Zug im Duschraum, der Umkleideraum menschenleer. Jedenfalls sah es so aus, als ich hereinkam. Und wieder beulte sich die Trainingshose Freds da, wo die Tasche sitzen mußte. Fast hätte ich gelacht. Es mir so leicht zu machen. Da sieht man wieder, manche Leute werden nicht einmal aus Schaden klug.

Rasch hin, ein Griff in die Trainingshose, die Geldbörse heraus und aufgemacht: fünf Hunderter!

Und plötzlich ein Schlag ins Genick! Fäuste packen mich rechts und links, Werner tritt mir vors Schienbein, Fred rammt mir die Faust in den Magen, immer wieder. »Du Schwein, haben wir dich jetzt!«

Sie haben mich fertiggemacht, aber mit Maßen. Genau im Rahmen der Legalität: keine Quetschungen, Schürfwunden, Blutergüsse. Sie haben mich, wie sie hinterher zu Protokoll gaben, nur festgehalten und, als ich ›Widerstand leistete‹, niedergerungen. Daß ich, als der UvD auf der Bildfläche erschien, taumelte und zusammenbrach? »Boje ist im Dienst betrunken gewesen.« Und damit man es glaubte, hatten sie mir Whisky in den Kragenausschnitt gegossen. Ich stank nach Fusel, als sie mich zum Alten schleppten.

Der hörte sich gelassen alles an, ließ dann Aussage für Aussage zu Protokoll nehmen.

Ich hatte erwartet, die würden nichts über den Diebstahl sagen; weil sie sich ja selber strafbar machten, wenn sie Geld unverschlossen herumliegen ließen. Doch ich hatte nicht mit der Gerissenheit dieser Kerle gerechnet.

Sie hatten sich vorher abgesprochen: aufgebrochen hätte ich Werners Spind! Und als Beweis legten sie das Schloß vor, das sie mit einer Zange entsprechend präpariert hatten. Von meinen Diebstählen, die ich im Duschraum verübt hatte, sagten sie kein Wort. Und mir war – aus verständlichen Gründen – der Mund verschlossen. Das Ende vom Lied: drei Wochen Arrest. Da hatte ich Zeit, über meine Probleme nachzudenken. Und über die Schlechtigkeit meiner Mitmenschen.

Dann wurde mir eröffnet, daß ich degradiert sei und als Reserveoffizier nicht mehr in Frage komme. Doch damit war die Sache noch immer nicht zu Ende. Es wartete noch ein Strafprozeß auf mich, ganz unabhängig von den militärischen Maßnahmen.

So etwas Ungerechtes: einen Mann wegen einer Lappalie gleich zweimal zur Rechenschaft zu ziehen!

*Auf halbem Wege unsers Erdenlebens
Mußt ich in Waldesnacht verirrt mich schauen,
Weil ich den Pfad verlor des rechten Strebens.*

Fast reiner Südwind und sommerlich warm. Das bestimmte den Kurs: durch das Helloch nach Dersau. Da der Strand dort für die tiefgehende ›Dieksand‹ zu flach ist, steure ich den Anleger der Dersauer Segler an. »Dürfen wir denn das?« fragt Marianne. Paul beruhigt sie: »Mit denen bin ich gut befreundet. Wir haben manche Regatta gemeinsam gesegelt.« Mäuschen macht große Augen: »Regatten segeln Sie auch? Hier mit der ›Dieksand‹?« Paul lacht: »Die ist hier einsam in ihrer Klasse, hat keine Konkurrenz gleicher Größe auf dem See. Regatta segeln wir darum mit der P 940, einem Fünfzehner-Jollenkreuzer.«

Er geht nach vorn, um den Festmacher klarzumachen. Ich halte etwas nördlicher, gehe jetzt auf Süd und mache den Aufschießer, um den Steg anzulaufen. Punktlandung! Als der Bug der ›Dieksand‹ den Steg erreicht, ist die Fahrt aus dem Boot. Paul kann mit einem Schritt auf den Steg treten und den Festmacher belegen. Da der Wind günstig steht, brauchen wir nach achtern keinen Anker auszubringen. Segel herunter, und wir können Marianne und danach Heiko auf den Steg helfen.

Heiko ist wieder in Spendierlaune: »Wo kann man hier gut essen?« Eine weit ausholende Handbewegung. »Sie sind natürlich meine Gäste.«

Und dann sitzen wir bei dem herrlichen Wetter im Gartenlokal und genießen: Scholle auf Holsteiner Art, nur Marianne, die nicht Gräten pulen mag, hat Grünen Aal gewählt. Paul und ich trinken Jever-Pils, die beiden anderen wieder mal Tee, Tee, Tee.

Es hat geschmeckt. Das Gespräch plätschert dahin, bis Paul geschickt Heiko auf das Thema bringt. Und der läßt sich nicht nötigen, erzählt.

»Natürlich waren wieder die anderen schuld: die Kameraden, der adlige Herr Oberleutnant, der zopfige Kommandeur. Auch der Richter hörte nur auf das, was die anderen da zu meinem Schaden vorbrachten. Gedankenverloren rührt Heiko in seinem Teeglas.

»Nie hätte ich zugegeben, daß der Alkohol an meiner Misere schuld war. Der war für mich doch kein Problem, mit dem wurde ich allemal fertig. Und außerdem sollten die andern nur still sein, die waren doch auch keine Kostverächter. Aber so ist das eben: die schoben ihre eigenen Schuldgefühle auf mich ab und meinten, sich auf diese Weise selbst reinwaschen zu können.« Er schüttelt den Kopf. »Tatsächlich, so war damals meine Einstellung. Alle anderen waren miese Typen. Sie haßten mich, weil ich ihnen überlegen war, weil ich besser aussah, schneller befördert wurde. Darum hatten sie mir die Falle gestellt. Nun hatten sie es geschafft, waren mich los, brauchten keine Minderwertigkeitskomplexe mehr zu haben.«

Er lacht, und es klingt bitter. Hat er es immer noch nicht überwunden?

*Und dem gleich, der in zweifelvoller Lage
Jetzt will, dann nicht will, prüfend wählt mit Schwanken,
Und seine Ursprungsabsicht bringt in Frage,
So ich!*

Jetzt wird alles besser. Ja, es ist mir klargeworden, daß der Plan mit der Bundeswehr ein Irrtum war. Ich bin nun einmal nicht zum Befehlsempfänger geschaffen, muß freie Betätigungsmöglichkeit haben, mich entfalten können. Das war da beim Bund nicht möglich. Es war also im Grunde gut für mich, daß sich die Sache zerschlug. Ich brauche Freiheit.

Ich habe seit meiner Entlassung aus der Bundeswehr schon dreimal die Stelle gewechselt. Es ist eben nicht leicht, in dieser Gesellschaft einen Platz zu finden, an dem man sich frei entfalten kann. Eine selbständige Persönlichkeit ist nicht gefragt, man sucht den angepaßten Menschen. Wer sich duckt, immer ja sagt, jeden Vorwurf herunter schluckt, der ist brauchbar. Einer wie ich aber hat es schwer, auch in einem sogenannten freien Beruf. Das habe ich jetzt dreimal zu spüren bekommen. Der erste Chef warf mich schon nach drei Monaten hinaus. Ich sei nicht bereit, mich dem Betriebsklima anzupassen. Ich habe ihn gut verstanden: ich war ihm einfach nicht spießig genug für seinen frommen Laden. Man soll es nicht für möglich halten, daß es so etwas heutzutage überhaupt noch gibt. Dieser Mann spielte den Tatchristen! Und er spielte diese Rolle fast überzeugend, rannte jeden Sonntag in die Kirche, spendete einen Tausender für ›Brot für die Welt‹ und – was das Widerlichste war – mimte den Sittenapostel, der sich für den Lebenswandel seiner Angestellten verantwortlich fühlte. Alle paar Tage hielt er mir Moralpauken, das Trinken sei aller Laster Anfang, ich sei in schlechter Gesellschaft und solle mich besser an ihn und seinen Gebetskreis halten. Kein Wunder, daß wir uns nach einem Vierteljahr ›in beiderseitigem Einvernehmen‹ trennten.

Wie schön, daß wir damals in einer Zeit der Überbeschäftigung lebten. Überall gab es offene Stellen. Die Drecksarbeit machten die sogenannten Gastarbeiter. Leute mit Köpfchen und eigenen Ideen waren überall gefragt. So hatte ich schon nach drei Tagen eine neue Stellung bei einem Immobilienmakler. Ging anfangs auch ganz gut, aber dann gab es Reibereien mit dem Chef. War ein Pedant, der immer mit der Uhr in der Hand herumrannte. »Herr Boje, Sie sind heute wieder eine halbe Stunde zu spät erschienen.« Und dabei handelte es sich in Wirklichkeit um knappe zwanzig Minuten! »Sagen Sie, Herr Boje, was ist denn heute mit Ihnen los? Ihnen zittern ja die Hände?« Stimmte, mir zitterten die Hände, aber nicht, wie er pharisäerhaft behauptete, vom Saufen, sondern weil ich mit aller Kraft an mich halten mußte, um ihm nicht in seine Visage zu langen. Nein, wir paßten nicht zueinander. Ich war froh, als die mir meine Papiere aushändigten. Immerhin besaßen sie so viel Anstand, daß sie mir noch den

vollen Monatslohn auszahlen, obwohl es erst der Zehnte war. Na ja, sie hatten wohl ein schlechtes Gewissen.

Danach bekam ich eine Chefin! Wissen Sie, so ein emanzipiert auftretendes Mannweib. Nicht, daß sie einen Oberlippenbart gehabt oder sonst wie ein Mann ausgesehen hätte. Im Gegenteil, ein apartes Persönchen, zierlich und charmant. Aber das war alles Raffinesse. Damit suchte sie sich die Männer um den Finger zu wickeln. Was ihr bei allen großartig gelang! Sie tanzten, wie sie pfiff. Nur ich nicht! Bei mir konnte sie mit ihrem ausgefeilten Charme nicht landen. Ich hatte sie schon am zweiten Tag durchschaut. Und als sie mir dann mal so von oben herab Verhaltensmaßregeln geben wollte, da habe ich ihr die Wahrheit ins Gesicht gesagt. Und die Wahrheit vertrug sie nicht. Für mich war es ein Genuß: wie sie da kreidebleich nach Luft schnappte, dann theatralisch zur Tür wies und zischte: »Melden Sie sich bei Fräulein Wiesner und lassen Sie sich Ihre Papiere geben.« Ich zuckte nur die Schultern, kannte das ja schon zur Genüge.

Jetzt bin ich bei Raiffeisen, habe mein eigenes Büro, vermittele, organisiere und lasse mich allenfalls dann zu Abschlüssen herbei, wenn es sich lohnt. Kleinvieh mache auch Mist? Mag sein, aber davon können nur Leute mit bescheidenen Ansprüchen leben. Ich mit meiner Lebensart bevorzuge da doch lieber Großvieh.

Ach ja, und dann ist da noch etwas Neues in mein Leben getreten. Und das heißt Kerstin. Was ich an ihr so schätze: sie mault nicht gleich, wenn ich mal lustig bin. Sie macht fröhlich mit, wenn ich aus meinem Alltag erzähle. Und wenn es ihr irgendwie nicht gefällt, dann hält sie den Mund. Ein patentes Frauchen!

Gleich nach Ostern haben wir geheiratet, und jetzt – wie könnte es anders sein – ist etwas Kleines unterwegs. Als Kerstin es mir sagte, war ich rein aus dem Häuschen. Nein, ich hätte es nie für möglich gehalten, daß man sich als »werdender Vater« so freuen kann. Noch am gleichen Abend habe ich es unter Freunden gefeiert. Ja, Leute, da ging es hoch her. Der angemeldete Filius mußte doch gebührend gefeiert werden. Klar, mit Sekt, Bier und Korn, immer schön abwechselnd. Am Ende waren wir alle recht vergnügt. Untergehakt zockelten wir, als es schon zu dämmern begann, heimwärts. »Heiko, wir bringen dich noch um die Ecke!« – »Um die Ecke? Mann, das wäre jetzt ja Vatermord!« Und sie schütteten sich aus vor Lachen. Vor unserer Haustür brachten sie dann noch ein »Hoch!« auf mich aus: »Hoch soll er leben, Vater soll er werden, dreimal hoch!« Es klang nicht sehr rein, dafür aber um so lauter. Die Nachbarn wurden wach, Gardinen bewegten sich, die widerliche Krechlin riß sogar ihr Fenster auf und schimpfte lauthals über die nächtliche Ruhestörung.

Als ich endlich oben in meiner Wohnung ankam, war natürlich auch Kerstin wach. Das Gesicht unter den strubbeligen Haaren sah verknittert

aus. Und als ich den Flur entlangschloß und dabei den Schirmständer umwarf, fing sie zu heulen an.

Das kann ich leiden! Sollte sich freuen, weil doch ein Baby unterwegs ist! Aber nein, da heult dieses Mensch, als wenn die Welt gleich unterginge. Einen Augenblick verschlug es mir die Sprache. Aber dann habe ich sie zurechtgestaucht. In der Tonart, wie es der Gefreite Pusch so schön konnte, wenn er uns ›Erdkunde‹ beibrachte. »Auf! Hinlegen! Auf!« Ein Jammer, daß Kerstin kein Rekrut war und sich unser Flur als Tummelplatz für Geländeübungen nicht eignet. Es war ihr Glück, daß sie sofort klein beigegeben hat. Als ich so richtig in Fahrt kam, wurde sie immer leiser. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich begriff, daß sie nicht wollte, daß die Nachbarn alles mitbekämen. Na, da hatte ich natürlich Oberwasser: »Ah, das ist dir peinlich? Begreife, begreife, daß niemand wissen soll, was für eine Xanthippe du bist. Mich unter den Pantoffel kriegen möchtest du, aber unauffällig bitte, daß es ja keiner von denen in der Nachbarschaft merkt. Da kommst du bei mir an den Richtigen!« Sie jammerte nur noch leise vor sich hin, rang die Hände, beschwor mich: »Leise, Heiko! Bitte, bitte!« Ich habe sie ins Schlafzimmer gestoßen und hinter ihr von außen abgeschlossen. Sah gerade noch, wie sie sich aufs Bett fallen ließ und ins Kopfkissen schluchzte. Dann habe ich das Weite gesucht. Weil die Kneipen noch oder gerade eben geschlossen waren, bin ich zum Bahnhof getrottelt. Die Bahnhofswirtschaft ist ja rund um die Uhr geöffnet. Da habe ich mich in eine Ecke verzogen und bei ein paar Doppelkorn über den Fall nachgedacht. Ich war vielleicht doch ein bißchen zu scharf mit Kerstin umgegangen? werdende Mütter – das weiß man ja – sind mitunter in ihren Stimmungen unberechenbar. Hätte das bedenken sollen.

Beim vierten Korn hatte ich mich entschlossen: Heiko, alter Junge, wirst die Sache wieder ins reine bringen. Bist ja gar nicht so, brauchst nicht nachtragend zu sein, kannst großzügig vergeben.

Bin also beim Blumengeschäft Wiese vorbeigegangen. »Zwölf rote Rosen bitte!« Es war inzwischen acht Uhr geworden, und als ich endlich vor der Haustür ankam, war die Portierfrau gerade beim Treppenreinigen. Leutselig, wie ich bin, grüßte ich mit einem frischfröhlichen »Guten Morgen, Frau Kupke!« Doch auch die schien gerade ihren schlechten Tag zu haben, sah mich kaum an, knurrte nur: »Passen Sie auf, es ist glatt!« Als wenn ich das nicht selber gesehen hätte! Ich hielt ihr den Strauß unter die Nase: »Sehen Sie mal, was ich da am frühen Morgen meiner Frau mitbringe! Tja, so ist eben ein Kavalier.« Und die Kupke? »Sie haben's ja auch wohl nötig, Herr Boje.« Sie pustete sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Nach diesem Krach in der Nacht!«

Das waren nun die Folgen von Kerstins Heulerei. Ich wollte schon dieser Frau Kupke etwas sagen über die Gemütslage schwangerer Frauen,

doch zur rechten Zeit fiel mir noch ein, daß dies unter aller Würde gewesen wäre. Was ging es die Kupke an, daß Kerstin schwanger war!

Es war nicht ganz leicht, das Schlüsselloch zu finden; wegen des riesigen Blumenstraußes natürlich, der mir immer im Wege war. Endlich schaffte ich es doch, zog die Tür leise hinter mir ins Schloß und schlich durch den Flur zur Schlafzimmertür. Der Schlüssel steckte noch, was die Sache vereinfachte. Ganz, ganz leise drehte ich ihn herum und riß dann mit einem einzigen Schwung die Tür auf.

Gelungen, die Überraschung! Kerstin fuhr auf, als sei eine Bombe eingeschlagen. Sie sah noch immer verheult aus, die linke Seite ihres Gesichts, die auf dem zerwühlten Kopfkissen gelegen hatte, war von den Falten gezeichnet. Arme Kerstin, wie tust du mir leid!

Sie schrie gellend auf. Aus Schreck natürlich, dachte wohl, es sei ein Einbrecher. Dann erkannte sie mich, ich sah es ihr an. Über ihr Gesicht flog es wie Wellen, wie Wellen auf einem See, in dem die Sonne sich spiegelt. Immer hell und dunkel in flimmerndem Wechsel. Dann blieben ihre Augen an dem Rosenstrauß hängen. Sie entspannte sich und sank zurück. Ich sah, wie ihre Brust sich hob und senkte. Und nun weinte sie wieder, aber anders als in der Nacht, ganz anders.

Ich erinnere mich genau: wie ich die Rosen auf das Tischchen legte, ans Bett trat, mich auf die Kante setzte und Kerstin zu streicheln begann, immer nur zu streicheln, ganz sacht, ganz zart. Ihr Gesicht hob sich aus dem Kissen, ihre Augen suchten mich. Ich sank zu ihr nieder, fühlte, wie die Wogen über mir zusammenschlugen. Ich ließ mich sinken, immer tiefer. Dunkel wurde es um uns. Wir sanken, sanken Hand in Hand, hielten uns fest, krallten uns aneinander, ineinander, rangen nach Luft.

Urpötzlich war das Ringen vorbei, ich stieß mich mit beiden Füßen vom Grunde ab, fühlte, wie sich unsere Leiber hoben, wie wir emporstiegen, wie das Licht uns immer näher kam. Dann war Helle um mich her. Ich spürte sie noch durch geschlossene Lider. Ich schlug die Augen auf und sah – in Kerstins Augen. Ich sah das Leuchten in ihnen, tief innen. Und vernahm ihr heißes Atmen. Und nun sank sie zurück, gelöst, glücklich.

Und ich, ich hatte sie glücklich gemacht! Ich, ihr Mann. Ich, der Vater des Kindes, das in ihr wuchs. Ihr Ohr war dicht vor meinem Mund, und ich flüsterte Märchen von Liebe und Glück. »Kerstin, ich schwöre dir, schwöre: ich habe dich so lieb, daß ich nie mehr trinken werde, nie mehr!« Ich rüttelte sie an ihrer Schulter: »Sag, daß du mir glaubst, sag, daß du an mich glaubst!«

Sie hatte die Augen geschlossen und lächelte. Doch ihr Lächeln tat mir weh. Ich verstand es nicht. Lächelte sie, weil sie sich freute? Oder lächelte sie – über mich? Ich hielt es nicht mehr aus, schrie: »Sag es doch, sag es! Glaubst du mir?« Ich muß ihr wohl weh getan haben, denn sie zuckte

zusammen und riß die Augen auf, Augen, in denen Angst lachte, Furcht jubelte.

Falsches Weib! Ich stieß mich von ihr ab, sprang auf, griff nach den Rosen, schleuderte sie in die Ecke. »Dann eben nicht, du falsches Biest!«

Mein Stammlokal war noch geschlossen, macht erst nachmittags auf. Doch es gab ja die Bahnhofswirtschaft. Dort hockten zwei schmutzige Gestalten. Die warteten bestimmt nicht auf den nächsten Zug. Die warteten, daß die Welt sich ändere, die Menschen. Die warteten auf Sankt-Nimmerlein.

Sie sahen erstaunt auf, als ich mich zu ihnen setzte. War ihnen wohl zu fein? Bügelfalte, Schlips und Kragen, dazu sauberer Haarschnitt. Ich begriff, daß die beiden meinten, ich passe nicht in ihre Gesellschaft.

Doch ich war schon immer dafür, daß soziale Unterschiede überwunden werden müssen. Unauffällig fühlte ich mit der Linken in meine Brusttasche. Hatte ich überhaupt Geld bei mir? Zwischen Daumen und Zeigefinger zählte ich nach: vier Scheine. Selbst wenn das nur Zehner waren, langte das. Da zu dieser frühen Stunde hier noch kein Kellner bediente, schlenderte ich selbst zur Theke, winkte dem Dicken, der da Gläser spülte. »Eine Flasche Whisky!« Er sah mich dumm an, kniff die Augen zusammen. Zweifelte er etwa an meiner Zahlungsfähigkeit? Ich zog die Hand aus der Tasche, ließ die Scheine knistern: zwei Zehner und zwei Zwanziger!

Welche Wunder so ein bißchen Papier wirken kann. Der Dicke stellte die Buddel auf den Tisch, ich blätterte ihm lässig drei Scheine hin, winkte mit der Hand ab: »Der Rest für Sie!« Ich fühlte seinen Blick auf meinem Nacken, als ich zu dem Tisch der Schmutzligen zurückging. Die beiden starrten mir mit großen Augen entgegen. Mir? Der Flasche! Ich haute die Buddel auf den Tisch, daß es krachte. Der Kleinere war schon dabei, den Verschluß aufzudrehen, schnitt sich dabei mit der scharfen Metallkante in den Daumen, der gleich zu bluten anfang. Er leckte es ab, setzte die Flasche an den Hals, nickte mir zu und trank. Einen langen Zug!

Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, wehrte seinen Kumpel ab: »Erst der edle Spender!« Das hätte er sagen sollen, bevor er selber trank. Aber egal, jetzt war ich an der Reihe. Und dann der dritte Mann.

So machte die Flasche die Runde. Bis sie leer war, sich kein einziger Tropfen mehr herausquetschen ließ. Schade und ade!

*Hier sieht er – was es kostet, wenn man da
Nicht geht, wo Christus geht.*

Vier Wochen später: In aller Herrgottsfrühe habe ich Kerstin in die Klinik gebracht, die Wehen hatten unerwartet eingesetzt. Ich befürchtete schon, das Baby würde noch im Taxi geboren. Doch wir schafften es, Kerstin stöhnte leise, marschierte aber tapfer an meinem Arm durch das Portal. Diese umständliche Schwester in der Aufnahme! Müssen die denn da unbedingt ihre lahmsten Enten hinsetzen? Ich machte ihr Dampf: »Beeilen Sie sich! Sie sehen doch –« Sie fuhr mir über den Mund: »Regen Sie sich nicht auf, junger Mann!« Dann, etwas zahmer: »Schon gut, beim ersten Mal ist man immer etwas nervös.« Sie musterte Kerstin, die sich leicht nach vorn krümmte, mit Kennermiene, sprach dann etwas ins Telefon, und mit einem Mal ging alles ganz schnell. Na also, es hat doch geholfen, daß ich Dampf gemacht habe. Doch dann das Warten, das Warten im ›Kreißsaal für Männer‹, wie Schwester Huberta mit anzüghlichem Lächeln sagte. Huberta! Wie kann eine Frau nur so heißen. Erinnert an Parforcejagd, Hundekläffen, Halali. Immerhin hat diese Huberta so viel Takt, schämig wegzublicken, als ich meinen Flachmann aus der Tasche hole. Hatte ihn vorsorglich eingesteckt, als es mit Kerstin losging. Jetzt tat er mir gut, half mir, das Warten zu überstehen.

Dann stand plötzlich eine andere Schwester unter der Tür, ein Tuch vor dem Mund, ein Baby auf dem Arm. Ich sprang auf, aber sie schüttelte den Kopf, nickte dem anderen zu, der drüben am Fenster gestanden und auf den Park hinuntergeblickt hatte. Eingebildeter Laffe, hatte auf meine Fragen, ob auch er warte, nur mit einem knappen ›Ja‹ geantwortet, mir dann, als mein Flachmann gluckerte, einen schiefen Blick zugeworfen und sich wieder dem Studium des Klinikparks gewidmet. Hatte den über alles Erhabenen gespielt, konnte mich aber nicht täuschen. Ich sah doch, wie er mit den auf dem Rücken gefalteten Händen herumfingerte und nervös auf den Zehen wippte. Und jetzt – schoß er herum und auf die Schwester zu. Nein, auf das Baby, sein Baby. Jetzt fehlte nur noch, daß er anfang: »Ei, wer is denn das? Ei – tu-tu –« Doch er riß sich zusammen, streichelte nur sacht das Fäustchen des Babys, lächelte und fragte dann: »Und unserer jungen Mutti geht es gut?« Fürsorglicher Vater und Ehemann: hat über der Freude die Mutti nicht vergessen. Lobenswert, wirklich sehr lobenswert –

Sie verschwanden hinter der Tür in dem langen Gang, und ich war jetzt ganz allein. Eine Erinnerung aus meiner Konfirmandenzeit kam mir in den Sinn: Junker Jörg auf der Wartburg! Ja, so saß ich da, auf der Wartburg. Flachmann, komm raus! Komm, du bist mir ein lieber Geselle. Wenn du bei mir bist, fühle ich mich nicht mehr einsam und verlassen.

Das Gespräch mit Flachmann war gerade zu Ende, als sich die Tür wieder aufat: die Schwester mit einem Baby! Diesmal mußte ich gemeint sein, es war ja außer mir keiner weiter da. Also sprang ich auf und – ja, ich

wollte zu meinem Kinde hin. Aber diese Bodenplatten waren mit irgend so einem Pflegemittel gebohrt. Kurz und gut, ich rutschte aus und auf den Knien weiter bis kurz vor die Schwester mit dem Kind. Da saß ich wie einer der Heiligen Drei Könige und –

Ein komisches Geräusch; dann begriff ich: die Schwester lachte. Weil sie das Tuch umgebunden hatte, klang es so komisch, so fremd. Auch als sie sprach, mußte ich scharf aufpassen, um sie zu verstehen: »Na, Sie machen mir Spaß! Daß Väter sich aus Angst und Sorge einen antrinken, kommt gelegentlich vor. Doch daß einer vor seinem Stammhalter gleich in die Knie sinkt, das erlebe ich heute zum ersten Mal!«

Stammhalter hat sie gesagt! Stammhalter – Heiko, das hast du gut gemacht. Kerstin natürlich auch, versteht sich. Sind ja beide beteiligt, ist unser gemeinsames Kind, dieser Bub da. Ich taumle hinter der Schwester her; erst als wir an Kerstins Bett treten, wird mir klar, daß ich meinen Sprößling ja noch gar nicht begutachtet habe. Doch jetzt ist es zu spät, jetzt ist Kerstin an der Reihe!

Küßchen, Küßchen! Ja, ja, ich weiß, ich dufte nach Schnaps, aber Kerstin zuckt nur leicht mit den Nasenflügeln, dann lächelt sie mich an, etwas schwach, aber glücklich, sehr glücklich. Und jetzt legt ihr die Schwester das Baby in den Arm. Großartig, nun kann ich auch den in Augenschein nehmen, den Herrn Sohn! Puh, ist so ein Baby bloß häßlich! Dieses zerknitterte Gesicht, das zahnlose Mäulchen, die paar kümmerlichen Haare. Die Schwester kann wohl Gedanken lesen? »Babys sehen zunächst immer so aus.« Sie beobachtet mich aus den Augenwinkeln. »Sie brauchen sich auch nicht daran zu stoßen, daß das Köpfchen ganz schief ist. Das kommt noch von der Geburt. Ihre Frau hat kein sehr weites Becken. Da hat der kleine Kerl es nicht leicht gehabt.« Gut, gut, er ist also keine Mißgeburt, wie ich schon befürchtet hatte.

An die Woche nach Tills Geburt besitze ich nur noch schwache Erinnerungen. Ich weiß nur noch, daß wir die Geburt meines Stammhalters ganz groß begossen. Auf dem Standesamt hat es Schwierigkeiten gegeben, weil ich das Familienstammbuch nicht mitgebracht hatte. Aber ich hatte es doch nicht finden können! Und Kerstin, die wissen mußte, wohin sie es verlegt hatte, war noch in der Klinik. Der Beamte war kalt und abweisend, hatte kein Verständnis für einen jungen Vater. Ein typischer Beamter, völlig herzlos, nur auf Bürokratie festgelegt: »Wenn Sie wieder nüchtern sind, kommen Sie wieder!«

Mit dem Mann war nicht zu reden. Also schoben wir wieder ab, Karl-Heinz und ich. Karl-Heinz? Ach so, das hatte ich vergessen: das war seit einigen Wochen mein neuer Chef. Mit Raiffeisen war es doch nichts Rechtes gewesen. Die in der Zentralkonstruktion waren mit meinem Geschäftsgebaren, wie sie es nannten, nicht einverstanden. Ich hätte den Kunden Zusagen gemacht, die nicht im Vertrag stünden. Was die nur

hatten! Die Kunden hätten sich hintergangen gefühlt? Nun, die konnten wohl nicht lesen, was im Kleingedruckten stand: »Mündliche Absprachen mit dem Vertreter sind ungültig.« Da stand es doch schwarz auf weiß: was ich im Verkaufsgespräch versprach, war von vornherein ungültig. Ich konnte das Blaue vom Himmel versprechen, wenn die Leute nur kauften! Aber das wollten einige Kunden partout nicht einsehen, und, was viel folgenschwerer war: die in der Zentraldirektion auch nicht. Geschäftsschädigendes Verhalten warfen sie mir vor und kündigten.

Schon nach vierzehn Tagen hatte ich einen neuen Job, wieder einmal als Großhandelskaufmann. Nun, das war genau meine Richtung, da kannte ich mich aus.

Alles lief gut. Lag es an Kerstin? Lag es an dem Jungen, der sich gut entwickelte? Man mag es glauben oder nicht, ich war auf dem Wege, ein treusorgender Familienvater zu werden. Nur ganz selten – so alle paar Wochen – kam ich benebelt nach Hause. Doch es hielt sich in Grenzen, nie benötigte ich fremde Hilfe, um ins Bett zu finden. Es war eindeutig Kerstins Schuld, daß wir dann doch wieder in eine Krise gerieten. Sie vernachlässigte mich, hatte nie Zeit für mich über. Immer nur der Junge: Till vorne, Till hinten! Jetzt schafft er schon die ersten Schritte! »Und da, hast du's gehört? Ganz deutlich hat er Mama gesagt!« Die ersten Schritte: beide Hände muß man ihm hinhalten, und dann torkelt er zwei, drei Schritte mit weichen Knien. Das nennt sie dann Laufen! Und Sprechen soll das sein? Na schön, bei gutem Willen kann man da ein Mama heraushören. Aber ist das etwa eine Leistung? Till, immer nur Till. Daß ich heute meinem Chef ein paar Tausender an Steuern gespart habe? Als ich ihr erzählen will, wie ich das – auf ganz legale Weise übrigens – fertigbekommen habe, da hört sie nicht einmal zu. Nein, sie muß den Jungen, der sich mit seinen Fäusten an ihren beiden Daumen festgekrallt hat, durch das Zimmer führen. »Ei, wie schön unser Till schon laufen kann! Eins, zwei, eins, zwei –«

Da habe ich die Tür zugeknallt und bin gegangen. Bei diesen beiden bin ich offensichtlich überflüssig. Schön, dann will ich sie in ihrem Glück nicht stören. Finde schließlich auch anderswo Gesellschaft. Dabei könnten wir es zu Hause so schön gemütlich haben, zumal – wie Kerstin mir gestern anvertraute – sich ein zweites Kind angemeldet hat. Tatsächlich, angemeldet hat sie gesagt. Na gut, das ist auch eine Art und Weise, dem Ehemann beizubringen, daß erneut Familienzuwachs im Anmarsch ist.

Bei einem Cognac im »Alten Burschen« rechne ich aus, wann Nummer zwei zu erwarten ist: ... Februar, März, April! Noch eine Weile Zeit bis dahin. Große Veränderungen sind nicht vonnöten, da unsere Wohnung, vorläufig jedenfalls, ausreicht. Falls es ein Mädchen wird, werden wir ein zweites Kinderzimmer benötigen. Wird's ein Junge, können die beiden auch zusammen in einem Zimmer hausen. Also abwarten und Tee trinken! Tee? Igitt! »Herr Wirt, bitte noch einen Cognac. Ja, einen Doppelten.«

Zu Hause immer das alte Lied: vorwurfsvolle Blicke, beredtes Schweigen. Nein, sie schimpft nicht, weint nicht einmal. Das habe ich ihr ausgetrieben, gründlich. Ich muß noch jetzt lachen, wenn ich daran denke. Das war, ja, das war kurz bevor Kerstin wieder schwanger wurde. Wir hatten Betriebsfest gefeiert, wie üblich war es feuchtfröhlich hergegangen. Ich gebe zu, ich kam nicht ganz leise zur Tür herein.

Aber war das ein Grund, mich anzufauchen? Nein, mein Kind, so darfst du mir nicht kommen! Mir nicht!

Ich habe sie hochgerissen, mir übers Knie gelegt und ihr ein paar auf den blanken Po gegeben. Nur mit der flachen Hand natürlich. Sie hat die Zähne zusammengebissen und keinen Laut von sich gegeben. Wie kann man nur so verbockt sein!

Seitdem ist sie um den Finger zu wickeln. Es hat vorgehalten bis zur Geburt des zweiten Kindes. Wieder ein Junge, er soll Jens heißen. Wieder die Warterei, wieder die Scherereien auf dem Standesamt. Diesmal aber auch noch Ärger mit dem Pfarrer. Als ich die Taufe anmelde, sagt der Pastor: »Herr Boje, gut, daß Sie mich besuchen. Andernfalls wäre ich genötigt gewesen, Sie aufzusuchen.« – »Mich?« Er nickte. »Ja, aus Ihrer Nachbarschaft ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie Ihre Frau – nun ja – schlecht behandeln.« – »Übler Klatsch, Herr Pfarrer, an Ihrer Stelle würde ich nicht darauf hören.« Er sah mich an und schüttelte den Kopf. »Daß Sie trinken, weiß ich aus eigenem Augenschein. Ich begegnete Ihnen, als Sie gegen drei Uhr nachts heimwärts taumelten.« Was fällt dem Pfaffen ein! Der ist kaum zwei oder drei Jahre älter als ich und will so mit mir reden? Gegenangriff! »Möchte nur wissen, was Sie, Herr Pfarrer, um diese nächtliche Stunde auf der Straße zu suchen haben?«

Jetzt wird er ernst, sagt dann langsam und ganz leise: »Ich kam von einer Sterbenden, der ich das heilige Abendmahl gereicht hatte.«

Zugegeben, das verschlug mir die Sprache. Doch irgendwie empfand ich das als unfair. Dieser Mann versteht keinen Spaß, weiß auch nicht, wie hart einem das Leben mitspielen kann. Wenn der so eine Frau hätte, die sich kein bißchen um ihn kümmert, dann möchte ich mal sehen, wie er sich verhält.

Ich habe abgeschaltet, als er auf mich einredete. Was geht es ihn an, was ich mit meinem Geld anfangen. Was schert es ihn, daß ich gern lustig bin und muntere Gesellschaft liebe. Ich bin ich und mache, was ich will. Der Alkohol brächte meine Ehe in Gefahr? Da kann ich nur lachen! Ich habe den Pfarrer immer nur reden lassen, er mußte es sich wohl von der Seele herunterreden. Mein Gott, der Mann macht sich Sorgen um meine Ehe und meine Kinder? Was geht ihn das an, frage ich!

Nein, ich habe nicht gepoltert, habe nicht einmal widersprochen. Was soll's, so einer ist doch unbelehrbar. Ich habe ihm also zugehört, nein, ich habe an ihm vorbeigehört, ihn reden lassen, reden. Und dann habe ich ihm versprechen müssen, mit dem Trinken ein Ende zu machen. »Glauben Sie

mir, Herr Boje, wenn Sie mit dem Trinken aufhören, kommt auch Ihre Ehe wieder ins reine!« Also gut, reichen wir uns als Männer die Hand, sehen wir uns blauäugig an. Wenn er's so haben will?

Acht Tage nach der Taufe, die wieder recht fröhlich verlief, der Knalleffekt. Ein Brief vom Rechtsanwalt. »Im Auftrag Ihrer Ehefrau Kerstin und so weiter bitte ich Sie um ein Gespräch.« So ein falsches Weib! Mir sagt sie kein Wort, aber heimlich rennt sie zu einem Anwalt und weint sich da aus. Na, der soll mich kennenlernen!

Sie hat tatsächlich die Frechheit und will sich von mir scheiden lassen. Ihr Anwalt hat es mir in aller Form eröffnet. Ja, auch ich müsse mir jetzt einen Anwalt nehmen. Nein, ich könne mich nicht selbst vertreten. Scheidungsprozesse fänden vor dem Landgericht statt und seien – wie sagte er? – anwaltpflichtig. Ich will mich kurz fassen, weil heutzutage – im Zeitalter der Scheidungen – jedermann weiß, wie das so abläuft. Nachdem beide Parteien eine Versöhnung abgelehnt hatten, verlief der Scheidungstermin vor dem Landgericht kurz und schmerzlos. Im Endurteil hieß es lapidar:

1. Die am 26. April 1968 vor dem Standesbeamten in Lübeck geschlossene Ehe der Parteien wird geschieden.
Der Beklagte ist schuld an der Scheidung.
2. Der Beklagte hat die Kosten des Rechtsstreits zu tragen. Der Streitwert wird auf 3000,- DM festgesetzt.

Also: Außer Spesen nichts gewesen. Doch das dicke Ende kam noch. Ein Vierteljahr später flatterte mir ins Haus:

Beschluß

Nach der Scheidung der Eheleute

Heiko Boje und Kerstin geborene Gundermann

durch Urteil des Landgerichts vom 3. September 1971 wird gemäß § 1671 BGB bestimmt, daß der Mutter die elterliche Gewalt über die Kinder Boje, Till und Boje, Jens zustehen soll, da diese Regelung dem wohlverstandenen Interesse der Kinder unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse am besten entspricht.

Datum, Unterschrift und ein fettes Siegel des zuständigen Amtsgerichts.

Wie mir mein Anwalt dann noch mitteilte, berührt das nicht meine Unterhaltspflicht. Wenn man das so hinschreibt, ist es ein kurzer und nichtssagender Satz. Besieht man ihn genauer, dann bedeutet er, daß ich außer den Kosten für die Scheidung auch noch für Kerstin und die beiden Jungen aufzukommen habe. Ich wage gar nicht auszurechnen, wieviel ich da Monat für Monat zu zahlen habe. Doch ich ahne, daß schwere Zeiten auf mich zukommen. Und an all dem ist nur diese Frau schuld. Nun, irgendwie wird's weitergehen. Ich bin noch allemal auf alle viere gefallen.

*Doch wer bist du denn, der heruntergafft?
Du hoffst wohl, einen Aufschub zu ergründen
Der Strafe, die das Urteil dir verschafft?*

Wie benommen bin ich hinter den anderen den Strandweg entlang zurück zur ›Dieksand‹ getrottet. Geistesabwesend habe ich Paul beim Segelsetzen und Ablegen geholfen, mich dann, als das Boot Fahrt aufnahm, wortlos aufs Vordeck verzogen. Wenn ich ein wenig den Kopf hebe, kann ich über das Kajütdach hinweg die anderen im Cockpit sitzen sehen. Paul hat wieder Heiko das Ruder überlassen, unterhält sich angeregt mit Marianne. Jetzt wendet sie sich an Heiko, die Sonne blitzt auf seiner dunklen Brille, als er ihr das Gesicht zukehrt und lächelnd Antwort gibt.

Nein, ich kann mir diese beiden nicht als Sklaven des Alkohols vorstellen. Und doch muß ich es ihnen glauben: wie sie immer wieder versuchten, aus dieser Knechtschaft auszubrechen; und doch immer wieder eingefangen, unterjocht, geprügelt wurden, gebeutelt.

Bis, ja, bis sie es zähneknirschend gestanden: du bist stärker als ich! Und wenn ich hundertmal aufbegehre, du zwingst mich tausendmal in die Knie! Ja, ja, ja, ich gebe es zu: ich kann dir nicht widerstehen, bin dir mit Leib und Seele hörig, bin dein gefügiger Sklave, König Alkohol!

Und jetzt? Da sitzen sie beide dort im Cockpit, zwei Menschen, die einmal kapituliert, sich aufgegeben haben. Und die – verrückt klingt das! – gerade dadurch freikamen. Zwei Alkoholiker, die nun seit Jahren trocken sind. Schwer zu fassen für einen, der das alles nicht kennt. Oder doch nur vom Hörensagen, und das Hörensagen fließt ja meist aus trüber Quelle, speist sich aus Wässern, die durch Vorurteile getrübt sind.

Verstohlene Blicke, ein verschwörerisches Zwinkern in den Augenwinkeln: Alkoholiker! Und man tut, als wisse man nichts, redet herum, gibt sich unbefangen. Doch inwendig, da bläst sich der Pharisäer auf: Mann, danke Gott, daß du nicht so bist wie der da! Du kannst mit Genuß ein Gläschen schlürfen, ohne daß der Teufel dich in den Griff kriegt. Du bist anders als der da, weißt genau, wann es genug ist, wann du aufhören sollst. Bist halt ein Mensch, der sich in der Gewalt hat, verfügt über Willenskraft, mußt nicht kapitulieren und trinken, bis du – wie dieser Alkoholiker da – umfällst.

Ja, ich kenne diese verschleierten Blicke der über den Schnaps Erhabenen, weiß, was diese Herren über sich und den Weingeist denken; wie überlegen, wie – glücklich sie sich in ihrer Haut fühlen. Weil sie eben Menschen und nicht Tiere sind!

Ich kenne diese Überlegenen. Denn – ich bin einer von ihnen. Ich denke wie sie, stecke voller Vorurteile, dünke mich erhaben. Und erst in den Gesprächen mit Heiko dämmerte mir, daß vieles von dem, was ich dachte, falsch war. Und wieder spüre ich in mir dies bohrende Fragen: Alkoholab-

hängigkeit – was ist das eigentlich? Ist es Anlage? Ist's überstarker Einfluß des umgebenden Milieus? Vielleicht eine Mischung aus beiden Komponenten? Oder ist es Willensschwäche? Flucht in die Sucht, der ein Mensch erliegt, der mit sich selbst und seiner Umgebung nicht fertig wird? Oder – oder ist es, wie ich neulich las, ganz einach eine Krankheit?

Und ich sitze hier auf der Back, lasse mir den Wind um die Ohren wehen – und ertappe mich dabei, wie ich nach Schuld frage, nach Schicksal.

Ich wäre ja ein schlechter Pastor, wenn ich nicht diesen letzten Fragen nachginge. Wie oft stieß ich im pfarramtlichen Dienst auf diese Verzweifelten: in den dreißiger Jahren als Gauwart im Ostdeutschen Jungmännerwerk; im Berliner Scheunenviertel und in den Schrebergartenkolonien, aber auch im vornehmen Dahlem und Zehlendorf. Später dann in Niedersachsen. Und schließlich in der Bundeswehr. Ich sehe sie wieder vor mir: Väter, die ihre Kinder hungern ließen, Mütter, die verwahrlosten.

Warum verfielen sie dem Alkohol? Warum verkamen sie, und mit ihnen ihre Angehörigen? Warum war alles gütliche Zureden vergebens? Warum endeten alle gutgemeinten Vorsätze immer wieder in der Katastrophe? Warum halfen die Kuren allemal nur auf befristete Zeit?

Dieser Heiko Boje: Wird er mir Antwort geben können auf mein Fragen nach dem Warum? Er hat's doch geschafft? Er war ein Trinker, war! Jetzt aber, seit fast vier Jahren, ist er trocken. Er, und seine Frau auch. Warum?

Warum verfiel er dem Alkohol? Und: wie wurde er wieder frei? Warum hat er es geschafft, so viele andere aber nicht?

Es hält mich hier vorne nicht mehr, ich raffe mich hoch und hangle mich an der Seereeling entlang nach achtern. Der Platz Heiko gegenüber ist frei, von hier aus habe ich sein Gesicht dicht vor mir. Dieses Gesicht: das so unberührt erscheint, wenn er erzählt; diese unsichtbaren, blinden Augen hinter den blauen Gläsern. Ich kann mich von diesem Gesicht und diesen verdeckten und erloschenen Augen nicht losreißen. Hat er gespürt, daß ich ihn betrachte? Daß es mir Mühe macht, ihn zu begreifen und sein Handeln zu verstehen? Mit einem Ruck hat er sich mir zugewandt.

»Sie zerbrechen sich über mich den Kopf?« Er atmet tief durch. »Trösten Sie sich damit, daß nicht einmal ich selber mich verstehen kann.« Er sucht nach Worten. »Ich meine, ich kann heute nicht mehr begreifen, warum ich damals trank und so eklig zu meiner Familie war.« Er zuckt die Schultern. »Es war ein anderes Ich in mir.« Er hält erschrocken an, überlegt: »Ein anderes Ich? Vielleicht war es gar etwas ganz anderes, etwas Fremdes? Ich fürchte, dieses Rätsel ist nicht zu lösen. Gut, dann will ich es einmal als Rätsel stehen lassen, mich nicht mit dem Suchen nach einer Lösung abplagen, sondern ganz einfach die Tatsachen so nehmen, wie sie nun einmal waren.«

»Und dann?« Ich hatte ihn nicht unterbrechen wollen, doch die Spannung trieb mich zum Einhehlen.

»Und dann?« Er schüttelt den Kopf. »Dann ist es letzten Endes völlig unverständlich, daß ich heute hier so sitzen kann.«

Er spürt, daß das Boot etwas nach Backbord abgefallen ist, und legt die Ruderpinne leicht über.

»Ich bin ein anderer jetzt als damals. Verstehen Sie? Diese Figur heißt heute noch genau wie damals Heiko Boje. Aber es ist ein anderer Mensch da drin!« Er lächelt. »Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. Schreibt das nicht irgendwo Paulus?« Ich überlege laut: »Im 2. Korintherbrief, ich glaube am Ende des 5. Kapitels.« Und dann fällt es mir ein: »Doch unmittelbar davor schreibt Paulus: ›Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur!«

Heiko lacht lautlos. »Paulus war ja wohl mit Sicherheit kein Alkoholiker –« Ich kann nicht anders, muß ihm ins Wort fallen: »Obwohl er an Timotheus schrieb: ›Trinke nicht mehr Wasser, sondern ein wenig Wein um deines schwachen Magens willen.«« Jetzt lacht Heiko laut: »So etwas würde kein Alkoholiker einem anderen Alkoholiker anraten. Paulus besitzt halt die Freiheit, Wein als Medizin anzusehen. Er ist Herr über den Alkohol und weiß, daß auch Timotheus ihn mit Maßen genießen kann.«

Ich muß zugeben, daß ich über dies noch nie nachgedacht habe. Paulus und der Alkohol! Nun, Heiko wird wohl recht haben; er kennt sich ja auf diesem Gebiet aus. Doch zurück zu dem Problem, das uns zu dieser biblischen Exkursion veranlaßt hat: »Sie sind der Ansicht, unser Glaube an Christus habe Ihnen geholfen, ein neuer Mensch zu werden?« Es stört Heiko nicht, daß ich so unmittelbar frage.

»Ja, aber das hat lange gedauert. Zunächst war ich noch nicht am Ende meines Weges nach unten.« Es verschlägt mir die Sprache, nur mühsam bringe ich die Frage heraus: »Es kommt noch schlimmer? Aber – das ist doch wohl nicht mehr möglich!«

Heikos müde Handbewegung sagt mehr als seine Worte: »Sie haben ja keine Ahnung! Bisher habe ich nur erzählt, wie ich die mir am nächsten stehenden Menschen gequält habe. Doch man kann Menschen noch mehr antun, als sie bloß zu quälen.« Erschrocken starre ich ihn an. »Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie Menschen umge . . .« Ich bekomme das Wort nicht über die Lippen, doch er hat auch so schon begriffen: »Nein, umgebracht habe ich niemand, jedenfalls nicht mit Gift oder einem Dolch. Aber ins Unglück gestürzt, indem ich sie mit mir vor den Richter gezerzt und ins Gefängnis gebracht habe.« Er gibt sich einen Ruck, stößt dann hervor: »Was mir heute am schwersten auf der Seele liegt: Ich habe meine Kinder verkauft.«

»Verkauft? Aber das ist doch wohl heutzutage nicht mehr möglich!« Er lächelt bitter. »Doch, doch. Man kann auch heute noch seine Kinder verkaufen. Nicht in die Knechtschaft, wie es Jakobs Söhne mit Joseph taten, aber doch in die Fremde –«

*Und laßt ins Neuland richten unser Steuer,
Solang noch glimmt des Lebens Abendfeuer.*

Am Freitag, als wir uns telefonisch zum Segeln verabredeten, wehte ein zartes Mailüftchen. Doch in der Nacht zum Sonnabend frischte es auf, und jetzt will uns ein böiger Nordwind fast vom Steg blasen. Doch Heiko scheint dieses Wetter gerade recht zu sein. Er hat das Gesicht in den Wind gekehrt, die blonde Mähne flattert ihm um die Ohren, doch mit sicherem Schritt tastet er sich mit seinem Stock den Steg entlang. Marianne will ihm über die Seereling helfen, doch er hat bereits zugepackt und schwingt sich elegant an Bord. Der weiße Stock hindert ihn dabei nicht, obwohl er ihm an der Schlaufe locker am Handgelenk baumelt. Den linken Arm um das feste Vorstag der ›Dieksand‹ gelegt, streckt Heiko jetzt die Rechte nach Marianne aus und zieht sie mit festem Griff an Bord.

Es macht einige Mühe, die ›Dieksand‹ gegen den Wind an den Takelpfahl zu verholen. Fein, daß Heiko sich an die Pinne gesetzt hat und das Boot beim Verholen durch richtiges Ruderlegen sauber gegen den Wind hält.

»Reff?« Meine Frage ist im Grunde überflüssig, doch es gehört sich nun einmal so, daß der Vorschoter nicht eigenmächtig entscheidet. »Ein Reff ins Groß«, nickt Paul. »Und die Fock rollen wir zunächst nur zur Hälfte aus.«

Wieder einmal bewährt es sich, daß Paul im letzten Winter die übliche Rollfock durch ein festes Vorstag ergänzt hat. Nun läßt sich die Fock beliebig weit aufrollen und steht doch jederzeit richtig, da das feste Aluvorstag ein Vertörnen verhindert. Kreuzkurs über den Bischofsee, dann – bei gut halbem Wind – durch die enge Ausfahrt. Nun haben wir auf dem Großen Plöner See weiten Raum, so daß Paul wieder Heiko das Ruder überläßt. Heiko genießt sichtlich das Rollen des Bootes, fängt jede Schlingerbewegung mit weichem Ruderlegen ab und sucht die Windrichtung mit dem Gesicht zu erspüren. »Die Fock noch dichter holen!« Er hat am Druck des Ruders gefühlt, daß das Großsegel dichter am Wind steht als die Fock. Ich stecke den Hebel in die Backbordwisch und hole die Fockscht so dicht, wie es nur geht. Ein Blick nach vorn: das feste Vorstag biegt sich nur ganz leicht nach Lee und hält das Vorliek klar am Wind. Wir laufen hohe Fahrt.

»Kommen wir unter Land?« Heiko hat gemerkt, daß der Wind hier nachläßt und zu schralen beginnt. »Die Abdeckung durch Rottenwarder macht sich bemerkbar. Wir gehen am besten jetzt auf Steuerbordbug.« Heiko befolgt unverzüglich Pauls Weisung: »Klar zur Wende!« Ich werfe zwei Törns der Fockscht los und mache die Leescht zum Holen klar. »Klar!« Heiko hat nur auf meine Bestätigung gewartet, legt gleichmäßig das Ruder über und kommandiert: »Ree!« Er lauscht auf das Killen der

überkommenden Fock: »Rund vorn!« Und dann, als die Fock in den Wind kommt: »Fock dicht holen – noch etwas – gut so – belegen!«

Ich muß grinsen, Heiko kommandiert, als befände er sich am Ruder eines seegehenden Schiffes. Alle Kommandos genau nach Vorschrift. Bei Paul und mir geht das lässiger zu, da genügt ein »Klar zur Wende!« und die Bestätigung »Klar!« Aber nun ja, dies hier ist einmal etwas anderes und bringt Abwechslung ins Segeln.

In langen Schlägen haben wir nach Norden aufgekreuzt. Als es durch die Enge zwischen der Untiefe Mittelgrund und Ölsborg ging, hatte Paul das Ruder übernommen. Hier lauern in flachem Wasser ein halbes Dutzend erratischer Blöcke, riesige Granitsteine, die von den Gletschern der Eiszeit hier abgelegt wurden.

Wir haben vor Plön »Promenadensegeln« gemacht und sind dann wieder auf Südkurs gegangen. Raumschots rauschen wir durch die hohe Dünung. Paul tauscht mit mir einen kurzen Blick. Für uns beide genügt das zur Verständigung. Sein Nicken hinüber zu der Prinzeninsel hieß: wollen wir heute einmal dort anlegen und Mittag machen? Doch Heiko kann unsere stumme Zwiesprache natürlich nicht mitbekommen. Darum sage ich: »Bei diesem Nordwind können wir im Helloch vor Anker gehen.« Paul prüft noch einmal die Windrichtung, meint dann: »Wenn der Wind nicht dreht, müßten wir in der kleinen Südbucht Landschutz haben.« Sein Blick sucht unsere Gäste. »Marianne und Heiko setzen wir vorher am Anleger der Motorboote ab.« Das ist tatsächlich eine gute Möglichkeit, sie trocken an Land zu bringen. Weil die »Dieksand« einen Tiefgang von 1,20 m hat, muß sie im tiefen Wasser ankern. Für Paul und mich ist das kein Problem, wir pullen dann mit der »aufgeblasenen Konkurrenz«, dem kleinen Gummiboot, an Land.

Es läuft alles nach Plan. Paul macht am Anleger der Motorschiffe »Große-Plöner-See-Rundfahrt« einen eleganten Aufschießer, Heiko und Marianne jumpen flink an Land, und wir runden das »Südkap« der Prinzeninsel, legen im Windschatten die »Dieksand« vor Anker. Nun ziehen wir das Gummiboot aufs Land, belegen seine Leine an einem Strauch und gehen den Fußweg hinauf zum »Niedersächsischen Bauernhaus«. Heiko und Marianne haben bereits an einem Tisch unter der ausladenden Kastanie Platz genommen. Marianne liest Heiko aus der Speisekarte vor, was das Haus zu bieten hat.

Der frische Wind ist hier nicht zu spüren, da der Garten in Lee des wuchtigen Bauernhauses liegt. Wir lassen es uns schmecken, Marianne und Heiko verputzen dazu wieder eine Riesenkanne Tee, die der Wirt auf Sonderwunsch zubereitet hat. Paul und ich lassen uns ein Pils munden.

Als Marianne Heiko das alte Gebäude beschreiben will, winkt der ab: »Kenne ich noch von früher her. Du weißt ja, daß mein Alter Herr sich, nachdem er die Firma meinem Bruder übergeben hatte, hierher nach Plön

zurückzog. Hatte droben auf dem Parnas eine hübsche Villa, unter alten Eichen, mit Blick auf den Schöhsee. Nun ja, die Verbindung zwischen uns hatte sich seit meinem ehrenrührigen Abschied aus der Bundeswehr gelockert, aber gelegentlich kreuzte ich doch hier auf, zumindest an Vaters Geburtstag.« Er kneift die Lippen zusammen. »Mutter starb ja schon, kaum daß sie hierhergezogen waren.« Er atmet tief durch. »Meine Trunksucht hatte ihr das Herz gebrochen.« Er neigt fragend den Kopf. »So sagt man ja wohl?« Schweigen. Hoch im Wipfel der Kastanie rauscht der Nordwind, hier unten ist es still und schwül.

»War ein schwerer Tag für uns alle, als wir Mutter dort drüben auf dem Friedhof über dem Schöhsee zu Grabe trugen. Vater und Mutter hatten sich all die Jahre gut verstanden, nun war er allein. Mein Bruder Karl hatte Mutter – ganz anders als ich – geehrt und geachtet. Sie folgten beide gleich hinter dem Pastor dem Sarg, ich aber hatte mich im großen Haufen des Trauergefolges verdrückt. Doch es half nichts, als ich zu den drei Handwürfen ans offene Grab treten wollte, mußte ich an Vater vorbei. Er sah mich fest an: ›Sie hat jeden Tag für dich gebetet, Heiko. Auch noch in ihrer Sterbestunde.«

Heiko beißt sich auf die Lippen. »Das traf mich härter als eine Ohrfeige. Sie hatte für mich gebetet, für mich, den verlorenen Sohn.« Seine Stimme ist nur noch ein Flüstern. »Ich trat nicht mehr den letzten Schritt vor bis ans Grab. Ich wußte, daß ich es nicht ertragen würde. Ein geschlossener Sarg dort unten? Nein, Mutters Gesicht, Mutters Augen, die mich anflehten, Mutters Mund, der flüsternd für mich betete! Ich taumelte zurück, verbarg mich in der drängenden Masse und floh, floh wie ein Gehetzter. Und wie immer: meine Flucht endete im ›Weißen Wal«. Der Zigarettenqualm wischte Mutters Augen weg, der Geruch von Hopfen und Wacholder verdrängte den Duft der Blumengestecke und Kränze. Ich trank nicht, ich soff. Und vergaß, vergaß endlich Mutter und ihr Beten, Vater und seine Anklage.

Es muß spät gewesen sein, sehr spät – oder auch früh, wie man es eben nimmt –, als ich aus der Tür des ›Weißen Wal« ins Freie taumelte. Niemand, der sich um mich gekümmert, mir den Autoschlüssel abgenommen hätte. Da drüben stand mein Wagen, ich setzte mich hinter das Steuer, startete und gab Gas.«

*Was ich zuerst nicht fühlte, merkt ich da:
Daß wir uns sanft in Kreisen abwärts wanden
Und neuen Qualen kamen wieder nah.*

Unverschämtheit von diesem Kerl, so dicht aufzufahren. Wenn ich jetzt hart bremsen, sitzt er mir hinten drauf. Ob ich's mal probiere? Jetzt blinkt er, will anscheinend überholen. Kommt ja gar nicht in Frage! So, fahren wir mal genau Straßenmitte. Siehste, da kommste nich an mir vorbei, hick.

Wenn nur dieses lästige Aufstoßen nicht wäre! Jedesmal gibt es mir einen Ruck, daß ich unwillkürlich das Steuerrad herumziehe. Da haben wir's: bin zu weit nach rechts gekommen, jetzt zieht er mit Vollgas links an mir vorbei.

Seine Bremslichter leuchten auf? Der ist wohl verrückt geworden? Erst überholen und dann bremsen! Dem werd' ich was erzählen! Eine Polizeikelle! Auch das noch, das hat mir gerade noch gefehlt. Die werden Augen machen, wenn sie hören, wie es mit mir steht –

»Ihren Führerschein bitte!« – »Mann, nehmen Sie erst mal die Taschenlampe zur Seite! Blenden mich ja, wwie soll ich da –?« Er nickt dem andern zu, der neben ihn getreten ist, sie wechseln verständnisvolle Blicke. Ihr Schleimer! Euch werd' ich jetzt was vorführen: »Führerschein? Seit wann braucht man denn 'nen Führerschein? Wir ha'm doch schon lange kein' – hick – Führer mehr.«

»Steigen Sie aus!« Die beiden sind plötzlich so was wie geballte Energie, klar: Staatsgewalt! Na schön, wenn ihr wollt. Au, da habe ich mir doch gehörig den Kopf gestoßen. Daß die in Wolfsburg ihre Karren auch so niedrig konstruieren müssen! Wie mir der Schädel brummt, habe wohl eine Gehirnerschütterung, muß mich jedenfalls übergeben.

Haha, beinah hätt's den Polypen getroffen. Im letzten Augenblick konnte er sich noch in Sicherheit bringen. Jetzt steigt der eine gar in meinen Wagen, was fällt dem Kerl ein!

»Ich stelle den Wagen da links in der Seitenstraße einstweilen ab, unter der Laterne.« Er hat den andern dabei angesehen, aber mich geht das an, ist ja meine Karre!

»Hör'n Sie mal –« Doch er schlägt mir die Tür vor der Nase zu und gibt Gas. »Raub! Off'ner St-st-straßenraub!« – »Ruhe!« zischt der andere und zerrt mich zu dem Streifenwagen. Was soll ich machen? Der Kerl ist bestimmt in Judo ausgebildet. Immerhin sitzt sich's hier ganz angenehm. Also gut, warten wir ab, was da noch kommt.

Erst als sie mich vor dem Revier aus dem Wagen ziehen, werde ich wieder wach. Wo sind wir? Was soll ich hier? Ach so –. Der hinter der Schreibmaschine hat schon graue Schläfen. Sieht ganz sympathisch aus, schade um den Mann, hier so zu versauern. Meine Ppp-personalien? »Da

is mein Ppp-personalausweis!« Er nickt freundlich und tippt los. So nach der Bussardmethode: dreimal gekreist und dann zugestoßen!

Meinen Führerschein? Jetzt muß ich lachen. »Ätsch, das weiß ich besser als Sie!« Jetzt hab' ich's geschafft, ihn zum Ärgern gebracht. »Was soll der Unsinn? Was meinen Sie?« Ich bin obenauf: »Ich weiß, was du nicht weißt –« – »Nämlich?« – »Ich habe keinen mehr.«

Ja, da kriegst du Kulleraugen! »Sie haben keinen Führerschein?« – »Nein, nein, nein und nein – ich hab' kein' Führerschein –« Der Beamte scheint unmusikalisch zu sein, winkt ärgerlich ab. »Hören Sie mit dem Singen auf! Ich möchte gern wissen, wo –« – »Wo er geblieben ist? Haha, den hat mir einer Ihrer Kollegen schon vor vierzehn Tagen abgenommen – hick!«

»Schon vor vierzehn Tagen.« Er schüttelt den Kopf, es hat ihm die Sprache verschlagen. Dann sieht er mich wieder an, mit gerunzelter Stirn. »Und heute erwischen wir Sie wieder! Volltrunken hinter dem Steuer.« Er stemmt beide Fäuste in die Hüften, es sieht wirklich imponierend aus, erinnert mich an unseren Direktor, na, den von damals. Und nun sagt er, so richtig mit Überzeugung: »Mann, Sie müssen einen Schutzengel haben, daß Sie noch niemand umgebracht haben.« Ein Arzt erscheint. Blutprobe.

Die beiden ändern – die mich hier abgeliefert haben – hatten stumm dabei gegessen und zugehört. Jetzt nickt er ihnen zu, anscheinend haben sie alles gut vorbereitet und genau abgesprochen. Die beiden packen mich rechts und links und bugsiern mich zur Tür, über einen engen Flur, dann in eine miserabel möblierte Stube, besser gesagt: Kammer. An der Decke eine trübe Funzel. Und das nennt sich staatliche Unterkunft! Da zahlt man Steuern um Steuern – und wird dann derart spartanisch untergebracht. Sie lancieren mich auf die Bank, schieben mir eine Decke unter den Arm. »Und nun schlafen Sie erst mal Ihren Rausch aus!« Und weg sind sie. Fade Polypen –

Nun war ich also den Führerschein endgültig los. Was konnte mich das kratzen? Drei Wochen später hatten sie mich zum dritten Mal am Wickel. Diesmal hatten sie mir in einem ganz anderen Stadtteil aufgelauert, taten auch auf der Wache so, als ob sie von mir noch nie gehört hätten. Aber mir konnten die nichts vormachen, war alles abgekartete Sache gewesen. Die hatten es doch von vornherein auf mich abgesehen. Auch vor Gericht hielten sie zusammen, der Richter machte gar keinen Hehl daraus, daß es ihnen allen nur darum ging, mir meinen guten Job zu vermiesen. Was soll ich ohne Auto denn anfangen? Als Geschäftsmann bin ich doch auf den Wagen angewiesen. Ich versuchte das dem Richter klarzumachen: »Wenn Sie mir auf Dauer den Führerschein entziehen, dann bedeutet das für mich Berufsverbot! Sind Sie sich darüber klar? Berufs-ver-bot! Und das nennt sich Demokratie!«

Doch es war nichts zu machen. Ich wurde den Wisch los und sollte noch ein paar Hunderter für die Johanniter-Unfallhilfe berappen.

Als ich den Gerichtssaal verließ, ahnte ich nicht, daß ich noch andere Gerichte von innen kennenlernen sollte. Das ließ gar nicht lange auf sich warten. Schon ein paar Wochen später brachte mir der Postbote eine Zustellung ins Haus, Absender: Amtsgericht Husum. Nanu, was habe ich denn mit denen zu tun? Ich fange an zu lesen, und es verschlägt mir die Sprache: eine Frau Manuela Moor hat mich als Vater ihrer unehelichen Tochter Bärbel angegeben. Und nun wollen sie, daß ich die Vaterschaft anerkenne. Das ist die Höhe. Ich kenne diese Person überhaupt nicht. Manuela? Müßte mich doch erinnern, wenn ich jemals etwas mit einer Frau, die einen so ausgefallenen Namen trägt, zu tun gehabt hätte. Manuela? Nein, bestimmt nicht. Irrtum, meine Liebe. Aber wie ist sie nur auf mich gefallen? Ich wohne hier in Lübeck, sie in Husum. In Husum bin ich aber schon lange nicht mehr gewesen, ein Jahr nicht, nein, fast zwei Jahre. Der werde ich's zeigen!

Sehr selbstsicher fuhr ich nach Husum, mit der Bundesbahn. Mein Auto habe ich, da sie mir ja den Führerschein genommen haben, verkauft. Gefaßt betrat ich das Verhandlungszimmer. Der Amtsrichter war ein alter Trottel, kurz vor der Pensionierung. Dazu spielte er noch den Moralischen, kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Aha, das da drüben also war diese Manuela Moor. Mir völlig unbekannt, auf Ehre! Gegenüber der Leiter des Jugendamtes, irgend so ein Amtmann. Er hatte einen Packen Akten vor sich liegen, in dem er dauernd herumsuchte. Zuerst hatte er die falsche Akte erwischt, redete von einem Sohn Egon. Bis der alte Amtsrichter ihn vorsichtig aufmerksam machte: »Verzeihen Sie, zunächst verhandeln wir den Fall Moor gegen Boje.« Der Amtmann bekam tatsächlich einen roten Kopf, warf seine Papiere durcheinander und atmete auf, als er den richtigen Akt fand.

Na ja, da hatten wir es. Diese Frau Moor hatte vor dem Jugendamt erklärt, ein Heiko Boje aus Lübeck sei der Kindesvater, und die vom Jugendamt hatten sich auf diesen Köder gestürzt wie die Aasgeier. So langsam bekam ich das heraus: Wenn kein Kindeserzeuger greifbar ist, muß Vater Staat zahlen. Oder war es das Jugendamt? Egal, kommt aufs gleiche hinaus. Können sie aber einen sogenannten Erzeuger finden, dann ist der dran. Es ging also wieder mal ums Geld, genauer gesagt: um mein Geld. Denn das war mir schon nach zehn Minuten klar: nagelten die mich fest, dann hieß es für mich: »Zahlemann & Söhne.«

Aber so leicht sollten die mich nicht übers Ohr hauen. Nein, diese – Person habe ich nie gesehen, verstehe nicht, wie die auf mich verfallen ist. Woher kennt sie überhaupt meinen Namen und meine Adresse?

Sie spielte die Entrüstete. Ich solle mich doch nicht verstellen, ich müsse mich doch erinnern. Denn so betrunken sei ich ja nicht gewesen, sonst hätte sie mich nicht zu sich mitgenommen. Ja, bis gegen morgen sei ich bei ihr gewesen. Und der alte Amtsrichter wollte alles ganz genau wissen: Wo

sie mich aufgelesen habe, ob ich in der Lage gewesen sei, mich selber auszukleiden... Und dazu wiegte er den Kopf, spielte den moralisch Entrüsteten, warf dem Amtmann entsetzte Blicke zu. Aber es machte ihm offensichtlich Spaß, sich alles bis ins Detail ausmalen zu lassen. Und der vom Jugendamt genoß ebenfalls den bilderreichen Anschauungsunterricht, den diese Manuela erteilte.

Mir kam das alles wie eine Schmierenkomödie vor. Ich hätte darüber lachen können, wenn nur nicht ich derjenige sein sollte, der diese Aufführung bezahlte.

Also widersprach ich klar und eindeutig. Und ich konnte es wirklich guten Gewissens tun. Nein, ich kannte diese Frau Moor nicht, hatte sie nie gesehen, geschweige denn – Und in Husum sei ich seit zwei Jahren nicht mehr gewesen.

Aber die hatten für alles eine Ausrede: Ja, damals, zu der bewußten Zeit, da habe Frau Moor ja auch noch in Lübeck gewohnt. Erst als das Kind unterwegs war, sei sie nach Husum gezogen. Und woher sie meinen Namen und meine Anschrift wisse? Der Richter zog genüsslich eine kleine Karte aus den Akten. »Hier ist die Visitenkarte, mit der Sie sich bei Frau Moor vorstellten.« Er ließ mich vortreten, die Karte besichtigen. Es war ohne Zweifel meine Visitenkarte, aber –. »Die muß sie irgendwo gefunden haben!«

Es konnte ja gar nicht anders sein. Dieses Weib suchte nach einem Vater für ihr uneheliches Kind und war da unseligerweise auf mich gestoßen. Irgendwo war sie an meine Visitenkarte geraten, fein, da haben wir ja den Erzeuger! Widerlich, diese Weiber! Und mit der –? »Nein, ich habe nie etwas mit dieser Person zu tun gehabt.«

Der Amtsrichter zog sich zurück, wollte wohl mit sich selber eine Beratung halten. Oder in seinen Gesetzbüchern nachschlagen? Oder auch nur in aller Stille einen kippen. Auch der vom Jugendamt hatte sich verduftet. So saßen wir zwei uns dann stumm gegenüber: Moor gegen Boje.

Dann erschien wieder der Stadtammann. Er hatte diesmal noch mehr Akten mitgebracht, hinter denen er kaum noch zu sehen war. Dann trat wieder der Amtsrichter in Erscheinung, spielte jetzt den Zeremonienmeister, mit Barrett und so, und verkündete: Da dieser Termin keine Klarheit erbracht habe, werde ein neuer Termin anberaumt. Bis dahin sei durch fachärztliche Gutachten zu klären, ob Heiko Boje als Erzeuger des Kindes Bärbel Moor anzusehen sei. So etwa. Den genauen Wortlaut habe ich mir nicht gemerkt, da diese ganze Geschichte mich ohnehin nichts anging. Das mit gleich zwei Gutachten war eine feine Sache. Da würde sich ja herausstellen, daß ich mit diesem Kinde nichts zu tun hatte.

Habe mich also mit Vergnügen den fachlichen Untersuchungen gestellt.

War meiner Sache ganz sicher, jetzt würde es auch wissenschaftlich erwiesen werden, daß ich als Erzeuger nicht in Betracht kam.

Sie sind wirklich sehr gründlich vorgegangen. Zunächst hat ein Dr. med. Clasen als Vorgutachter meine Blutgruppenmerkmale und was weiß ich noch festgestellt. Das Ergebnis konnte ich nicht herausbekommen. Das würde ich beim Termin noch erfahren! Damit wurde ich erst mal abgespeist. Und dann wurde noch ein Dr. med. Hans Grund als vereidigter Sachverständiger tätig.

Beim Termin wurden dann die Gutachten heruntergeleiert. Der Richter wußte offenbar schon, was da drinstand, hörte nur mit halbem Ohr zu. Ich hörte genauer hin, kapierte aber trotzdem nichts. Medizinerlatein, in dem von Antigen-Systemen und Blutgruppenmerkmalen die Rede war.

Nur der Schluß war wieder verständlich: »Die Vaterschaft ist damit praktisch erwiesen.« Das begriff sogar ich. Nun ja, die hatten erreicht, was sie wollten. Nun brauchte nicht mehr Vater Staat zu zahlen, jetzt war ich dran.

Lapidar stellte der Richter fest: »Herr Heiko Boje ist somit als Erzeuger des Kindes Bärbel Moor anzusehen.« Im Nachsatz verdonnerte er mich dann zur Unterhaltspflicht. Wie hoch der monatlich von mir zu zahlende Betrag sei, werde alsbald festgestellt und mir mitgeteilt.

Das hatten die fein hingekriegt.

*Schlecht kämpft der Wille gegen stärkren Willen,
Und mir gefiel es schlecht, ihm zu Gefallen
Den Quell zu fliehn und nicht den Durst zu stillen.*

Wer vier Jahrzehnte Pfarramt hinter sich hat, ist kaum noch zu überraschen. Doch dies hier verschlägt mir die Sprache. Daß ein Mann ein Kind erzeugt und nichts davon weiß? Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Nein, dergleichen kommt ja nicht einmal im rheinischen Karneval vor. Kann Heiko Gedanken lesen? »Sie halten das für unglaublich, meinen wohl gar, ich sei – bestenfalls – einer nachträglichen Selbsttäuschung erlegen? Ich kann Ihnen dazu nur versichern: es stimmt, ich war – bis die Gutachten vorlagen – wirklich ahnungslos.« Er lacht bitter. »Wieder ein Beweis mehr, was König Alkohol aus seinen getreuen Gefolgsleuten machen kann.«

Er wendet mir sein Gesicht zu. »Übrigens sollten Sie als Theologe doch nicht allzusehr überrascht sein. Ein ähnlicher Fall steht doch schon in der Bibel.« – »In der Bibel?« – »Ja, im Alten Testament, da irgendwo gleich hinter der Sodomgeschichte.« Sodom? Nein, die zu Sodom wußten genau, was sie taten. Aber – richtig: »Lot!« Das Stichwort genügt, plötzlich ist die uralte Geschichte, über die aus gutem Grund wohl nie gepredigt wird, mir wieder gegenwärtig. »Lots Töchter...«

»Ja, Lots Töchter, die machen ihren Vater betrunken, um ihn zu mißbrauchen.« Heiko hat es ohne Vorwurf gesagt, nur so als sachliche Feststellung. »Woher ich die Geschichte kenne? Nun, unser Gefängnispfarrer, dem ich mein Malheur erzählte, wies mich auf diese alte Geschichte hin.«

»Ihr Gefängnispfarrer?« – »Sie wundern sich? Natürlich machte ich auch mit dem Bekanntschaft, woanders wohl als im Gefängnis?« Er winkt ab. »Doch dazu kommen wir erst noch. Jetzt sind wir noch bei meiner – na sagen wir: Familiengeschichte.«

Ich raffe mich auf. »Nun gut, daß Sie an all das keine Erinnerung hatten, wahrscheinlich überhaupt nicht einmal bewußt erlebt haben, das leuchtet mir allmählich ein. Aber – was müssen das für Frauen sein, die einen sinnlos – ja, im wahrsten Sinne des Wortes – sinnlos Betrunkenen mit nach Hause nehmen und mit ihm –« – »Warum reden Sie nicht weiter?« Heiko ist ganz sachlich. »Man kann das, was da geschah, doch auch in der Fachsprache ausdrücken, das nimmt der Sache viel von ihrer Peinlichkeit. Der Amtsrichter damals sprach vom – Zeugungsakt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das war's nicht, was mich abbrechen ließ.« – »Sondern?« – »Mir fiel ein Gespräch ein, das ich – vor vielen Jahren – in meiner damaligen Gemeinde hatte.«

»Fällt es unter das Beichtgeheimnis?« Ich muß lachen. »Nein, keineswegs. Auch liegt die Sache fast vierzig Jahre zurück.« Ich sehe sein Interesse, vielleicht macht das, was mir damals eine Frau sagte, uns beiden

den Fall etwas verständlicher? »Na schön, das war noch in meiner Gemeinde zu Frankfurt an der Oder. Eine ledige Frau meldete ein uneheliches Kind zur Taufe an. Im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß dies bereits ihr viertes uneheliches Kind war. Und alle Kinder hatten verschiedene Väter. Sehen Sie, Heiko, so viel Dummheit – denn dafür hielt ich es – wollte mir nicht in den Kopf. Ich machte dieser Frau also recht heftige Vorwürfe. Sie hörte mir geduldig zu. Und als ich mit meinen gutgemeinten Reden zu Ende war, wissen Sie, was sie mir da antwortete?« Heiko schüttelt nur den Kopf. Er kann es auch nicht ahnen, also muß ich es wohl aussprechen: »Die Frau sah mich leise lächelnd an, neigte den Kopf und sagte dann, ein wenig verschämt, aber keineswegs schuldbewußt: Herr Pfarrer, – mir war doch so!«

Heiko sitzt mit offenem Mund da. Einen Augenblick scheint es, als wolle er in Lachen ausbrechen. Doch dann sinkt es wie ein Schleier über sein Gesicht, als er leise sagt: »Ihr war doch so!« Er rafft sich auf. »So ist das: Wir gehen immer davon aus, der Mensch sei ein Vernunftwesen, voll und ganz von seinem Verstand bestimmt und von seiner Logik gelenkt. Doch dem ist nicht so.« Er wird jetzt lebhaft. »Haben Sie schon sich selber beobachtet, wie stark Sie von Ihren Gefühlen beherrscht sind? Emotionen lenken uns, Launen, die wie Wolken ziehen –« Ich höre ihm kaum noch zu, bin mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt. Ja, meine Träume, meine Wünsche, meine körperliche Verfassung, meine Zweifel und mein Hoffen –

Heiko rüttelt mich an der Schulter. »Verzeihen Sie! Aber stimmt es nicht?« Er schlägt sich mit der Hand vor die Stirn. »Da habe ich ein Hirn, das mich angeblich hoch über die Tiere erhebt. Krone der Schöpfung, wie die Schöngelster behaupten.« Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch. »Hat sich was! Aus ist es mit dem Verstand, wenn die Wünsche sich melden.«

Ich will ihn bremsen. »Nun mal langsam, bitte! Es gibt doch wohl die Möglichkeit, unsere Triebe im Zaum zu halten?« Luther fällt mir ein. »Wir können nicht verhindern, daß die Schwalben über unsere Köpfe fliegen, doch wir können sie hindern, auf unserem Kopf ihre Nester zu bauen! So ungefähr hat unser Doktor Martinus Luther das mal ausgedrückt.«

Doch Heiko bleibt skeptisch. »Ich weiß, ich weiß! Aber manchmal gelingt uns das bei aller Willensanspannung nicht. Nester auf meinem Kopf bauen? Mein Lieber, ich war wehrlos, als der Specht seine Nisthöhle in meinen Leib grub, der Schluckspecht!« Ich kann über das Bild, so seltsam es sein mag, nicht lachen, nicht einmal lächeln. Ich kann nur schweigen und zuhören. »Und wenn Sie es zehnmal nicht verstehen, so muß ich es Ihnen eben elfmal bezeugen: ich konnte dem Alkohol nicht widerstehen, wenn mir – so war!«

Wenn ihm so war. Wenn ihm so war, dann mußte er trinken. Und jene Frau mit den unehelichen Kindern: weil ihr so war, hatte sie die Kinder

empfangen. Wieder stehe ich vor dem Rätsel: Was ist im Menschen? Was treibt, was steuert ihn? Naturtriebe? Oder – Dämonen? Die phantastischen Bilder Hieronymus Boschs fallen mir ein: Ungestalten mit Spinnenleibern und Schweinerüsseln, Scheusale mit satanischen Fratzen. Kann es sein, daß Menschen besessen sind von ihnen?

Heikos Stimme reißt mich aus dem Sinnen. »Jetzt bin ich hindurch, darüber hinweg. Doch damals, als mir jenes in Volltrunkenheit gezeugte Kind nachgewiesen wurde, begriff ich noch immer nichts. Der Alkohol? Nein, die anderen waren an meinem Elend schuld, die Neider, die Mißgünstigen, die Pharisäer. Und darum –«, seine Stimme sinkt zum Flüstern, »und darum ging es noch tiefer hinab mit mir.«

Schulden, Schulden, Schulden – ich weiß nicht, wie ich mit diesem Schuldenberg je fertig werden soll. Doch die Gläubiger werden sich gedulden müssen. Andere Schulden gehen nämlich vor: die für meine Kinder! Da soll ich die Alimente aufbringen für das Uneheliche. Und Monat für Monat will Kerstin die Unterhaltszahlungen für sich und die beiden Kinder haben. Und als ich nicht daran dachte, den Unterhalt zu berappen, da ist sie zum Sozialamt gelaufen. Oder zum Jugendamt, was weiß ich. Die haben ihr das Geld vorgeschossen und kommen jetzt mit hanebüchenen Forderungen auf mich zu. Lohnpfändung? Oha, ich war gerade wieder mal arbeitslos. Dann kam der Gerichtsvollzieher ins Haus, will sagen, in meine schon längst halb ausgeräumte Wohnung. Außer leeren Flaschen war auch da nichts zu holen, und die wollte er nicht. Na schön, dann seht mal zu, wie ihr von mir Geld bekommt! Boje ist blank, total blank.

Daß er immer noch Geld für Cognac hat? Ja, er hat eben so seine verborgenen fließenden Quellen, von denen weder das Finanzamt noch das Jugendamt etwas ahnt. Und dann hat er natürlich immer noch Kredit bei ein paar alten Freunden. Leider werden die immer seltener, das liegt nun mal in der Natur des Menschen. Aber wartet nur, bald ist euer Heiko wieder obenauf, die Weichen sind schon gestellt. Vieles wird bei mir anders.

Einmal schon beruflich. Ich habe mich zu einem Entschluß aufgerafft. Weil sich alle Geschäftsleute unserer Gegend von mir abwenden, mir weder Geld noch Ware anvertrauen, dachte ich mir: Heiko, du mußt mal andere Luft atmen! Und da habe ich die vom Gerichtsvollzieher gefilzte Wohnung einfach stehenlassen, mitsamt einem halben Jahr rückständiger Miete, und bin ins schöne Niedersachsen gezogen. Hier kennt mich keiner, hier kann ich mit dem mir eigenen Charme Kredite bekommen und Waren in Kommission nehmen.

Schon nach ein paar Wochen hatte ich's geschafft, eine Firma gegründet, ein ansehnliches Lager von Kommissionswaren und – was wohl das wichtigste war – einen handfesten Kredit von der Bank. Ich will ehrlich sein und zugeben, daß ich dies alles Gertrud verdanke.

Gertrud? Ja, die hatte ich gerade noch rechtzeitig in Lübeck kennengelernt. Wir hatten uns vom ersten Tage an gut verstanden.

Kurz bevor ich mein Tätigkeitsfeld nach Hannover verlegen mußte, offenbarte sie mir, daß sie schwanger sei. Sie brauchte mich nicht erst bei meiner Ehre zu packen, ich war sofort bereit, Gertrud zu heiraten. Wir sind noch in Lübeck zum Standesamt gegangen. Auf eine kirchliche Trauung haben wir verzichtet. Da wir sowieso im Umzug nach Hannover begriffen waren, fiel das nicht weiter auf. Und zur ehrwürdigen Familie Boje hatte ich ohnehin jede Verbindung verloren.

In Hannover gingen wir dann erst mal auf Wohnungssuche. Wir hatten

Glück und fanden eine günstig gelegene, auch nicht zu teure Bleibe und richteten uns häuslich ein. Großartig, daß auch Gertrud eine kaufmännische Ausbildung genossen hat. Da habe ich sie gleich in die Firma aufgenommen, und sie macht sich ganz ausgezeichnet, versteht es, mit den Kunden umzugehen, noch besser mit den Vertretern der Großlieferanten und den Banken. Ich glaube, ich bin jetzt endgültig über den Berg, unser Geschäft blüht.

Wenn nur der Schuldenberg nicht wäre. Für ein paar Wochen hatte ich die Gläubiger durch meinen Umzug abschütteln können. Doch die für Alimente und Unterhalt Zuständigen hatten mich – auf dem Wege der Amtshilfe – bald aufgespürt. Und prompt kreuzte wieder der Gerichtsvollzieher auf. Er schmunzelte, als er das Warenlager sah. Er leckte schon am Kuckuck, als ich ihm eiskalt erklärte: »Das ist Kommissionsware, die nicht mir, sondern den Großlieferanten gehört.« Da half ihm kein Kopfschütteln. Als ich ihm die unbezahlten Rechnungen und Kommissionsbedingungen vorlegte, mußte er klein begeben und unverrichteter Dinge abziehen. Auch in unserer Wohnung erlitt er Schiffbruch. Wohlweislich hatten wir für unsere Ehe Gütertrennung festgelegt, und alles, was sich da in unserer Wohnung befindet, gehört nachweisbar Gertrud. Ja, da gucken die lieben Gläubiger in die Ofenröhre!

Nein, euer Heiko hat in bitteren Lehrjahren Erfahrungen gesammelt, er kennt sich jetzt aus und weiß, wie man die Sache am richtigen Zipfel anpackt. Er kann es sich jetzt sogar leisten, auf dem Rennplatz im Toto zu setzen. Zuerst hatte ich den Eindruck, das Wetten sei ein ausgemachter Schwindel, nur für die Dummen und natürlich auch für die Buchmacher erfunden. Doch dann hatte ich ein paar tolle Treffer, einmal sogar 10:260. Das lohnte sich, zumal ich nie kleine Beträge setze, sondern immer in die vollen gehe. Ja, das war wie ein warmer Regen.

Natürlich kommen dann auch wieder trockene Zeiten, in denen wenig oder nichts abfällt. Nun, für ein Weilchen reichten die Gewinne, dann allerdings kam ich in die Enge. Anfangs suchte ich ein Loch mit dem anderen zu stopfen, doch dem schob Gertrud einen Riegel vor. Ohne ihre Unterschrift läuft nichts. Das ist nun mal der Preis für die Gütertrennung, wie sie sagt. Na schön, da muß ich eben auf andere Art meine Schulden loswerden. Und da kommt mir der Brief gerade recht, der vorgestern auf meinen Schreibtisch flatterte. Er informierte mich darüber, daß meine geschiedene Frau Kerstin zum zweiten Mal geheiratet hat, einen gewissen Hans-Heinrich Zumdieck, Schlachtermeister und Besitzer eines offenbar gutgehenden Metzgerladens. Und dieser Herr Zumdieck fragt – über seinen Anwalt – allen Ernstes bei mir an, ob ich zustimmen würde, daß er meine beiden Kinder aus der ersten Ehe adoptiert. Ich muß gestehen, daß ich bisher Schlachtermeister nicht für so romantisch gehalten habe. Ich meinte immer, das seien so robuste Typen. Doch diesem hier scheinen es

die beiden Jungen angetan zu haben. Er will sie unbedingt adoptieren. Und um seine Entschlossenheit gleichsam zu dokumentieren, teilt er über seinen Anwalt mit, Kerstin sei bereit, auf die ihr und den Kindern noch zustehenden Unterhaltskosten zu verzichten. Als ich mich – so ganz nebenbei – erkundigte, auf welche Höhe die inzwischen angelaufen seien, erfuhr ich, daß ich da schon mit runden 14000 DM im Rückstand sei.

Es ging alles viel glatter, als ich erwartet hatte. Der Notar hatte schon alles vorbereitet. Der Herr Zumdieck, seine Frau Kerstin, geschiedene Boje, und ich selber brauchten nur noch zu unterschreiben. Und schon war ich die 14000 DM, die ich Kerstin und den Jungen noch schuldete, los. Und die Jungen natürlich auch! So dachte ich, doch das erforderte noch einige Formalitäten. Da ging es nicht ohne Verhandlung vor dem Oberlandesgericht. Da ging es dann um einen sogenannten Kindesannahmevertrag. Der amtierende Richter war bemüht, alles so unpersönlich wie möglich abzuwickeln. Und doch empfand ich ein gewisses Unbehagen, als abschließend verlesen wurde:

»Frau Kerstin Zumdieck, geborene Gundermann, geschiedene Boje, hat aus ihrer geschiedenen Ehe mit Heiko Boje die Kinder Till Boje und Jens Boje. Der Schlachtermeister Hans-Heinrich Zumdieck als jetziger Ehemann der Frau Kerstin Zumdieck nimmt hiermit diese Kinder an Kindes Statt an. Dadurch erlangen diese Kinder die Stellung von ehelichen Kindern des Annehmenden. Die angenommenen Kinder sollen in Zukunft den Namen Zumdieck führen.«

Es folgten dann noch ein paar Paragraphen, die aber nicht weiter interessieren, weil sie mich nicht angehen. Denn die Kosten übernimmt dieser Schlachtermeister Zumdieck, der mir außerdem alle noch offenen Unterhaltszahlungen für die beiden Kinder erläßt. Inzwischen habe ich darüber auch eine amtliche Mitteilung erhalten. Na also!

Diese Verpflichtung bin ich nun auf gute Art losgeworden. Ich wünschte mir nur, auch die Mutter meines unehelichen Kindes fände einen Mann, der sie heiratet und das Kind adoptiert. Dann wäre ich wirklich fein heraus. Doch ich mache mir da nichts vor, diese Manuela Moor hat nicht das Aussehen und auch nicht das Format Kerstins. Kerstin ist eine großartige Frau, ich kann darum auch diesen Zumdieck gut verstehen, der sie trotz der beiden Jungen genommen hat. Die andere Frau dagegen – Schwamm drüber!

*Den unglückselgen Händen allzumal
Ward keine Ruh; ein fruchtlos ewges Regen
Rang abzuschütteln neuen Brandes Qual.*

So, jetzt kann ich mich wieder ganz dem Geschäft widmen, Gertrud zur Seite stehen, die sich großartig macht. Wirklich, sie schmeißt den Betrieb, kennt sich überall aus, hat ein phantastisches Personengedächtnis, kann jeden Kunden bei Namen nennen und hat eine Art, mit unseren Lieferanten umzugehen, daß ich sie immer nur beneiden kann.

Man merkt es am Umsatz, daß unser Geschäft blüht. Und man spürt es am Neid der Konkurrenz. Die versuchen alle Tricks, um uns auszubooten. Besonders infam finde ich, daß sie uns die Kundschaft abzuwerben suchen. Dieser Herr Boje sei doch ein hoffnungsloser Trinker, als Geschäftsmann unsolide und wäre längst am Ende, wenn er diese Frau nicht hätte!

Wie das Sprichwort sagt: Lügen haben kurze Beine. Der Inhaber des ›Küchenstudio‹ hatte es kaum zu dem Kunden in der Bahnhofstraße gesagt, da erfuhr ich es schon im ›Alten Schweden‹. Einer seiner Angestellten, dem er Kündigung angedroht hat – natürlich auch wegen angeblichen Alkoholmißbrauchs –, der also verriet es mir beim zweiten Cognac. Ich habe getan, als ob ich gar nicht zuhörte, doch in der Stille habe ich jedes Wort getreulich notiert. In meinem Gedächtnis, versteht sich, und das ist zuverlässig. Na, das ›Küchenstudio‹ wird sich umsehen! Ich weiß schon, wie ich denen einen Denkart verpasse: die haben sich auch um die Kucheneinrichtungen der ›Weserland‹-Siedlung beworben. Drei Hochhäuser mit fast dreihundert Etablissements! Das Angebot des ›Küchenstudio‹ habe ich – Beziehungen sind halt alles im Leben – hintenherum herausbekommen. Die werde ich um acht Prozent unterbieten. Habe das schon durchkalkuliert, die Gewinnspanne ist dann zwar nicht so üppig wie sonst, aber die Menge macht's!

Es hat geklappt. Die ›Weserland‹ hat uns den Zuschlag erteilt. Nicht bloß wegen der acht Prozent, Hauptdarsteller bei den Verhandlungen war wieder einmal Gertrud. Einfach gekonnt, wie sie dem Chefeinkäufer der ›Weserland‹ um den Bart ging und ihn – den Mann, nicht den Bart! – um den Finger wickelte. Bei den Verkaufsgesprächen hat er gar nicht gemerkt, daß von den acht Prozent zu seinen Gunsten unter dem Strich nur knappe drei Prozent übrigblieben, weil Gertrud – so ganz beiläufig – einige Nebenvereinbarungen durchsetzte, die uns runde fünf Prozent einbringen werden. Erst nach acht Tagen versuchte er zu reklamieren, aber da war die Sache längst gelaufen.

Im ›Alten Schweden‹ ist die Luft zum Schneiden. Dunst von schalem Bier weht von der Theke her, Kümmel- und Anisgeister wirbeln durch den Tabaksqualm, es duftet nach nassem Lederzeug und klammer Wolle. Natürlich, es regnet in Strömen, und jeder, der hereinkommt, hängt seine

triefenden Plünnen an die Kleiderhaken. Da stinken sie dann still vor sich hin.

Und auf den hohen Hockern an der Theke hängen die Männer, trinken und – stinken auch still vor sich hin. Es wird kaum gesprochen, hin und wieder brabbelt einer etwas Unverständliches, wischt sich den Mund und blickt sich vorwurfsvoll um. Als wenn wir anderen schuld wären an seinem Saufen.

Jetzt rutscht einer von seiner hohen Warte, schlurft zur Tür und verschwindet in Richtung Toilette. So, nun ist auch für mich da ein Platz frei geworden.

Der Wirt weiß schon: »Doppelten?« – »Wie immer.« Und dasselbe nach zehn Minuten, nach zwanzig – und so weiter in schön gleichmäßigen Abständen. Immer mit der Ruhe und Genuß! Nett ist es hier, so richtig gemütlich. Keiner fragt mich was, keiner will was von mir. Ich kann meinen Gedanken nachhängen und träumen, von Gertrud und unserer Tochter Traudel –. Ja, was denn: Traudel wird morgen drei Jahre! Mann, wie die Zeit vergeht.

Morgen hat Traudel also Geburtstag. Und ich Esel hätte das beinahe vergessen! Ein aufmerksamer Vater, nicht wahr? Ein Glück, daß es mir eben noch einfiel. Aber jetzt sind alle Geschäfte zu, so daß ich dem Kind nichts mehr kaufen kann. Was mache ich da bloß? Mal scharf nachdenken! »Noch 'nen Doppelten!« Weiß nicht, der wieviele das jetzt ist, habe nicht mitgezählt. Doch der Wirt hat ja seine Strichliste.

Auch als ich bezahlt habe und zur Tür schlurfe, ist mir immer noch nichts eingefallen, was ich Traudel zum Geburtstag beschenken könnte. Doch unterwegs, als ich mal für einige Zeit an einem Laternenpfahl Posten beziehen muß, da kommt mir der erleuchtende Gedanke: »Wir werden so 'nen richtig gemütlichen Fa-familienausflug mmm-machen!«

Ja, das werden wir! Und gleich jetzt, wenn ich nach Hause komme, werde ich die Einzelheiten mit Gertrud besprechen. Sie wird mit uns ins Grüne hinausfahren, hat ja ihren Führerschein. Auch so eine Gemeinheit der Behörden: mir noch immer meinen Führerschein zu verweigern, obwohl das alles nun doch schon Jahre her ist. Aber nein, die wollen partout, daß ich die Prüfung noch einmal ablege. Ich werde denen etwas husten! Kommt überhaupt nicht in Frage, daß ich noch einmal die Fahrschule durchmache. Ich will meinen alten Führerschein wiederhaben! »Jawoll! Ich will mein' alten Führerschein wiederha'm! Ich will mein' alten Fü-hührerschein wiederha'm! Täterä – täterä – täterätäterä!«

Was ist los? Ich soll nicht solchen Lärm machen? Und das sagst du mir, Gertrud? Wo ich gerade so guter Laune bin und einen Familienausflug plane? Na, dann nicht, meine Beste! Ruhig soll ich sein, die Nachbarn nicht aufwecken! So, jetzt mach' ich noch die Balkontür auf, damit mein Singen auch im Garten schön zu hören ist. »Täterä – täterä –«

Da haut sie mir doch die Tür vor der Nase zu, zischt mich an: »Ins Bett mit dir! Bist wieder einmal voll betrunken. Und ich, ich muß mich den ganzen Tag herumplagen, Kunden beruhigen, Lieferanten scharfmachen, mich in endlosen Verhandlungen aufreiben. Du aber –«

Warte nur, dir geb' ich's! So, die hat gesessen, und die auch! Und nun ab mit dir! Ja, heule nur, das kenne ich, von Kerstin her, die war auch so zimperlich. Aber mich kannst du damit nicht rühren, mich nicht. Da, nun hast du mit deinem Gekeife tatsächlich das Kind aufgeweckt. »So, nun fang auch du noch an zu heulen! Marsch, ins Bett mit dir, Traudel! Abmarsch, oder es knallt!«

Denen habe ich es gegeben, die werden mich heute nacht in Ruhe lassen. Da kommt man nun nach Haus, will über den Geburtstagsausflug reden und wird dann so empfangen. Nein, diese Weiber! Eine ist wie die andere –

*Betrug, der dem Gewissen Wunden schlägt,
Kann dem man antun, der uns schenkt Vertrauen,
Und dem, der keines uns entgegenbringt.*

Der Tag fing so gut an. Ich hatte den Wecker auf sieben Uhr gestellt, war aber schon um fünf wach. Es war auch gut so, denn ich sah gleich, daß ich vergessen hatte, den Stellhebel hochzurücken, so daß der Wecker also gar nicht hatte klingeln können. Aber, bitte schön, ich war auch ohne diesen dummen Wecker aufgewacht. Weil ich wieder einmal entsetzlichen Durst hatte. In letzter Zeit wird das immer schlimmer. Jetzt also werde ich schon um fünf vor Durst wach.

Das Wasser aus der Leitung schmeckte scheußlich nach Chlor, das Mineralwasser, das ich im Kühlschrank fand, war abgestanden und sprudelte nicht mehr. Typisch für diese Frauen: sind nicht mal in der Lage, frisches Mineralwasser bereitzuhalten. Doch in meinem Schreibtisch fand ich noch eine knapp angebrochene Flasche Cognac. Ein langer Zug, und der Durst war weg. Eine Erlösung!

Wie gesagt, der Morgen fing gut an. Aber dann ging es mit dem Elend los. Beim Rasieren schnitt ich mich gleich dreimal. Weiß nicht, was das ist: meine Hände zittern wie bei einem Tattergreis. Muß gelegentlich mal einen Arzt zu Rate ziehen. Den Alaunstift her, das Blut zu stillen. Und prompt fällt er mir aus der Hand, rollt in den Ausguß – weg! Einer zur Reserve ist natürlich nicht vorhanden. Klar, an so was denken Frauen nicht, nur immer an sich selbst. Haarspray, Puder, Mundwasser und all so'n Zeug stapelt sich in und auf dem Medizinschränkchen, Tabletten gegen wer weiß nicht was, aber kein Alaunstift, nicht mal blutstillende Watte. Nehmen wir also das Handtuch zu Hilfe. Was soll's!

Natürlich wird Gertrud wieder meckern, wenn sie das sieht. Ich höre sie schon: »Blutflecken! Und die gehen so schwer raus!« Gehen sie? Na schön, nicht meine Sorge! Ich habe jetzt genug mit den Kratzern zu tun, daß die zu bluten aufhören.

Fein, daß Traudels Geburtstag dies Jahr auf den Sonntag fällt. Da können wir uns einen schönen, gemütlichen Tag machen. Sechs Uhr schon? Na, da wird's langsam Zeit, diese Faulpelze aus den Federn zu holen. »Aufstehen! Aufstehen!« Dazu ein paarmal kräftig an die Türen gewummert. Die dummen Gesichter! Traudel ist sofort hellwach, sie hat ja heute Geburtstag, kann es gar nicht erwarten. Im flatternden Nachthemdchen steht sie unter der Tür des Kinderzimmers, reibt sich die Augen. Doch Gertrud wälzt sich herum, starrt auf die Uhr und muß natürlich wieder zu meckern anfangen: »Sechs Uhr erst? Und da trommelst du uns heraus?« Sie sieht Traudel, die beide Fäuste vor dem Mund hat. Will sie lachen oder heulen? Immerhin wird Gertrud durch das Kind abgelenkt. »Komm her, Kleines! Laß dir zu deinem Geburtstag gratulieren!«

Husch, schon ist Traudel bei ihr, kriecht zu ihr ins Bett und kuschelt sich in ihre Arme. Rührende Szene: liebevolle Mutter mit Kind! Direkt zum Malen. Und von mir nehmen sie kein bißchen Notiz. »He, ihr beide, ich bin auch noch da!« Doch die lassen sich nicht stören. Sieh an, Gertrud hat ihr Geburtstagsgeschenk zur Hand, im Nachttischschubfach. Pffiffig, da braucht sie nicht aus dem warmen Bett heraus. Ein Quietschentchen! Wie sinnig. Quietsch-quietsch! Das geht mir durch und durch. Mußte es denn ausgerechnet ein Quietschentchen sein?

Doch Traudel scheint es zu gefallen: »Fein, Mami! Darf das Gaakentchen heute gleich mit mir baden?« Und Gertrud nickt gönnerhaft. »Natürlich, dazu ist es ja zu dir gekommen. Doch sieh nur, da ist noch mehr für dich!« Und nun fängt Traudel an, in den Päckchen zu wühlen, die Gertrud noch aus der Schublade hervorzaubert. Und ich stehe da wie, wie – Pik-Sieben!

»Nun aber Schluß!« Die tun, als wollten sie überhaupt nicht mehr aufstehen. Warum ich es heute so eilig habe? Ich schliefe doch sonst gern bis in die Puppen, und es sei immer ein Stück Arbeit, bis sie mich so weit habe, daß ich hochkomme? Also: »Heute ist ein besonderer Tag, dein Geburtstag, Traudel. Und da hat sich dein Papi was Feines für dich ausgedacht. Du darfst dir heute wünschen, wohin wir fahren wollen.« Und zu Gertrud: »Ja, das soll heute so ein richtig gemütlicher Familienausflug werden.«

Traudel überlegt nicht lange, wie aus der Pistole geschossen verkündet sie: »Wir geh'n in 'n Zoo, Papi.« Atemlos, sie überschlägt sich fast: »Zu den Affen, un' 'fantan, un' un' Zebabras!« Jetzt muß ich doch lachen, über diese komische Zoologie. »Na schön, wenn es unbedingt sein muß, fahren wir halt nach Hannover in den Zoo.« Mir kommt ein Gedanke. »Da gibt es auch ein Restaurant, in dem wir zu Mittag essen können.« – »Und wo es was Herzhaftes zu trinken gibt!« Das kam natürlich von Gertrud. Sie kann es nun einmal nicht lassen, mich mit anzüglichen Bemerkungen aufzuziehen.

Ausgiebiges Frühstück zunächst, bei dem Traudel unentwegt plapperte. Zweimal ging ich kurz nach nebenan, meinen Durst zu löschen. Der Kaffee half da ja nicht viel.

Dann fahren wir los, zum Zoo. Drei Runden mußten wir drehen, bis wir endlich eine Parklücke gefunden hatten. Schlangestehen am Schalter. Schlange: paßt gut zum Zoo. Endlich waren wir drin, Traudel stürmte auf das Giraffengehege zu, die langen Hälse hatten es ihr angetan.

Es war wie immer dasselbe: »Guck mal, Papi, die Affen!« Ein Kichern. »Ih, wo der sich jetzt kratzt!«

Ihr Blick fällt auf ein Pärchen, das sich so benimmt, als ob es allein auf der Welt sei: »Und die beiden da! Was machen die, Mami?« Und die Mami bekommt einen roten Kopf, und der Dicke auf der anderen Seite neben ihr lacht ölig und gemein. Und Traudel sieht hilflos von einem zum andern, flüchtet sich nun zu mir: »Papi, was lacht der dicke Mann?« Und jetzt lacht

der gar nicht mehr, sondern macht ein wütendes Gesicht. Ja, ja, Mann, haben Sie sich nicht so! Ist doch ein Kind, das so etwas sagt. Und außerdem: hat es nicht recht?

Gertrud hat die Lage gerettet: »Da, die Robben!« Und schon sausen Mutter und Tochter los, ich bin für sie Luft. Gut so, ich verspüre nämlich schon wieder ganz elenden Durst. Wo ist – ah, da drüben, keine hundert Schritte weit. Und wegen des schönen Wetters haben sie sogar im Freien gedeckt. Da kann ich's mir gemütlich machen und Mutter und Tochter aus der Ferne zusehen.

»Doppelten Cognac!« Ah, der tut gut. »Gleich noch einen!« Komischer Kerl, dieser Ober. Was es da bloß zu gucken gibt? Ich bin doch bestimmt nicht der einzige, der am Sonntag vormittag sich einen Cognac zu Gemüte führt. Eben habe ich den dritten zu mir genommen, da kommen meine Lieben zurück. »Da bist du ja!« Gertruds vorwurfsvoller Blick streift das leere Glas. Was für ein Gesicht würde sie wohl machen, wenn sie wüßte, daß dies schon der dritte Doppelte ist! Reiß dich zusammen, Heiko, zeige dich als Meister der Situation!

»Na, wie ist es, habt ihr nicht Appetit auf ein Eis? Himbeer? Erdbeer oder Nuß?« Gelungen, das Ablenkungsmanöver. Traudel wünscht sich Erdbeer mit Vanille, Gertrud schließt sich ihr an. »Gut, ich bestelle!« Ich schlendre zur Theke, wo mein Ober gerade neue Bestellungen aufgibt. Er guckt verwundert, als ich ihm einen Zwanzigmarkschein in die Hand drücke: »Für die drei Doppelten! Äh, und dann bringen Sie je ein Eis – Erdbeer mit Vanille – meiner Frau und meiner Tochter.« Er sieht zu unserem Tisch hinüber, dann schaut er mich an und – grinst! Tatsächlich, er grinst, grinst geradezu unverschämt. Ich will ihm schon Bescheid geben, da fällt mir noch rechtzeitig ein, daß es wohl nicht die richtige Art ist, sich mit so einem Kellner anzulegen. Also zucke ich nur verächtlich die Schultern und steure auf die Tür zu, auf der ein stilisiertes Männchen angebracht ist.

Wieder an unserem Tisch, muß ich feststellen, daß ich für Frau und Tochter wieder einmal Luft bin. Zunächst sind sie völlig mit ihren Eisportionen beschäftigt. Und als sie mit Löffeln fertig sind, plappert Traudel unentwegt von den »Pingowinen«, wie putzig die sind, wie drollig sie watscheln, wie – »Schluß damit!« Das blöde Gerede ist mir zuviel. Was mußten wir auch ausgerechnet in den Zoo gehen! Erst das Gesuche nach einer Parkmöglichkeit, dann dieser aufdringliche Kellner und nun dies entnervende Kindergeplapper. »Ober!« Und dann, als er nicht gleich kommt, eine Lautstärke vernehmlicher: »Kellner! He, Kellner!« Natürlich, das hilft. Ja, Mann, machen Sie nur so ein herablassendes Gesicht, mir können Sie damit nicht imponieren. »Die zwei Eis?« Er zieht die Brauen hoch: »Sechs Mark, der Herr.« Und dann, als ich das Geld auf den Tisch gelegt habe, kann er es sich nicht verkneifen: »Die drei doppelten Cognac hat der Herr ja schon an der Theke bezahlt!«

Ich hätte ihm –! Aber, was soll's? Man kann doch hier, vor all den Leuten, keinen Streit anfangen. Die sehen sowieso schon alle her. Möchte nur wissen, warum? Möchte auch wissen, warum es Gertrud mit einmal so eilig hat? Sie schiebt los, daß Traudel, die sie am Arm gepackt hat, kaum mitkommt.

»He, nicht so eilig!« Doch sie hören nicht, tauchen im Gedränge des Ausgangs unter. Nun, euch finde ich schon wieder, spätestens beim Auto. Ohne mich werdet ihr ja doch nicht nach Hause fahren, dazu fehlt euch einfach die Courage.

Ich habe es nicht eilig, ich nicht. Da drüben, auf der anderen Straßenseite, ist eine Kneipe. »Einen doppelten Cognac!« Wie das auf all den Ärger guttut. »Noch einen!« So, jetzt fühle ich mich wieder stark genug, mich auf den Weg zu machen, zum Auto, wo Gertrud und Traudel auf mich warten.

»Hallo, da bin ich!« Doch die machen gar keine fröhlichen Gesichter. Traudel schmolzt, weil sie so gern noch die »Falamingos« gesehen hätte und die »Pelikame«, die mit den großen Schnäbeln. Und Gertrud ist ganz einfach wieder einmal sauer. Das hat man nun davon, wenn man sich der Familie widmet. Nicht mit einem einzigen Wort haben sie sich bedankt. Nein, sie schwiegen sich aus.

Zu Hause ging es dann erst richtig los. Mittagessen? »Du hattest doch mit uns ausgehen wollen? Nein, da habe ich nichts im Hause, also –« Das schlägt dem Faß den Boden aus. Wer ist denn aus dem Lokal weggelaufen? Ich etwa? Ihr hattet es mit einem Male so eilig, aus was weiß ich für Gründen! Und jetzt soll ich schuld sein. Gut, gut, wie ihr wollt. Ich nehme jetzt meinen Hut und gehe. Wenn ich zu Hause nichts bekomme, dann werde ich eben irgendwo anders – nein, nicht essen, habe ja gar keinen Hunger, nur Durst, Durst.

Fand dann in einer Kneipe, die ich bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, einen netten Haufen Leute. Wurde ein gemütlicher Nachmittag. Alles, was ich mir für Traudels Geburtstagsmahl eingesteckt hatte, ging drauf. Als ich – ich weiß nicht mehr, wie spät oder früh es war – heimkam, habe ich so lange herumgeschimpft, bis beide hellwach waren. Die sollten wissen, daß ich mir von ihnen einen schönen Tag nicht vermiesen lasse.

Ein Jahr darauf habe ich nochmals versucht, die Familienbande – schönes Wort, nicht wahr? – fester zu knüpfen. »Heute tätigen wir einen Großeinkauf! Ihr dürft euch beide wünschen, wonach euch das Herz steht!« Hatte ich das nicht hübsch gesagt? Gertrud sah mich zwar zurückhaltend von der Seite an, doch Traudel war sogleich Feuer und Flamme. Aus Zeitungsanzeigen hatte ich die Boutiquen herausgesucht, die, wie mir schien, auch einen verwöhnten Geschmack befriedigen konnten. Die erste enttäuschte mich; was die boten, war weder erlesen noch originell. Doch schon die zweite war ein Volltreffer, eine spezielle Kinder-Boutique. Jetzt taute sogar Gertrud auf. Sie war entzückt, konnte ihre Begeisterung nicht

verbergen. Immer wieder andere Kleidchen, Blusen, Röckchen, Bänder und Schleifen mußte Traudel anprobieren. Es machte richtig Spaß, dem kleinen Luder zuzusehen, wie gekonnt es vor dem Spiegel zu posieren wußte. So etwas muß doch wohl drinstecken, denn ein Mannequin hat sie noch nie gesehen. Traudel war in ihrem Element, gab sich wie eine Vierzehnjährige, obwohl sie doch eben erst vier geworden war. Aus der kann noch mal etwas werden –

Als wir die Boutique verließen, war ich über dreihundert Mark losgeworden, und das war eine Menge Geld damals. Doch ich fühlte mich glücklich. War ich nicht ein fürsorglicher Vater? Und nun war Gertrud an der Reihe! »Welchen Wunsch hast du, mein Schatz?« Sie zierte sich, murmelte etwas über Sparsamsein, war offenbar wieder von ihrer kleinbürgerlichen Jugendzeit eingeholt worden. Doch ich wußte, was Gertrud mir wert war.

Ein Juweliergeschäft? Keine Frau kann an einem solchen Schaufenster vorbeigehen. Zumindest muß sie einen kurzen Blick auf die Ausstellungsstücke werfen. Ringe, Armreifen, Halsketten – in Silber, Altgold, sogar Platin. Perlen, Korallen, Bernstein in allen Schattierungen. Diamanten, Saphire und Brillanten. Und Uhren, Uhren, Uhren, ganz speziell für Damen vom Designer entworfen.

»Gehen wir hinein!« Sie zögerte, aber ich war schon in der Tür, da blieb ihr nichts anderes übrig, als mir zu folgen. Traudel hatte sofort den großen Spiegel entdeckt und begann mit ihrem Ebenbild zu kokettieren.

»Ein Ring mit Brillanten? Ein Perlenkollier?« Doch Gertrud wehrte ab. Dann eben nicht, meine Liebe. »Ich hätte für die gnädige Frau eine einmalig schöne Armbanduhr!« Natürlich, so ein erfahrener Juwelier weiß immer einen Ausweg. Wenn kein Schmuck, dann eben ein nützlicher Schmuckgegenstand! Der Mann verstand etwas von Verkaufspsychologie. Und tatsächlich, Gertrud folgte ihm zu dem anderen Tresen hinüber, in dem es von zierlichen Uhren nur so blitzte. Mit sicherem Griff traf er seine Wahl: »Diese hier, gnädige Frau, würde ausgezeichnet zu Ihrem Flair passen!« Er ergriff ehrfurchtsvoll ihre Fingerspitzen, fast dachte ich schon, er beabsichtige einen altväterlichen Handkuß, aber nein, er hob nur Gertruds Hand, um ihr die Armbanduhr ans Handgelenk zu legen. »Sehen Sie nur, meine Gnädigste, einfach hinreißend!«

Ich bin in solchem Fall nicht für langes Feilschen. »Kostet?« Er tat, als müsse er sich erst vergewissern, fingerte an dem winzigen Preisschildchen herum, verkündete dann, mit einer Mischung von Stolz und Bitte um Vergebung: »Tausendachthundert Mark, mein Herr!« Er zuckte die Schultern. »Das Beste, was ich habe! Ein vorzügliches Werk, das Sie nie im Stich lassen wird, Weißgold, und hier, bitte: Brillanten in Platin gefaßt.« Er schien selber hingerissen, ich weniger, ließ es mir aber nicht merken. »Nehmen wir!« Und zu Gertrud gewandt: »Du wirst sie sicher gleich

umbehalten wollen?« Schneller, als ich es hatte sagen können, hatte der Juwelier es schon bewerkstelligt. Nochmals ein entzückter Blick auf die Uhr, voller Wehmut, als fiel es ihm unendlich schwer, sich von dem Prachtstück zu trennen. Und nun deutete er tatsächlich auch einen Handkuß an! Ein Mann von Welt.

Ich zahlte mit Scheck, nachdem ich mich noch ausgewiesen hatte. Dann dienernte uns der Juwelier zur Tür hinaus. »Vielen Dank! Und beehren Sie mich bald wieder!«

Auf der Heimfahrt war Gertrud sehr still. Was hatte sie nur? Fiel es ihr so schwer, Dankeschön zu sagen? Zu Hause ließ sie dann die Katze aus dem Sack: »Sag' mal, haben wir überhaupt so viel auf dem Konto?« Ich sah sie sprachlos an. Worüber Frauen sich doch Gedanken machen! »Ob wir –?« Ich mußte lachen. »Und wenn nicht, dann wird der Uhrenfritze das schon merken.« Ich sah, wie sie erschrak, und versuchte sie zu beruhigen. »Hab' keine Angst! Die ›Weserland‹ hat vorgestern die zweite Rate überwiesen, der Scheck ist also zehnfach gedeckt.« Sie sah mich zweifelnd an, gab dann aber nach. Schließlich muß ich doch unseren Saldenstand kennen, weil ich ja die Buchführung mache. Wir haben uns nämlich aus Gründen der Rationalisierung die Aufgaben geteilt. Gertrud macht Beschaffung, Lagerhaltung und Verkauf, ich habe die Buchführung und das Rechnungswesen. Diese Arbeitsteilung hat sich recht gut eingespielt, doch hin und wieder versucht Gertrud, mir dreinzureden. So auch jetzt wieder: »Brauchen wir denn das Geld nicht, um die in den nächsten Tagen fällige Rechnung unseres Großlieferanten ›Möbel-Möller‹ zu begleichen?«

Das war meine Sache! Was ging sie das an? So etwas wollen wir gar nicht erst aufkommen lassen. Also gab ich ihr kräftig Bescheid: das solle sie nur meine Sache sein lassen! Und überhaupt, ob das nun der Dank sei für meine Großzügigkeit?

Am Ende stritten wir uns wieder, wie schon so oft. Ich hielt es nicht mehr aus, griff Hut und Mantel und machte, daß ich fortkam. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß man so undankbar sein kann.

*Verzage nicht!
Drum harre hier! Mit neuer Hoffnung speise
Den schlaffen Mut und sei getrost! Ich werde
Dich nicht verlassen hier im Höllenkreise!*

»Südwind!« – »Ausgezeichnet, da können wir endlich meinen neuen Spinnaker ausprobieren.« Den neuen Spinnaker! Paul hat mir schon gestern von ihm vorgeschwärmt: »Stell dir vor, achtundvierzig Quadratmeter!« Ein mächtiges Stück Segelfläche, muß ich zugeben. Doch um einen solchen Riesenballon zu setzen und richtig prall zum Stehen zu bringen, braucht man genügend freies Wasser. Und genau das steht uns bei Südwind zur Verfügung. Da können wir zum Südende des Sees kreuzen und dann von dort aus acht Kilometer weit nach Norden laufen. Paul scheint dem gleichen Gedanken gefolgt zu sein: »Bei Südwind können wir den langen Schlag von Stadtbeck bis vor die Plöner Promenade laufen.«

Er hebt einen Riesensack aus seinem Wagen. »Faß mal an!« – »Federleicht!« Paul freut sich. »Erstklassiges Material, sturmfest und doch leicht.« Ich kann nur nicken: »Andernfalls könnte man so einen Ballen von fast 50 Quadratmetern ja auch gar nicht handhaben.«

Wir bringen den Sack mit dem darin zusammengefalteten Spinnakersegel vorerst in der Vorderkajüte unter. Wir haben eben die Persenning zusammengelegt, da erscheinen am Steg zwei wohlbekannte Gestalten: Heiko und Marianne. Marianne – wie stets – mit dem uns nun schon vertrauten Futterkorb. Doch diesmal schleppt auch Heiko ein kastenähnliches Etwas mit. »Na, wenn das nicht ein Schifferklavier ist?«

Heikos weißer Stock tappt ›bong – bong‹ den Steg entlang. Der Blinde geht so sicher, als sei der Steg sein heimischer Korridor. Jetzt tastet der Stock nach rechts, erspürt unsere Festmacher, Heiko verhält den Schritt, neigt lauschend den Kopf zur Seite. »Einen schönen Tag wünschen wir!« verkündet Marianne in hohem Sopran. »Un goden Wind!« dröhnt Heiko. Marianne hebt wie beschwörend ihren Familienfutterkorb an. Es sieht aus, als wolle sie uns damit ködern, als sie fragt: »Sind wir auch heute willkommen? Ich meine, weil heute doch Vatertag ist?«

Vatertag! Ich mag dieses Wort nicht leiden. Vielleicht eine Spur zu heftig erwidere ich: »Stimmt, heute ist Christi Himmelfahrt, doch gerade darum sind Sie beide uns an Bord herzlich willkommen.«

Paul, der gerade den Spinnakersack verstaut hat, steckt seinen Kopf aus dem Kajütluk. »Nett, daß Sie kommen!« Er erblickt den Kasten, den Heiko mir gerade zureicht. »Ein Schifferklavier?« Er wartet die Antwort nicht ab. »Das ist fein, dann werden wir heute zünftige Bordmusik hören.«

Auch Marianne ist jetzt an Bord geturnt. Sie zwinkert mir zu: »Sie werden staunen, wenn Heiko zu spielen anfängt und – zu singen!«

Ich komplimentiere die beiden nach achtern und ins Cockpit, verstaue

den Futterkorb und zunächst auch das Akkordeon in der Kajüte und helfe sodann Paul beim Ablegen.

Marianne scheint sich für das nicht angekündigte Kommen entschuldigen zu wollen: »Wir lasen in den ›Lübecker Nachrichten‹, daß heute vor Bosau die deutsche Meisterschaft der Jollenkreuzer stattfindet. Darum entschlossen wir uns Hals über Kopf, auf gut Glück herzufahren. Wenn wir Sie mit der ›Dieksand‹ nicht mehr angetroffen hätten, wären wir zum Südstrand gewandert und hätten uns von da aus die Regatta angesehen.« Ihr Blick sucht Heiko. »Ich meine, ich hätte die Regatta mit dem Glase verfolgt und Heiko laufend berichtet, wie es steht.«

Die Regatta! An die hatten wir gar nicht mehr gedacht. Auch Paul scheint sich Gedanken zu machen: »Der Dreieckskurs wird bei dem Südwind fast den ganzen Südteil des Sees beanspruchen. Na, wir werden mal sehen, ob wir unter dem Ufer nach Süden durchkreuzen können.«

Wir haben die Durchfahrt vom Bischofsee hinter uns und freien Blick nach Süden. »Ein Riesefeld!« Paul nickt. »Dreißig Meldungen, hörte ich gestern.« Marianne hat das Glas vor die Augen genommen und berichtet Heiko, was sich da vor uns im Süden tut: »Ein Gewimmel von Booten! Sie scheinen sich jetzt am – ja, am Startschiff zu sammeln.« Ein Schuß bellt herüber. »Noch fünf Minuten«, verkündet Paul. Heiko hat den Kopf nach Süden gewendet, als wenn er die Startvorbereitungen dort mit eigenen Augen sehen könne. Doch seine Augen heißen Marianne: »Sie gehen jetzt an die Startlinie.«

Da: eine Sirene! Heiko sitzt mit offenem Mund, gerunzelter Stirn, voll konzentriert. Ich sehe seine Brust schwer atmen, seine Hände, die sich um unsere Fockschot krampfen. »Noch eine Minute!« Er hat es nur geflüstert, aber die ganze Spannung eines Starts zittert in seiner Stimme mit. Und ich verstehe: er durchlebt, was er früher – als er noch sah – so leidenschaftlich erfahren hat. Diese aufregenden Minuten vor dem Start; wenn es darauf ankommt, die Sekunden richtig mitzuzählen, die beste Startposition zu erhaschen, hoch in Luv, frei von der Abdeckung durch andere Segel. Und dann, Sekunden vor dem Startzeichen, so dicht vor der Startlinie zu sein – und möglichst schon in voller Fahrt –, daß fast zeitgleich mit dem Startzeichen die Linie überfahren wird. Jede verlorene Sekunde kann Minuten kosten: wenn die anderen dir die Vorfahrt nehmen, vier, fünf Segel dir den Wind wegfangen. Und eine einzige Sekunde zu früh kann noch schwerer wiegen: »Boot Nummer sowieso Frühstart!« dröhnt es dann aus dem Megaphon. Und du knurrst wütend einen nicht druckreifen Seemannsfluch, weißt, daß du zurück mußt, noch einmal starten. Aber wie kommst du rasch zurück? Bist eingekellt zwischen einem Dutzend anderer Boote, versuchst nach Lee auszubrechen. »Raum! Raum!« brüllt es da. Nein, du kommst so nicht raus, dir bleibt nichts anderes, als die Schoten zu fieren, Fahrt wegnehmen, liegenbleiben, warten, bis die andern vorbei

sind. So, jetzt kannst du endlich wenden, zurücksegeln, noch einmal über die Startlinie gehen. Doch du weißt: das bringt nichts mehr, dieser Lauf ist ohne dich gelaufen. Du kannst nur noch zynisch resignieren: »Ich trieb das ganze Feld vor mir her!«

Das alles erlebt, durchzittert Heiko heute wieder. Der Blinde, der mit den Augen Mariannes sieht. Und ich kann nicht anders, ich muß meine Hand auf seine legen und einmal kurz und kräftig drücken. Er fährt hoch, wie aus einem Schlaf, ein Lächeln huscht über sein Gesicht, die blauen Gläser starren mich an, sein Mund flüstert: »Danke!«

Marianne berichtet: »Ein Boot mit gelbem Rumpf scheint vorn zu liegen, hat ganz auf Luv starten können, geht jetzt auf Backbordbug, läuft den anderen vor den Bug – – »Die ihm nun ausweichen müssen!« Marianne scheint auch schon die Segelanweisungen gelernt zu haben: »Richtig, Backbordbug hat Vorfahrt!« Sie wird vom Megaphon übertönt, das übers Wasser dröhnt: »Die Boote 467, 302, 487 und 891 – Frühstart! Ich wiederhole: Die Boote...«

Mariannes Stimme klingt traurig: »Das mit dem gelben Rumpf gehört auch dazu! Da, jetzt wendet es, muß zurück –.« Heiko nickt: »So ist das, man meint, besonders schlau gewesen zu sein, und dann ging man eine Sekunde zu früh über die Linie – aus!«

Wir laufen, hoch auf Backbordbug, nach Bosau Süd, das Regattafeld kreuzt rechts von uns auf die Wendeboje zu, deren Flagge weit drüben, vor der Mündung der Pehmener Au flattert. Bosaus Kirchturm bleibt hinter uns zurück, vor uns wird es, wie ich weiß, flach. »Klar zur Wende!« Paul hat die Regatta verfolgt, fährt hoch, nimmt die Fockschot. »Klar!« Einen Augenblick noch, dann: »Ree!«

Jetzt liegen wir auf Steuerbordbug, sind ausweichpflichtig. Doch das Feld der Jollenkreuzer läuft vor uns davon, wir kommen keinem zu nah. Und ehe sie die Wendeboje erreichen, sind wir drüben vor Gut Nehmten. Paul hat unser Schwert voll ausgefahren, die »Dieksand« macht gute Fahrt und liegt hoch am Wind.

Paul wendet sich herum: »Wenn wir weiter nach Süden halten, kommen wir ins Regattafeld, sobald sie die Wendeboje gerundet haben.« – »Hast recht, ich mache eine Halse, und dann kannst du dich an deinem Spinnaker versuchen.«

Heikos Kopf ruckt herum: »Spinnaker?« »Ganz recht, Paul will heute seinen neuen Spi probieren.« Und so ein bißchen von oben herab, füge ich hinzu: »Bloß achtundvierzig Quadratmeter groß.« Die Strafe folgt auf dem Fuß. Heiko lächelt lieb: »Bloß achtundvierzig? Mein Spi hatte achtzig.« Und mit einem leichten Achselzucken erklärt er: »Das von meiner »Medusa«, einer Bermuda-Ketsch.«

Bloß gut, daß ich jetzt mit der Halse zu tun habe, die Großschot dichtholen, das Ruder umlegen, die Schot, als das Segel herüberkommt,

fieren und mit dem Ruder gegenhalten muß. Bermuda-Ketsch! Das hat mir die Sprache verschlagen, und das kommt nicht oft vor.

Paul ist nach vorn gegangen, hat das Vorluk geöffnet und holt sein Riesenspi ans Licht. Ich mache die Spischoten achtern klar, doch das Bermuda-Ketsch kommt mir nicht aus dem Sinn. Da will ich mit unserem Spi imponieren, und Heiko haut mir eine Bermuda-Ketsch um die Ohren! Auch bloß wieder Großtuerei eines ehemaligen Trinkers?

Marianne hilft mir aus meinen Nöten. »Sie staunen? Heiko besaß tatsächlich eine Bermuda-Ketsch, ist mit ihr über den Atlantik gesegelt und hat –«, eine wegwerfende Handbewegung, »doch davon wird er Ihnen noch erzählen. Wenn es soweit ist!« Sie lächelt mir zu. »Der Sommer ist ja noch lang.«

So, Heiko besaß eine Bermuda-Ketsch. Von so einem Schiff kann unsereiner nur träumen: zwei Masten, zwanzig Meter von vorn bis achtern, komfortabel eingerichtete Kajüten, eine Kombüse mit allen Raffinessen und, und, und... Und mindestens zwei Millionen Anschaffungskosten. Die Folgekosten? Mann, unterhalte mal ein Schiff, für das du drei Mann professionelles Personal brauchst, von den Liegekosten gar nicht zu reden. Bermuda-Ketsch!

Ob wohl Paul endlich mit dem Spi klarkommt? Jetzt heißt er das Spifall. Denkste! Da geht irgendwas nicht klar, aha, die eine Spischot läuft unter der Fockschoth. Also noch mal abschäkeln, unten durchholen, anschäkeln. Und ein neuer Versuch! So, jetzt kommt der Spinnaker rund und voll, ein Sinnbild aufgeblasenen Hochmuts, ein Gleichnis farbenprotzender Angeberei.

Aber die ›Dieksand‹ läuft! Sie läuft, läuft. Gurgelnd schäumt es auf ihren Flanken nach achtern, ein Summen raunt durch das Rigg, es ist Musik im Schiff.

Es ist Musik im Schiff! Heiko hat, ohne daß ich es bemerkte, sein Akkordeon hervorgeholt. Ein paar leichte Läufe, kurzes Vorspiel, dann das bekannte: »Seemann, laß das Träumen...«

Und Heiko spielt nicht nur, er singt auch! Und wie er singt: wie Heino! Nein, nicht ganz so voll, nicht ganz so sonor, vor allem nicht ganz so gekonnt wie der richtige Heino. Aber fast wie Heino, fast.

Ich kann mich nicht von ihm losreißen, wie er da sitzt, das Schifferklavier spielt und singt. Die blonde Mähne weht ihm leise um den Kopf, die dunklen Augengläser verstärken die ›heinotische Illusion‹: »...deine Sehnsucht war die Ferne...« – »... und nun reicht dein Auge nur so weit wie deine Hand!«

Welchen unheimlichen Doppelsinn das Lied bekommt, wenn dieser Heiko es singt. Und nun: »... findest du dich selbst!«

Er hat sich selber gefunden. Obwohl, nein, weil seine Augen nicht mehr weiter reichen als seine Hand.

Die ›Dieksand‹ fliegt über den See. Ich schließe die Augen, höre den Wind im Rigg summen, das Gluckern des Sogs unter dem Heck. Und höre Heiko singen, singen –

Wir ziehen dahin, die Zeit ist ausgelöscht, die Welt fern, ganz fern. Wir allein auf dem Meer, auf dem gläsernen Meer, und am Ufer des gläsernen Meers steht der Sänger –. Worte der Offenbarung fahren mir in den Sinn: ›... und ich sah, und es war wie ein gläsernes Meer... und die den Sieg behalten hatten über das Tier, ... die standen an dem gläsernen Meer und hatten Gottes Harfen und sangen das Lied des Mose, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes und sprachen: Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!‹

Ich fahre hoch. Rottenwarder querab, vor uns kommt Plöns Schloß aus dem Dunst. Und Heino, Heiko singt. Keine Frage, er hat es Heino abgehört, abgelauscht, wie man so etwas singt: ›Ein fahrender Sänger, von niemand erkannt, ein Rattenfänger, so zieh ich durchs Land.‹

Ein Rattenfänger? Heiko war selbst ein Gefangener. Er lief dem König Alkohol ins Netz, wähnte sich frei, und war doch nur – Ratte. ›... selbst betrogen, immer hinter mir nur her...‹

So war es mit ihm, so war es.

Ich sehe sein klares Gesicht, den lächelnden Mund, und weiß: das alles liegt jetzt hinter ihm. Das Meer gab seinen Toten frei. Heiko lebt, lebt wieder.

Heiko singt, und wer singt, der lebt –

Paul kommt nach achtern. ›Spi steht wie eine blanke Eins!‹ Er blinzelt mir zu und nickt mit dem Kopf nach Steuerbord hinüber. Wir haben eine Neptun 22, die vorhin weit vor uns lag, eingeholt.

Ich kann nicht mehr auf die Neptun achten, muß mich auf unseren Kurs konzentrieren, daß wir zwischen Mittelgrund und Ölsborgplatte klarkommen. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie zwei Kormorane, die da gefischt haben, starten und vor uns abfliegen.

Paul erhebt sich, turnt wieder nach vorn. Ja, es wird Zeit, den Spinnaker zu bergen, sonst donnern wir auf den Bahnsteig des Plöner Bahnhofs. Bei dieser Fahrt, die wir haben!

Jetzt fiert er das Spifall, im gleichen Maß halte ich die Spischoten frei, werfe sie jetzt los, als ich sehe, wie Paul das Spi Griff um Griff im Vorluk verstaubt.

Fertig, Deckel zu! ›Wende!‹ Paul hebt die Hand, als Zeichen, daß er mich verstanden hat. Gut so, er steht am Mast, hat festen Halt. ›Ree!‹ Vorsichtig, damit wir bei der hohen Fahrt nicht zu stark krän-gen, lege ich das Ruder über. Man kann die Wirkung der Zentrifugalkraft bei hoher Geschwindigkeit nur zu leicht unterschätzen.

›Fock über!‹ Paul holt mit zwei, drei raschen Griffen die Fock, die ich habe ausrauschen lassen, auf Steuerbord. Ich kann die Fockscho

dichtholen und auf Kreuzkurs gehen. Was ist das für ein seltsames Geräusch, das ich da durch das Pfeifen des Fahrtwinds höre? Heiko? Nein, der hat sein Akkordeon, kaum daß wir auf Gegenkurs gingen, verstaubt. Es ist auch kein Singen, was da von der Plöner Strandpromenade herüberhallt. Grölen ist es, mißtöniges, dissonantes Grölen! Richtig, »Vatertag« haben wir heute! Da toben sich die Pantoffelhelden aus, brüllen ihre Komplexe in den Wind, leeren die Flaschen und fühlen sich stark. Einmal im Jahr!

Ein ganzer Trupp zieht da die Promenade entlang. Sie haben sich untergehakt, torkeln, und jetzt – fällt einer kopfüber ins Wasser. Ein anderer will ihn bei der Hand fassen, fällt selbst mit hinein, das Grölen schwillt zum Heulen an.

Heiko schüttelt den Kopf. »Daß man einen so schönen Tag mit solchem Geschrei erfüllen kann!« Ein Zucken läuft um seinen Mund. »Ach ja, ich habe jetzt gut reden! Vor ein paar Jahren, da tobte ich selbst in dieser Weise herum, und nicht nur am sogenannten Vatertag.«

Er tastet mit der Linken nach Marianne: »Wie ich dich kenne, Schatz, hast du für uns alle gut vorgesorgt?« Sie lacht: »Warum fragst du?« – »Weil ich heute wirklich keine Lust habe, irgendwo anzulegen und essen zu gehen! Ich bleibe, wenn es dem Skipper und seinem Hand recht ist, am liebsten an Bord. Da sind wir weit ab vom Grölen des Vatertagspöbels.«

Soll mir recht sein. Ich überlege: in der Backskiste liegen noch zwei Flaschen Pils für Paul und mich. Ein paar belegte Brote haben wir auch mit und – Marianne unterbricht meine Überlegungen. »Ich habe uns gut eingedeckt, weil ich dachte, wegen der Regatta würden wir kaum Gelegenheit zu einem Landgang finden.« Ja, Mariannchen, wenn das sooo ist! Laut aber sage ich: »Die Crew dankt der aufmerksamen Bumbootsfrau!« Ich wende mich an Paul: »Wenn es dem Skipper recht ist, gehen wir in der Viererbucht vor Anker?« Paul überlegt einen Augenblick, stimmt dann zu: »Auf Langeswarder ist heute auch Hochbetrieb, gehen wir also zum Ostufer hinüber, in der Bucht vor dem Vierergraben liegen wir windgeschützt unter Land.«

Einen langen Schlag nach dem Halloch zu, dann auf Backbordbug hinüber ins Vierereck. Auch hier läuft eine lange Dünung, doch der Wind wird durch die Uferweiden abgehalten, so daß wir gut vor Anker liegen können.

Marianne wuchtet ihren Futterkorb aus der Kajüte herauf, macht sich ans Auspacken und überrascht uns mit gebratenen Hähnchen und einem Riesentopf selbstgemachten Kartoffelsalats.

Hinterher sitzen wir und klönen. Bis wir wieder auf unser Thema kommen: die Höllenfahrt des Heiko Boje!

*Und sag, wie du gefunden
Den Weg, der lebend dich zur Hölle brachte.*

Die zehn Jahre meiner zweiten Ehe waren entsetzlich – für meine Frau und das Kind. Ich habe nicht übertrieben, als ich vorhin unsere Familienausflüge schilderte. Es begann allemal mit aufgeheizter Laune, führte zu Zank und Streit und endete mit sinnloser Trunkenheit.

Ich kann meine damalige Frau, wenn ich heute zurückblicke, nur bewundern. Als es mit mir immer schlimmer wurde, nahm sie das Geschäft völlig in ihre Hand. Sie verhandelte mit Kunden und Großlieferanten, weil ich dazu nicht mehr in der Lage war. Es ist für mich heute keine Frage mehr: Wenn Gertrud allein unseren Betrieb geführt hätte, wäre es nie und nimmer zum Konkurs gekommen. Sie kalkulierte genau, verhandelte geschickt und fand überall Vertrauen. Doch eine Frau kann noch so tüchtig sein, wenn der Mann nichts taugt, ist der Zusammenbruch unvermeidlich.

Im vierten Jahr unserer Ehe trat ich durchs Tor der Hölle.

Schon ganz hell da draußen? Dann wer'ch aufstehen. Muß sowieso mal raus – Hoppla!

Beinah wär' ich – Mann, wie das Bett schaukelt. Schiff auf hoher See! Die Decke rollt in Wellen, Fenster tanzt nach links, kippt nu nach rechts – »Flixtunßujenäht! Haaalt! Stehenbleiben – langsam weitergehen, ganz lampsam, imma anna Wand lang – und jetzt, mippm Schwung!«

So, da lieg' ich nu. Die blöde Wand is schuld, ging wech, einfach wech, als ich mich anlehnen wollte.

»Na warte, du! Hick!«

Komisch, wenn ich denke, stimmt alles. Aber beim Reden, da macht die Zunge nich mit –

Moment mal: war gestern abend genauso. Darum hat mich doch das Weib da angepflaumt: »Dickerchen, hattu Ladehemmung?«

Tja, und dann hatse mich unterm Arm genommt, mitteschleppt. Wenn ich mich nur erinnern könnte –

»Abanein, abanein, abanein –«

Luft! Luft! Fensta auf!

»Gäätrod! Wobistu? Mach Fensta auf, laß Nuft herein!«

Wo nur das Weibstück steckt? Is imma so: Wenn manse braucht, isse nich da. – Ah ja, wird wohl Traudel zur Schule bringen, und dann einholen gehen. Muß also selbst das Fenster aufmachen.

Leicht gedacht, aber die Wand rutscht weg, die ganze Stube. Eben war das Fenster noch da vorn, jetzt ist es –

»Wie bitte?« Gleich ßwei Fensta auf einmal? Ham hier doch imma nur eins gehabt? Wo nur das ßweite herkommt?

»Müssense inner Nacht eingebaut ham – hick!«

Steuern wa erst mal auf das linke los! Haste jedacht!

Dann also nich! Nehm wa eben das andre aufs Korn!

Vorsichtig an der Tischkante entlang. Na also, geht doch ganz gut? Bist nicht besoffen, mein Lieber. Das sagen nur immer die andern. Blutige Anfänger, die –

Was wissen die schon –

Aber wir! »Wir ham die Sache im Griff!«

Dieses Fenster! Willst mir entwischen? Warte nur, ich krieg' dich doch, mit Jeduld und –. Siehste, da hab' ich dich!

Aber jetzt scharf nachdenken: wie herum muß ich den Griff drehen, um das Fenster aufzumachen?

Benimmt sich ausgesprochen komisch, das Fenster: zittert, zittert vor Angst, weil ich es so fest im Griff habe.

»Beruhje dich, dummes Stück!«

Damit du siehst, daß ich dir nichts tue, lasse ich dich mal los. Na also –

»Aba was nu? Meine Hahand zittert? Das ham wa nu davon: ansteckend! Zittern steckt an, erst der Griff, dann meine Hand. 'schieht mir recht! Viel zu gutmütig gewesen –

Aber warte: »So, da hastus!«

Hei, wie das klirrt!

Nun die andere Scheibe auch!

Luft, Luft! Frische Luft!

Äh, es regnet? Gut so, dann brauche ich nicht zu duschen, kann's gleich hier am Fenster haben. Wenn nur die Straße da unten nicht so schaukelte! Beinahe hätte mich der Ast des Kastanienbaumes erwischt, ich konnte gerade noch ausweichen. Mann, sieh dich vor!

»Um Haaresbreite wärste ausm Fensta jefalln. Ging grade noch mal gut–

»Nich hinauslehnen!« Steht auch bei der Bundesbahn unterm Fenster. Und die ham Erfahrung –

»Und imma schön feßhallen!«

Wenn nur die Hände nicht so zitterten. Aber das kommt von der Ansteckung. Das Fenster hat dich angesteckt. »Infexiöse Zitteritis!« Nein, Heiko, bitte nicht aus dem Fenster! Was sollen wohl die Nachbarn von dir denken? Bist doch ein ehrenwerter Mitbürger, unbescholten, ehrlich, nüchtern. Mach also, daß du auf die Toilette kommst! »Maarsch zur Towilette! Da kannste kotzen, sovielde willst –«

Oh, dieses Würgen –

Jeden Morgen dasselbe: würgen, immer nur würgen. Doch nichts kommt heraus, nur Galle und Magensäure. Schmeckt scheußlich –. Und strengt an, strengt furchtbar an. Bin schon in Schweiß gebadet. Und jetzt zittern nicht nur die Hände, die Schultern zucken, der Unterkiefer klappert. Au! Da habe ich mir auf die Zunge gebissen –

»Gäätrud! Gääätrud!« Wo sie nur so lange bleibt? Weiß doch, daß ich es nicht allein aushalte. Nicht hier in der engen Bude –

Enge Bude? Bitte: wir ham doch eine komfortable Wohnung. Eigenheim, mit allem Drumunddran –

Enge Bude? Ich weiß genau, daß dies Zimmer acht Meter lang ist – und sechse breit.

Aber heute? Dieses Biest von Stube kann sich klein machen! Und nur, um mich zu ärgern.

Pure Bosheit! Da, jetzt macht es sich schon wieder kleiner: »Mann, glatt nen halben Meter inner Sekunde!«

Das macht inner Stunde? Kann ich nicht ausrechnen, will ich auch nicht!

»He, das könnte dem Biest so passen!«

Der Flur: nur noch halb so lang wie gestern. Und so schmal! Stoße dauernd an, mal links, mal rechts.

Da wärn wa! Im Speisezimmer. Auch hier Fenster auf, alle Fenster auf, alle drei!

Gesunde Fenster, zittern nicht so wie die da drüben. Aber meine Hände, meine Schultern! Und wie ich schwitze! Habe dabei doch nur das Hemd an. »Ischa nich viel, wa?«

Aber was ist denn mit dem Fernseher los? Hatten bis gestern doch nur den einen? Und jetzt stehn zwei da? »Ischa kein Wunda. Hastja ßwei Augen, Mann. Halt mal das eine ßu, wirste sehn: nur noch ein Apparat!«

Waaas? Auch mit einem Auge sehe ich zwei? Muß Gertrud wohl gestern noch einen zweiten gekauft haben. Sind aber beide gleich, beide gleich.

»Nein! Bleibt, wo ihr seid! Hab' euch doch nichtsetan.«

Durchatmen, ruhig durchatmen, Heiko! Siehst du, sie haben sich besonnen, sind geblieben, wo sie standen. 'türlich, konnten mir ja auch garnich annen Kragen, sind ja – wie sagt man? – ach ja: tote Gegenstände! Seit wann können Fernsehapparate auf einen losgehen? Na, bitte! Aber sie haben es getan! Ich habe es doch deutlich gesehen, ganz deutlich. Wollten auf mich los, genau wie die Wände, die Schränke. Da, gleich kippt der Geschirrschrank über mich! Nein! Nein!

Diesmal komme ich nicht bis zur Toilette. Spucke in die große Vase da. Gertrud wird, wenn sie kommt –

Kommt sie überhaupt wieder? Vielleicht macht sie's wie alle andern, läßt mich allein?

Verstehn mich alle nich. Mäkeln imma nur an mir rum: Reiß dich zusammen! Sei ein Mann! –

Klugschieter, ihr!

»Ich pf-pfeife auf euch alle! Könnt mich –!«

Aber wartet nur, ich werd' es euch schon noch zeigen. Dann werdet ihr staunen –

Ja, auch du, Gertrud. Und Traudel, die immer so dumm guckt, wenn ich nachts heimkomme und Krach schlage. Wird dann immer gleich wach, erscheint im Nachthemd unter der Tür.

Wo Gertrud nur bleibt? Traudel ist natürlich in der Schule. Aber Gertrud –

Meine Hände! Und diese Angst! Nein, ich halte es nicht aus. Ist denn keiner da, der mir hilft? Das Telefon! Der Notarzt muß her!

»Weche Numma? Habich doch erst gestern angerufen –«

»Da hamwas: eins eins null – ganz einfach, nich?«

Gar nicht einfach, wenn die Hände so zittern.

Schon wieder falsch –. Aber jetzt: »tüt – tüt – tüt«

»He, hallo! Den Notarzt bitte! Sofort, gleich, ganz dringend! Wer? Ach so – ja, hier Boje – wie bitte?«

Das ist doch die Höhe: – bedauern sehr, aber zu Ihnen kommt der Notarzt nicht mehr. Nein, wir haben genau Buch geführt: vierzig Mal – ich wiederhole: vierzig Mal – haben Sie in den letzten drei Monaten den Notarzt angefordert.«

Kunstpause. »Und allemal waren Sie nur – betrunken!« Klick.

»He, hallo! Sindse noch da? Nee? Warum hamse denn aufgelegt?«

Na, dann eben nicht, ihr Spießer. Betrunken – haben sie gesagt. Um Ausreden sind die nicht verlegen, diese Beamten. Ich – und betrunken! Was diese Behördenhengste sich so einbilden? Notarzt also zu faul.

Na schön, kommt der Prophet nicht zum Berge, dann muß eben der Berg zum Propheten. Taxiruf! Da haben wir ihn: trrr – trrr – trrrr – trrr – »Ja, nen Wagen bitte, aber gleich, verstanden?!«

Und nun rasch anziehen. Hemd will nicht, zittert feige, na endlich! Die Hose, Jacke. Ach so, Schuhe auch –

Strümpfe? Sind nicht nötig –

Da ist das Taxi schon. »Jajaja, ich komm ja schon!« Was die es immer nur so eilig haben!

Diese Treppe: krumm und schief. Wackelt, und wird immer enger, je weiter ich hinunter komme. Endlich –

Hinein ins Taxi –

»Wohin?« – »Mann, was fragense? Sehnsse denn nich? Krankenhaus, Notaufnahme! Und nu los, Mann! Tempo!«

Wenn das Taxi nur nicht so eng wäre. Und so niedrig!

Weiß gar nicht, wie ich den Kopf halten soll. Und der Fahrer: sah mich so komisch an. Hat bestimmt etwas vor mit mir. Wird mich in eine abgelegene Gegend fahren. Und dann –?

Schon da? Zahlen! hat er gesagt. Mensch, als wenn ich nicht zahlen könnte! Haben sich geirrt, Männeken! Was kostet's? Acht Mark? »Da ham Se nen Zwanziger, stimmt so!« Ja, da macht er Augen, was? Nee, Leute, Heiko Boje läßt sich nicht lumpen, nie!

Aufnahme –. Was ist heute nur los hier? Klappte doch sonst immer gleich: »Ihr Name? Pardon, nicht nötig, Sie waren ja schon öfter hier. Herr Boje, nicht wahr?« Und dann ging es los: Puls zählen –. War nicht ganz einfach, weil mir die Hände so flogen. Aber die alte Schwester, die mit dem Doppelkinn und den strammen Waden, die hatte einen Griff wie ein Meisterringer aus Witten. Oder aus Schifferstadt.

In Null Komma nichts hatte sie's raus: »Hundertundzwanzig!« Und dabei sah sie mich immer so an, als wenn ich daran schuld sei. Ich bitte: kann einer dafür, wenn ihm das Herz flattert? Was soll also dieser vorwurfsvolle Blick?

Dann war auch schon ein Arzt da, meist so ein junger Spund, frisch von der Uni. Genügte völlig, um meinen Blutdruck zu messen. Das kann doch jedes Kind. Er pumpete, lauschte, ließ Luft ab, lauschte wieder. Dann schüttelte er – unmerklich, wie er dachte – den Kopf und murmelte etwas in den Bart. Oder, wenn er – wie dieser Perser neulich – keinen Bart hatte, dann zog er den Mund schief.

Und wieder dieser Blick! Den haben sie alle, die Schwestern, die Ärzte – EKG? Leute, was soll der Quatsch? Aber wenn ihr durchaus wollt –

Und immer war es dasselbe: Elektroden, Drähte, Bildschirme –

Zum Schluß dann: Bogen um Bogen von Papier. Mit Kurven drauf, auf die sie stieren. Mit sachverständigen Blicken. Jedenfalls tun sie so, als ob sie etwas davon verstünden. Aber mir könnt ihr doch nichts vormachen, Herrschaften! Habt keine Ahnung, wollt immer nur wichtig tun.

Dann tuschelten sie miteinander, warfen sich lateinische Worte zu. Oder griechische. Ist ja auch egal –. Am Ende dann war es immer das gleiche: eine Spritze oder Tabletten. Je nachdem, wie der Herr Doktor gerade bei Laune war.

Ein Wink dann mit der Hand, hieß: Ab nach Hause! Hatte das alles nach dem ersten Dutzend Besuche schon voraus gewußt.

Dann begann die Spritze zu wirken. Oder die Tablette. Wußte nicht mehr, wie ich ins Taxi kam –. Zu Hause die Treppe hinauf – endlich im Bett.

Und ich schlief, schlief. Bis ich dann gegen Morgen doch wieder wach wurde. Vor Durst, mit fliegenden Händen, brummendem Schädel. Und Angst, Angst, Angst! Immer dasselbe, immer dasselbe –

Aber heute haben sie ein neues Programm aufgezogen. Kein Händehalten, um den Puls zu zählen? Und wo bleibt der Onkel Doktor? He, Leute! Ihr tut ja, als sei ich gar nicht da? Seht ihr denn nicht, wie krank ich bin? Was sage ich? Krank? Schwerkrank! Todkrank!

»Hallo, Schwesta! Ja, Sie meinich! He –« Tut, als wenn ich für sie Luft sei, rauscht weiter. Mit wehendem Häubchen. So eine Ziege!

»He, Schwesta! Schwästaa!« Sie dreht nicht einmal den Kopf. Na, dann komme ich dir eben anders: »He du! Ja, du, du altes Miststück!« Das hat

geholfen. Ein Pfleger kommt, Kerl wie ein Schrank. Hat Hände wie Schraubstöcke.

»Mann, fassense mich nich so an! Tut ja weh! Ja doch, ich komm ja schon –«

Schiebt mich den Gang lang, links um 'ne Ecke, rechts um 'ne Ecke. Tür auf, rein.

Mensch, Einzelzimmer!

Ausziehen soll ich mich? »Was solln das? Hierbleim sollich?« Wird ja immer schöner, sie wollen mich hier behalten, nicht ambulant behandeln, sondern –

»Schtassionehr? Na, wie ihr wollt!«

Nett, daß der Mann mir hilft. Ist auch nötig. Das Hemd gibt wieder einmal eine Zittervorstellung. Und die Knöpfe sitzen auch nicht da, wo sie hingehören. Und jetzt wird mir wieder schlecht –

Dies Würgen – Schleim, Galle, Säure. Die Nierenschale, die der Pfleger, weiß ich woher, gezaubert hat, ist schon halbvoll.

Wie ich friere, zittere, friere –. Ich fliege am ganzen Leibe. Zudecken will er mich, zudecken bis zum Hals.

»Nein! Nein, nicht bis zum Hals! Sie erwürgen mich ja! Vastellnse sich nich, ich merk doch, wasse vorham: wolln mich umbringen, erwürgen –«

Jetzt kippt er das Bett hoch. Ich bin mit dem Kopf ganz unten, das Fußende stößt gegen die Decke. Gleich kracht es! Und die Wände biegen sich, wölben sich über mir zusammen, werden mich erdrücken, jetzt, gleich! »Nein! Nein!«

Au! Mein Arm: eine Spritze? Dieser Grobian spritzt mir irgendein Gift ein, will mich einschläfern. Ja, so sagen sie bei Hunden, bei Katzen, wenn sie die totmachen: einschläfern – ein-schlä-fern – und wirkt so-fort –

Schwarze Wellen. Leuchtkäfer ziehen durch die Büsche –

*Und stand am Ort, wo alle Lichter schwiegen -
Wo's brüllte gleich dem Meer, vom Sturm unwittert,
Wenn's Wirbelstöße peitschend überfliegen.
So packt der höllische Orkan erbittert
Die Geister, reißt sie jähen Schwunges fort,
Dreht, schleudert sie, daß Glied für Glied erzittert.
Und nahen sie des Abgrunds Klippenort,
Vernimmt man endlos Wehruf, Ächzen, Klagen,
Dann lästern sie des Himmels höchsten Hort.*

Vierzehn Tage haben sie mich im Krankenhaus behalten. War eine entsetzliche Zeit: Durst, der mir die Kehle zerbrannte; Angst, die mich schlottern ließ. »Schwester, so hören Sie doch: ein Glas Cognac, bitte, bitte! Ein kleines Gläschen nur, ein ganz, ganz kleines. Bitte, bitte!« Aber nein, sie weht hinaus, als sei sie taub. Dabei kann sie gut hören, nur ihr Herz ist taub. Sie will nicht hören, will nicht sehen, wie elend es mir geht. Hilft mir denn keiner? Keine Schwester und kein Arzt? Seid ihr in eurem Dienst schon so hart geworden, daß ihr ruhig zusehen könnt, wie ich vor die Hunde gehe? Stur und ausgebrannt seid ihr, sterile Kittel und sterile Herzen, aseptisch vom gesteihten Häubchen bis hinunter zu den ausgelatschten Plattfußschuhen. Und ich bin euch ausgeliefert, hilflos ausgeliefert. Und ihr nutzt das aus, nutzt es schamlos aus. So ist es doch? Gebt's nur zu! Als Versuchskaninchen soll ich euch dienen; testen wollt ihr, wie lange ich das wohl aushalte. Weiße Götter wollt ihr sein? Als Engel verkleidete Teufel seid ihr. So, jetzt wißt ihr's.

Vierzehn Tage, die mir wie vierzehn Jahre vorkamen. Wie vierzehn Jahre Fegefeuer, vierzehn Jahre, die ich nie wieder vergessen werde.

Dann stand der Chefarzt vor mir, sah mich von oben herab an, ganz weißer Gott. Um die Lippen ein verächtlicher Zug, in den Augen kühle Distanz. Doch was er sagte, hörte sich ganz sachlich an. Er stand eben über den Dingen, auch über mir. »Die kritische Situation ist überstanden. Es hat keinen Sinn, daß wir Sie hier länger behalten. Sie werden heute entlassen.« Und nun war doch ein grollender Unterton in seiner Stimme. »Doch ich rate Ihnen, rate Ihnen dringend: begeben Sie sich so bald wie möglich in eine Klinik zur Entziehungskur.« Und dann, eiskalt: »Es nimmt sonst ein böses Ende mit Ihnen!«

Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. An der Straßenecke unweit des Krankenhauses gab es glücklicherweise einen Tante-Emma-Laden. »Eine Flasche Cognac, aber schnell!« Ich warf einen Geldschein auf den Tresen, stürmte hinaus, um die Ecke, in den nächsten Hauseingang. Da habe ich erst einmal einen tiefen, tiefen Zug getan. Ah, wie das belebte! Im Augenblick war ich wieder jung, und stark, und groß! Noch rasch einen hinterher, und ich war wieder der Herr der Welt. »Herr Doktor, Sie

können mich mal! Habe Sie durchschaut, sind kein weißer Gott, sind ein Teufel in Verkleidung. Und diese Schwestern, die Sie da umflattern: Ihre Konkubinen sind das, eine wie die andere, jawohl. Ha, ihr Satansbraten, könnt mir gestohlen bleiben, bin jetzt wieder ich, der Heiko!«

Die Flasche schon leer? Die Tante Emma muß mich betrogen haben, hat mir eine halbleere Pulle angedreht. Der werde ich's zeigen! Doch ich fand den Laden nicht wieder, hatte mich wohl zur falschen Seite gewandt. Dafür fand ich einen netten Polizisten. Der nahm mich freundschaftlich unter den Arm, zuckelte mit mir los. Na, wer sagt's denn: gibt doch tatsächlich auch nette Bullen!

Am nächsten Morgen ließen sie mich dann laufen. »So, nun sind Sie wieder nüchtern, werden wohl allein nach Hause finden.« Nüchtern! Haben die eine Ahnung. Elend war mir, hundeelend. Der eine, der Ältere mit den grauen Schläfen, der muß etwas gehaut haben. Er holte seine Thermosflasche aus dem Schreibtisch, schenkte mir einen Becher starken schwarzen Kaffee ein. Nett von dem Mann, ein wirklich menschlicher Zug, mir von seinem Frühstückskaffee abzugeben. War so gut gemeint, doch ich konnte das heiße Zeug nicht bei mir behalten, mußte hinaus, stürzte zur Toilette, würgte, würgte.

Zehn Minuten bis nach Hause. Jedenfalls hatte ich früher zehn Minuten dafür gebraucht. Jetzt benötigte ich eine gute halbe Stunde. Schon nach fünfzig Schritten knickten mir die Knie ein. Ich mußte mich an einen Zaun stützen, war froh, wenn ich gerade noch die Stufen eines Hauseingangs erreichen konnte. Die Knie weich, in den Knöcheln keine Kraft. Und wie der Atem fliegt! Die Hände zittern? Nicht aufregen, Heiko, das ist jetzt ja immer so, wirst dich allmählich dran gewöhnen. Schweiß läuft mir aus den Haaren auf die Stirn, brennt jetzt in den Augen. Ganz ruhig sein! Das geht bald vorüber.

Es geht nicht vorüber, es wird immer schlimmer. Jetzt zittern mir die Hände so, daß ich nicht mal die Haare zurückstreichen kann.

Ich bin aufgesprungen, laufe, renne. Im Zickzack. Da, einmal um die Laterne, jetzt den Zaun entlang. Was lachen und grölen die Schulkinder? »Macht eure Schulaufgaben! Weg da, du Lausebengel!« Wahrhaftig, er hat mir ein Bein gestellt. Da sieht man wieder die Folgen heutiger Erziehung. Antiautoritär! Das kommt dabei heraus: einem Erwachsenen ein Bein stellen.

Doch da ist unser Garten, die Haustür. Sie geht von allein auf? Nein, nicht von allein, Gertrud ist da, hat mich wohl kommen sehen, ist heruntergelaufen, mir aufzumachen, die Stufen hinaufzuhelfen. Nett von ihr, wirklich nett.

Nein, sie ist gar nicht nett. Kaum hat sich die Tür hinter uns geschlossen, hält Gertrud mir eine Gardinenpredigt. Über die Schande, die ich ihr und Traudel mache. Wo ich – kaum aus dem Krankenhaus heraus – schon

wieder Schnaps her habe? Schnaps hat sie gesagt, und dabei war es guter Cognac gewesen. Und überhaupt, was geht sie das an?

Der habe ich's gegeben! Und wie verstockt sie war, nicht mal geschrien hat sie. Als ich von ihr abließ, hat sie mich nur angesehen, kein Wort gesagt, immer nur angesehen. Und unter der Tür stand Traudel. Die hat auch nichts gesagt, nicht geweint, nicht geschrien. Sie hat mich auch nur angesehen, immer nur angesehen.

Dies stumme Schreien ertrug ich nicht. Kommt mir nur nicht auf diese Art, ihr Weiber! Ich bin losgestürmt, nein, dazu langte es nicht, hatte mich bei Gertrud zu stark verausgabt. Ich konnte also nur gehen, richtiger: schleichen. Sie sagten nichts, versuchten nicht, mich zu halten. Sie standen nur da und sahen mir nach, sahen mir nach –

Es war schon heller Morgen, als ich wieder heimkam. Die Wohnungstür war nicht abgeschlossen, nur einfach eingeschnappt, im Korridor brannte Licht, komisch. »Gätrud, wo bistu?« Das Weib rührt sich nicht. »Gääätrud! Bißchen dalli!« Nichts. Ich reiße die Schlafzimmertür auf. Da haben wir's: leer. Ist sie ausgegangen? Treibt sie sich etwa herum, wenn ich weg bin? Traudel muß mir beichten! »Traudel!« Auch die ist weg! Unberührt das Bett, der Kleiderschrank halb leer. Die beiden sind auf und davon.

Von mir aus könnt ihr! Telefon her, Supermarkt – nein, die liefern nicht ins Haus. Also die dicke Kosel anrufen, die schickt ihren Enkel mit dem Lieferrad. Da haben wir die Nummer –

»Ja, Frau Kosel, schicken Sie mir bitte zwei Flaschen Cognac. Ganz recht, französischen, Hennessy oder Martini, Hauptsache: einen guten! Geld? Ach so, ja, das gebe ich dem Jungen mit. Tschüß!«

So, für heute bin ich eingedeckt. Hast wohl gedacht, Gertrud, daß ich dir nachweine? Nein, Heiko läuft keiner Frau nach. Das hat er nicht nötig, die laufen ihm nach, verstanden? Und nun feiern wir erst mal das Strohwitwerdasein!

Zwei Tage währte diese Feier, zwei muntere, abwechslungsreiche Tage, immer rauf und runter auf der Stimmungsleiter.

Am dritten Tage kam ein Anruf, aus einem Hotel in Hildesheim. »Wo seid ihr gelandet? Was sagst du? Weil es mit mir nicht auszuhalten war? Weil ich dich geschlagen habe? Aber ich bitte dich: so etwas läßt sich doch ausräumen. Deshalb braucht man doch nicht gleich wegzulaufen.«

Zwanzig Minuten habe ich auf sie eingeredet, aber sie will nicht zurückkommen. Und den Namen des Hotels sagt sie mir auch nicht. »Na, dann eben nicht, meine Liebe!« Darauf hat sie aufgelegt. Klick – und dann Funkstille.

Macht nichts, es gibt ja Cognac zum Trösten. Heute mache ich erst mal wieder einen Zug durch die Gemeinde. Will mir noch ausreichend Bargeld einstecken, um nicht anschreiben zu lassen. –

So, das war wieder einmal eine schöne, runde Sache. Rund um die Uhr,

meine ich. Leute, was kostet die Welt? Fragt Heiko, der weiß es. Und der zahlt, läßt sich nicht lumpen.

Doch einmal geht alles zu Ende, auch so ein Zug durch die Gemeinde. Und da bin ich nun wieder zu Hause gelandet. Ja, richtig gelandet, Bauchlandung! Weiß nicht, was mit den Beinen ist, tragen mich keine hundert Meter mehr, knicken einfach weg. Kein Pflichtgefühl, einfach so – Bummelstreik. Und jetzt kribbelt es in ihnen, daß ich mich dauernd kratzen muß.

Es klingelt? Etwa schon wieder der Gerichtsvollzieher? Der müßte doch eigentlich aus seinen Erfahrungen klug geworden sein und wissen, daß bei mir nichts zu holen ist. Die Konkursmasse der alten Firma ist längst hin. Und die neue Firma? Die gehört mir nicht, bei der bin ich bloß ›Angestellter‹. Ätsch! Ja, mein Lieber, da wirst du wieder nur in deinen Bericht schreiben können: ›Fruchtlos gepfändet‹. Fruchtlos –. Doch es ist nicht der Vollstreckungsbeamte, Gertrud und Traudel stehen vor der Tür.

»Herein mit euch! Nett, daß ihr wieder da seid. Wo habt ihr denn die ganze Zeit gesteckt? Los, erzählt mal!«

Sie sitzen da, rücken hin und her, wollen nicht mit der Sprache heraus. Nein, Gertrud muß unbedingt erst Kaffee kochen. Also gut, tu es! Aber dann mußt du auspacken.

Dann sitzen wir zusammen, der Kaffee duftet. Ich wage nur einen winzigen Schluck, fürchte, daß sonst gleich wieder das Würgen beginnt.

Gertrud schluckt, faßt vorsichtig nach meiner Hand, die ich – damit sie nicht so zittert – um die Tischkante gekrallt habe. Nanu, Gertrud, mit einmal so zärtlich?

»Du wirst es vielleicht nicht glauben, nicht glauben wollen, aber«, sie atmet tief durch, »aber ich bin wiedergekommen, weil ich, weil ich dich liebhab.«

Ich bin sprachlos. Das soll ich ihr abnehmen? Nie und nimmer! Du und mich lieben! Meine Überlegenheit liebst du, mein Können, meine Großzügigkeit. Alles andere, was du da faselst, ist Mumpitz. Nein, mir kannst du nichts vormachen. Ich kenne euch Weiber. Aber rede nur, rede, wenn es dich erleichtert –

Und alles war wieder wie zuvor.

Die Firma lief, wie gesagt unter dem Mädchennamen Gertruds. ›Seiler & Co‹, das Co, das war ich. Aber das wußte außer uns beiden niemand. Im Firmenregister hatte Gertrud einen Strohhalm eintragen lassen, so ein unbedeutendes Würstchen, das zu allem ja und amen sagte. Ich war nur Angestellter. Die Firma Seiler & Co war unbelastet, bekam Kredit und konnte aus dem vollen schöpfen. Und Gertrud legte sich tüchtig ins Zeug, erwies sich erneut als kaufmännisches Genie. Da sie für meine Schulden von früher nicht aufzukommen brauchte, florierte die Firma. Sie fand sogar den richtigen Dreh, wie ich von meinen Verpflichtungen freikommen

konnte. Als man mir das Gehalt pfändete, setzte Gertrud mich ab nächstem Quartalersten nur noch als Halbtagskraft ein. Da verdiente ich exakt das, was mein »Existenzminimum« ausmachte. Nun blieb den Gläubigern nur übrig, mit leeren Händen abzuschieben. Daß ich selbstverständlich mit Gertrud gemeinsame Kasse hatte und auf großem Fuß leben konnte, das ging ja schließlich keinen etwas an. War ja wohl Familienangelegenheit, nicht wahr?

Zwei Jahre lief das großartig. Wir konnten uns ein Wochenendhaus in Hahnenklee leisten, dann auch noch ein zweites unweit von Arosa. Die Entfernungen spielten keine Rolle. Gertrud fuhr einen schweren und schnellen Mercedes. Nach Hahnenklee brauchten wir eine knappe Stunde, nach Arosa dauerte es natürlich länger, je nach Verkehrslage. Nun, dann machten wir halt von Zeit zu Zeit ein verlängertes Wochenende, fuhren Donnerstag abend los, kamen Montag abend heim.

Schade, daß mir dann ein paar Fehler unterliefen. Ich bin nie so ganz dahintergekommen, wie es geschehen konnte. Ich muß wohl ein paar Steuertermine übersehen haben.

Eines Tages platzten die Steuerfahnder unangemeldet bei der Firma Seiler herein. Sie hielten Gertrud einen Haussuchungsbefehl unter die Nase und legten dann los. Mein Büro, in dem ich »halbtags« residierte, mein Schreibtisch, an dem ich unser Rechnungswesen abwickelte, – unbeschreiblich, wie das alles hinterher aussah.

Ein paar Tage danach erschienen sie auch in unserem Privathaus. Offenbar waren sie mit dem, was sie im Geschäft gefunden hatten, nicht zufrieden. Sämtliche Schränke und Kommoden wurden durchwühlt, nicht einmal vor dem Schlafzimmer machten sie halt. Erst nach vier Stunden schoben sie – offensichtlich sehr zufrieden – wieder ab. Zwei große Kartons voller beschlagnahmter Akten – geschäftlicher und privater – nahmen sie mit. Unter der Tür verabschiedete sich ihr Boß mit den Worten: »Das war ein erfolgreicher Fischzug, Herr Boje.« Er klopfte mir plump-vertraulich auf die Schulter. »Na, Sie hören dann noch von uns!«

Eine Vorladung kam, dann eine zweite. Mich störte das nicht, Papierkorb! Darauf verdonnerten sie mich zu einer Geldstrafe, die happig war: wegen Nichterscheinens zum Termin! Ich konnte nur lachen.

Viel schlimmer war, daß die andere Sache, die sie mir in die Schuhe schoben, unsere Firma traf: Wir sollten zigtausend Mark Steuern nachzahlen, die wir angeblich hinterzogen hatten! Steuern auf unseren Umsatz, auf Gertruds Einkommen und – man höre und staune! – Steuern auf die Löhne und Gehälter unserer Beschäftigten. Ja, die sollten wir zwar einbehalten, aber nicht an das Finanzamt abgeführt haben. Die Schuld daran wiesen sie mir zu, doch in Haftung wollten sie die Firma Seiler & Co nehmen. Die mochte sich dann an ihrem Angestellten Boje schadlos halten.

Das war eine böse Beschercung.

Also erst mal Einspruch! Die nahmen den Einspruch zur Nachprüfung an, erklärten aber im gleichen Atemzug, daß ein Einspruch die Zahlungspflicht nicht aufhalte. Kurz und gut, Seiler & Co mußten Konkurs anmelden. Scheußlich für Gertrud, die sich mit aller Kraft der Firma gewidmet hatte. Lästig am Ende auch für mich, weil mein Schuldenberg wieder einmal anwuchs. Peinlich aber besonders für meine Gläubiger, die meine Zahlungsunfähigkeit anerkennen mußten und einsahen, daß sie ihr Geld in die Wolken malen konnten. Ja, die habe ich schön an der Nase herumgeführt.

*Indes ich meiner Blindheit zweifelnd dachte,
Ging aus der Flammenglut, die mich geblendet,
Ein Hauch hervor, der aufmerksam mich machte,
Und rief: Bis du dir fühlst zurückgesendet
Die Kraft des Auges, die mein Glanz verzehrt,
Sei Sprache dir als Trostersatz gespendet.*

Marianne schüttelt bedauernd den Kopf. »Nein, Pfingsten können wir leider nicht zum Segeln kommen. Da müssen wir an der Einweihung unserer sprechenden Kegelbahn teilnehmen.«

»Ihrer – was?«

Heiko lacht. »Sie haben recht gehört: unserer sprechenden Kegelbahn!« Er wendet den Kopf zu Marianne hin: »Erzähle du, bitte. Wenn ich berichte, dann könnte es sich ein wenig nach Eigenlob anhören.«

Ich muß ein Lachen verbeißen. Wie bescheiden er mit einmal ist. Eigenlob wäre ihm peinlich! Und dabei ist sein ganzer Lebensbericht, von Anfang bis Ende, ein einziges Loblied auf diesen großen Helden Heiko. Auf diesen Kerl, der mit dem Teufel Alkohol gestritten, die Gläubiger übers Ohr gehauen hat und allemal wieder auf die Füße zu stehen kam.

Welch ein zwiespältiger Charakter!

Ich beiße mir auf die Lippe. Halt an, mein Lieber! Tu nicht so, als sei es um dich besser bestellt. Oder hast du vergessen, wie gern du dich aufspielst? Wie du von oben herab andere kritisierst, deine Amtsbrüder, deine Bekannten, andere Schriftsteller, mit denen du zusammenkommst? Na also! Blas dich nicht auf, höre lieber zu, was Marianne da berichtet.

Sie kramt in ihrer Handtasche herum, fördert einen Zeitungsausschnitt zutage: »In Lübeck steht die erste sprechende Kegelbahn.« Ich kann den Untertitel des Artikels erkennen: »Computerstimme informiert Blinde – Diplomarbeit aus Hamburg.«

Wenn's in der Zeitung steht, dann muß es natürlich stimmen! Doch Marianne scheint es noch besser zu wissen als die Reporterin der »Lübecker Nachrichten«.

»Eine der Sportarten, die auch Blinde ausüben können, ist das Kegeln.« Sie mag meinem Gesicht die Zweifel abgelesen haben, die ich hege. »Sie meinen, der Abwurf der Kugel bereite Schwierigkeiten? Keineswegs, Blinde entwickeln im Laufe der Zeit ein so feines Raumgefühl, daß es ihnen genügt, den Bohlenlauf abzutasten. Mit den Fingerspitzen erfühlen sie Ablaufbahn und Aufsetzpunkt, ein paar Abende Einübung, und die Kugel rollt, nach allen Regeln der Kunst pendelnd, die Bahn entlang. Heiko erzielt zum Beispiel nicht selten eine ganze Serie von Siebenern.« – »Manchmal auch eine Acht oder gar Neun darunter«, muß er sich brüsten. Doch Marianne weist ihn sogleich zurecht: »Oder auch

eine Fünf oder gar nur Drei!« – »Aber keine Ratze!« Er kann nicht anders, muß immer das letzte Wort haben.

Marianne zuckt die Schultern. »Heiko ist jedenfalls begeistert bei der Sache. Ich dagegen gewinne diesem Spiel kein Interesse ab. Und weil es mich langweilt, da nur herumzusitzen und Heiko anzusagen, wieviele Kegel gefallen sind, zerbrachen wir uns den Kopf, wie man das Problem der Ansage wohl lösen könne. Ein Ingenieur König – auch ein Blinder – kam dann auf die rettende Idee: Computerstimme!«

Ihre Augen suchen Heiko. »Heiko nahm den Vorschlag mit Feuereifer auf und setzte alle Hebel in Bewegung, um zu einem greifbaren Ergebnis zu kommen. Sie können sich ja denken, welch großen Bekanntenkreis er hier in Holstein hat. Kurz und gut: ein Professor Stevens setzte einen seiner Diplomanden – ich glaube, er heißt Heinemann oder so ähnlich – auf das Problem an. Der also konstruierte einen Apparat, der die Impulse der bei modernen Kegelbahnen meist vorhandenen elektronischen Anzeige aufnimmt und in die Computersprache übersetzt.«

»Und kommenden Sonntag wird die erste Anlage dieser Art eingeweiht?«

»Ja, in Lübeck-Trems bekommen wir jetzt die erste sprechende Kegelbahn. Nachdem Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, läuft das jetzt verblüffend einfach. Die Anlage gibt, sobald die Kegel automatisch aufgesetzt sind, die Bahn frei, sagt auch nach dem Wurf die Zahl der gefallen Kegel an.« Sie zwinkert mir zu. »Sehen Sie, jetzt muß ich nicht mehr Heiko zu den Kegelabenden begleiten und mich da zwei Stunden langweilen, kann vielmehr zu Hause Wichtigeres erledigen.«

Heiko streichelt ihre Hand. »Armes Kind! Endlich bist du von dieser Plage erlöst.« Jetzt muß auch sie lachen, gibt ihm einen leichten Klaps. »Wirst ja wohl auch mal zwei Stunden auf mich verzichten können!«

Ich überlege. »Die Einweihung der Bahn ist also Pfingsten?« Ich nicke Paul zu. »Das trifft sich günstig, weil wir an der Pfingstregatta teilnehmen wollen, deren drei Läufe am Sonnabend und Sonntag stattfinden. Und am 2. Feiertag wollen wir nach altem Brauch gemeinsam zum Gottesdienst gehen.«

»Dürfen wir uns da wohl anschließen?«

»Selbstverständlich, es wird uns eine Freude sein, Herr Boje.« – »Zehn Uhr?« fragt Marianne. Und Heiko setzt – wie immer ein wenig zu jovial – hinzu: »Hernach sind Sie meine Gäste zum Essen. Und dann, denke ich, haben wir immer noch Zeit zum Segeln.«

»Wenn das Wetter recht ist!« lacht Paul.

Es ist gut ein Viertel vor zehn, als Paul und ich am reetgedeckten Pastorat vorbei zur Kirche schlendern. Da links, ist das nicht Heikos Wagen? Tatsächlich, dann sind die beiden also noch pünktlicher als wir.

Da stehen sie, an der Südfront der Kirche, und Marianne erklärt Heiko halblaut, was da auf der Tafel steht.

»Denk dir nur, hier hing eine alte Sonnenuhr, die der Bauer Detlev Tödtker anlässlich der Beerdigung seines nur 45 Wochen alten Söhnchens im Jahre 1697 gestiftet hat.«

»Hing?« höre ich Heiko verwundert fragen. Er schüttelt den Kopf. »Als ich – es mag jetzt gute zehn Jahre her sein – zum letzten Mal hier war, hing sie hier noch. Und heute nicht mehr?«

»Sie ist gestohlen worden!« stößt Marianne heraus. »Im Jahre 1974. Und jetzt hängt hier zur Erinnerung an das historische Original eine Nachbildung.«

Heiko hat das Knirschen des Kieses unter unseren Schritten gehört und wendet sich uns zu: »Beschämend, nicht wahr? Und jetzt hängt dieses alte Stück wahrscheinlich im Garten eines reichen Amis –« – »Oder eines Ölscheichs!«

Auch nach der Begrüßung läßt uns dieser Fall nicht gleich los. »Warum nicht bei irgendeinem verbohrtten Snob in Deutschland?« Heiko schüttelt den Kopf: »Das dürfte für ihn zu riskant sein. Nein, ich bin ziemlich sicher, daß die Sonnenuhr ins Ausland gewandert ist.«

Wir haben die Apsis umwandert und gehen auf der Nordseite der Kirche entlang. Paul will Heiko die alten, kleinen Wehrfenster erklären, die heutzutage zugemauert und großen, lichten Fenstern gewichen sind, doch Heiko winkt ab: »Herzlichen Dank, doch das alles sehe ich noch vor mir: die ungefügten Granitsteine, die an einigen Stellen noch erkennbaren Platten aus Segeberger Kalk, mit denen die Findlingsmauer ursprünglich verkleidet war, und auch die romanische Pforte, die einmal hier auf der Nordseite Haupteingang zur Kirche war.« Er ist stehengeblieben, überlegt: »Hat man nicht daraus geschlossen, daß die älteste Ansiedlung hier nördlich der Kirche gelegen haben muß?«

Paul widerspricht: »Darüber weiß man nichts Genaues. Doch im jetzigen Pfarrgarten ist man bei Grabungen auf frühe Fundamente gestoßen.«

Wir gehen an den Grabreihen entlang, viele Ostvertriebene, die hier ruhen, Namen mit masurischem Klang und Adel, bei dem man an vergangene Zeiten denkt: Oldenburg-Januschau, von Stein. Dann Familiengräber alter Bauerngeschlechter aus dem Bosauer Kirchspiel, Namen darunter, die schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden.

Über uns das weite Doppellrund der alten Linden, vor uns die im kalten

Winter halb ausgefrorene Weißdornhecke, dann der Bischofsee und – weit in der Ferne – das weißleuchtende Schloß von Plön.

Ein Keil Graugänse fliegt mit sausendem Flügelschlag über uns hin, senkt sich jetzt zum Warder nieder, um dort mit lautem Geschrei einzufallen. Kiebitze taumeln aufgeschreckt hoch, und hier vor uns – auch Paul hat ihn schon gesehen: »Der schwarze Milan!« In schaukelndem Flug geigt er über das Röhricht, steilt jetzt kurz hoch und läßt sich ins Schilf fallen. Doch da schwingt er sich schon wieder hoch, nutzt den Aufwind der Weiden, überspringt sie, läßt sich fallen, ist verschwunden.

Die Glocken beginnen zu läuten, noch zehn Minuten bis zum Beginn des Gottesdienstes. Wir stehen vor dem Turmportal, das heute den Kirchein-gang bildet, und sehen, wie eben der orangefarbene Kirchenbus eintrifft. »Der sammelt auf den Dörfern die Alten und die Nichtmotorisierten, um sie zur Kirche und wieder heimzufahren«, erklärt Paul. Heiko lächelt: »Den gab es früher noch nicht, aber man sieht, die Kirche sucht auch hier auf dem Land mit der Entwicklung Schritt zu halten.«

Wir nehmen unsere Prinz-Heinrich-Mützen ab und treten ein. Heiko tastet sofort nach links: »Hier stand doch der alte Armenblock?« Es klirrt metallisch, als seine Stockspitze den Armenblock berührt. »Na also«, schmunzelt Heiko, »steht noch immer am gewohnten Platz, mit Eisenbändern beschlagen, fest im Bodengrund verankert.« Er schmunzelt. »Den klaut so leicht niemand!«

Marianne führt Heiko die Stufen hinunter in den Mittelgang und nimmt sich aus dem rechts befindlichen Regal ein Gesangbuch, Paul geleitet uns zu seiner Stammbank.

Langsam füllt sich das Kirchenschiff: Einheimische, Kurgäste, Eintagsbesucher aus Kiel und Lübeck.

Da vorn der breit ausladende Flügelaltar aus dem 14. Jahrhundert, hoch über uns das mächtige Triumphkreuz, das wohl der Lübecker Meister Bernt Notke geschaffen hat.

Ich spüre den Hauch der Vergänglichkeit, wenn ich die Epitaphien dort drüben betrachte, und den Atem der Ewigkeit, wenn ich zu dem Gekreuzigten aufblicke. Lichtgrüne Blätter entsprossen dem Kreuzesstamm. Engel umschweben den Christus am Kreuz und fangen in Kelchen das Blut auf, das aus seinen Wunden springt: »Nimm hin, das ist mein Blut, das für dich vergossen ist!«

Für mich, für Paul, für Marianne und – ja, auch für Heiko! Orgelklang schwillt an, Vorspiel, dann fallen Stimmen ein. Schöne Stimmen und verbrauchte Stimmen; die beiden alten Frauen vor uns, Heimkehrer aus Bessarabien, sie ziehen beim Singen, schleppen nach. Sie halten die Gesangbücher aufgeschlagen vor sich, aber sie blicken nicht hinein. Sie können fast alle Lieder auswendig singen, werfen nur hin und wieder, wenn eine neue Strophe beginnt, einen Blick hinein. Brummbässe von

drüben, wo ein halbes Dutzend Altbauern sitzen. Dazu die hellen Stimmen der Konfirmanden und der Jungen Gemeinde. Doch nun – über all den vielen Stimmen – der klare Bariton von Heiko: »Du meine Seele, singe...« Wahrhaftig, er kann es auswendig singen, kennt auch die zweite und die dritte Strophe. Noch von der Konfirmandenzeit her? Wohl kaum, war ja nie ein Musterkonfirmand und auch später kein Kirchgänger. Ich werde Marianne fragen, sie wird es wissen, woher er die Choräle kennt.

Glaubensbekenntnis, Predigt, dann noch zwei Kindtaufen. Und Heiko kennt sich in der Liturgie aus, macht ungewollt den Vorsänger.

Nach dem Gottesdienst sind wir Heikos Gäste, im »Haus Frohsinn«. Nach der Suppe muß ich's wissen: »Sagen Sie, wie kommt es, daß Sie fast alle Kirchenlieder auswendig kennen?« Nun ja, das war ein bißchen direkt gefragt, aber unter Christenleuten –?

Heiko wendet das Gesicht Marianne zu: »Das müßtest du am besten erzählen können, Schatz!« Tatsächlich, sie errötet leicht. Warum nur? Als Studienrätin müßte sie es doch gewohnt sein, auch über heikle Dinge offen zu sprechen. Über heikle Dinge? Nun ja, ich weiß, daß für viele Menschen der Glaube zu den intimsten Dingen ihres Lebens zählt, über die man nur ungern spricht. Doch es scheint bei Marianne etwas anderes zu sein.

Sie atmet erleichtert auf, als die Serviererin den Hauptgang aufträgt. Nein, bei einem gepflegten Essen soll man nicht über Ernsthafte reden. Es verträgt sich nicht, entweder die Sache kommt zu kurz oder die Mahlzeit, meist sogar beides. Es ist schon recht, daß unser Gespräch jetzt nur so dahinplätschert.

Doch dann, als wir uns wohligh zurücklehnen und die Bedienerin abgeräumt hat, kommt Heiko wieder zur Sache: »Na, Schatz, wie steht es?« Einen Augenblick scheint sie ratlos, weiß nicht, was er meint, doch dann nickt sie, zieht die Brauen hoch. Sie räuspert sich, es scheint also doch etwas schwierig zu sein, den richtigen Anfang zu finden.

»Also, das war so«, beginnt sie. Ich muß ein Lächeln verbeißen, weil mir die Redensart eines guten Freundes einfällt: »Man soll keine Rede mit »also« beginnen!« Doch Marianne scheint diesen Grundsatz der Rhetorik nicht zu kennen. »Also, das war so«, sagt sie abermals, »wir beide haben uns bei den Treffen des Blauen Kreuzes kennengelernt.« Heiko unterbricht sie: »Ich nenne das immer Trockenkurs!« Nun lacht auch sie. »Schön, bei unserem Trockenkurs also.« Sie sieht mich an. »Komisch, nicht wahr? Früher sagte man, im Blick auf ein besonders frommes Pärchen: Die haben sich in der Kirche kennengelernt! Nun, mit uns beiden sieht es da noch – wie soll ich sagen? – bigotter aus. Wir haben uns in der frommen Trinkergemeinde kennengelernt.«

Sie wird lebhaft, obwohl ich doch gar nicht widersprochen habe. »Wirklich, wir sind da eine richtige Gemeinde, eine Schar von Brüdern und Schwestern, die einander treu zur Seite stehen.« Sie spürt, daß sie ins

Schwärmen gerät, und versucht nun, ganz nüchtern zu bleiben. »Jeder dort hat es am eigenen Leibe erfahren: du schaffst es nicht allein! Der König Alkohol ist stärker als du. Vor ihm mußt du allemal kapitulieren. Aber mit Brüdern und Schwestern kann es gelingen, mit Menschen, die dich mit ihren Gebeten tragen. Nur mit ihnen kannst du es schaffen.«

»Und mit Gott!« Heiko hat es so klar und bestimmt gesagt, daß die Serviererin, die eben mit der Nachspeise kommt, erstaunt den Mund öffnet. Auch die am Nebentisch drehen verwundert die Köpfe herum. Mit Gott! Wo hört man das schon in einer Gastwirtschaft? Wo hört man das überhaupt?

Es ist plötzlich sehr still geworden im Gastraum. Sogar das gleichmäßige Geklimper von Messern und Gabeln ist erstorben. Mit Gott, hat einer gesagt. Mit Gott? Mit Gott hatte man nicht gerechnet. Nur mit dem Geld: ob man zurechtkommt, ob es reicht, wie man noch mehr scheffeln könnte. Und mit dem Benzin hat man gerechnet, ob es für die Heimfahrt heute abend langt; oder ob man noch nachtanken muß. Und mit den Staus auf der Autobahn in Richtung Hamburg. Oder ob man es nicht doch lieber auf Schleichwegen versuchen soll. Mit alledem hat man – so zwischen den einzelnen Gängen – gerechnet. Aber doch nicht mit Gott. Und da sagt nun einer – ganz laut und ungeniert: »Mit Gott!« Soll man es für möglich halten? Da rechnet tatsächlich noch einer mit Gott.

Peinlich, daß einem die gute Mahlzeit so getrübt wird. Da sitzt man nun gemütlich beisammen, läßt sich's schmecken und Gott einen guten Mann sein, und dann kommt einer und sagt – im gleichen Ton, wie unsereiner »Prost!« sagt – »Mit Gott!« Ein rascher Blick hinüber zu dem Störenfried: es ist der Blinde. Ausgerechnet der! Der hat's wohl nötig, mit Gott zu rechnen. Zu rechnen? Nein, mit Gott abzurechnen! Eigentlich müßte man ihn zur Rede stellen, woher er die Courage nimmt, so im Brustton der Überzeugung von Gott zu sprechen. Wo der ihn doch derart – bestraft hat!

Aber man hat ja eine gute Kinderstube, weiß, was die feine englische Art ist. Also tut man, als habe man es nicht gehört, widmet sich der auf dem Grill zubereiteten Forelle »aux amandes«, zieht die Brauen leise hoch und wendet sich in dezentem Ton an die Tischdame: »Wie meinten Sie, gnädige Frau? – Ah ja, der trockene Elsässer ist ausgezeichnet! Zum Wohl dann, sehr zum Wohle!«

Und Heiko sitzt da, lauscht mit geneigtem Kopf der Stille nach und lächelt. Ich sehe es ihm an, daß er mit den verfeinerten Sinnen des Erblindeten spürt, was sich da abspielt. Mehr, daß er die Gedanken erfühlt, die unsichtbaren Schwingungen. Er neigt sich zu Marianne: »Immer das Gleiche: Sprich von Gott, und den Menschen verschlägt es die Sprache.« »Vielleicht, weil sie nachdenken?« flüstert Marianne zurück. »Hoffentlich!« sagt Heiko laut und verständlich.

Draußen weht ein leichter Südwest. Die uralte Linde vor dem Brokschen

Hof raunt von vergangenen Zeiten. Von Not und Feuersbrunst, von Krieg und Plünderung. Aber auch von stillem Glück, von Brautpaaren, die zur Kirche ziehen, von lachenden Kindern und fröhlichem Tanz.

Auf dem Neuen Damm kommen uns unbeschwert schwatzende Menschen entgegen. Das Motorboot ›Antje‹ hat sie an Land gespuckt. Nun wandern sie zur Kirche, um diesen ehrfürchtigen Bau gebührend zu bestaunen. Sie werden sich dort neugierig unter dem Triumphkreuz drängen, den uralten Taufstein bewundern, den Flügelaltar. Ein Gotteshaus? – Nun, das mag es mal gewesen sein. Aber für einen modernen Menschen ist es doch eher ein Museum. Nur wenige werden sich für ein paar Minuten in die steifen Bänke setzen, still werden, beten.

Heiko reißt mich aus dem Sinnen. »Wie lief es denn nun auf der Pfingstregatta?« Paul lacht: »Sie werden staunen, wir haben den Zweiten gemacht in unserer Klasse.« – »Gratuliere!« dröhnt Heiko. »Bei Ihrem Alter.« Jetzt muß ich mich wichtig tun: »Bei der Preisverteilung wurde unter Beifall vermerkt: Das Gesamtalter der Crew beträgt 150 Jahre!« Marianne hat es nicht gleich begriffen: »Hundertfünfzig Jahre?« Doch Paul rechnet es ihr sogleich vor: »Alfred ist dreiundsiebzeigehalb und ich bin sechsundsiebzeigehalb, das macht –« – – nach Adam Riese und Eva Zwerg genau einhundertundfünfzig.« Wir sind am Steg. Paul und ich schlagen die Persenning ab, helfen dann Heiko und Marianne an Bord. Leichte ›Altherren-Brise‹, es wird ein gemächliches Segeln geben, so recht zum Plaudern und Erzählen.

*»Auf einen andern Ausweg mußt du sinnen«,
Sprach er zu mir, den Tränen ganz bezwungen,
»Wenn du dem Schreckensorte willst entinnen.«*

Mit der Firma Seiler & Co war es also aus. Konkurs, totale Pleite. Was weit unangenehmer war: mir hingen sie noch ein Strafverfahren an. Ich kochte vor Wut, weil es sich lediglich um ein Versehen von mir gehandelt hatte. Ich hatte halt die Steuertermine verpatzt, nicht in böser Absicht gehandelt. Zwei Jahre brummten sie mir auf, wegen vorsätzlicher Steuerhinterziehung und betrügerischen Konkurses. Gertrud kam mit einem Jahr davon. Das Gericht ging davon aus, daß wir gemeinsam und nach Absprache den Konkurs gedeichselt hätten. Immerhin wurde die Strafe auf drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt. Darum verzichteten wir auf Berufung und hielten den Mund.

Doch der Prozeß war in der Regionalpresse erwähnt worden, mit unserem Ruf war es aus, wir hatten nun in Hannover nichts mehr zu bestellen.

Aber ich hatte wieder einmal Glück. Auf der Messe lief mir ein alter Schulkamerad über den Weg, wir feierten das Wiedersehen bei Sekt und Kaviar, und ich hatte bald herausgefunden, daß er von den dunklen Seiten meiner Vergangenheit keine Ahnung hatte. Er kannte mich nur als den braven Sprößling eines renommierten hanseatischen Hauses, erinnerte sich dunkel, daß ich in Eutin bei den vornehmen Panzeraufklärern gedient hatte, und fragte ganz spontan, ob ich nicht Lust hätte, bei ihm mit einzusteigen.

Ich tat, als wenn das für mich ein Opfer wäre, da ich gerade mit vielversprechenden Vorhaben befaßt sei, und horchte ihn erst einmal aus. Immobilien! Als das Stichwort fiel, wurde mir warm ums Herz. Mit Immobilien kannte ich mich aus. Und ich spürte sofort, daß in der Branche, von der Knut Hüttmann sprach, etwas zu machen sei.

Finanzierung von Abschreibungsobjekten also, Investierung von Millionenbeträgen aus der Zonenrandförderung des Bundes. Mann, da wurde nicht gekleckert, da wurde geklotzt! Hochhäuser schossen vor mir aus dem Boden, mit Hunderten von Eigentumswohnungen. Ganze Hotelketten von der Eckernförder Bucht bis Lübeck, Kurzentren und komfortable Zweitwohnungen in der Holsteinischen Schweiz, und, und, und... Kleinamerika in Holstein! Glas und Beton gewordener Größenwahn *geldscheffelnder Zahnärzte und Techniker, Vorgriff in das Jahr zweitausend*, eine Sky-Line von Flensburg bis zur Zonengrenze. Und das alles mit Abschreibung 7b, mit Vor-, Zwischen- und Langfristfinanzierung von Millionen, nein, Milliarden.

Ich atmete tief durch, tat, als wenn es mir schwerfiele, von meinen eigenen Plänen nun leider absehen zu müssen, und drückte Knut die Hand:

»Es fällt mir nicht leicht, aber weil du es bist, alter Freund: ich mache da mit, steige mit meiner Erfahrung, die ich gerade auf diesem Gebiet habe, bei dir ein.«

Nach der dritten Pulle vorzüglichen Sekts waren wir uns einig. Er hatte nicht nach Zeugnissen oder ähnlichem Unsinn gefragt. Er vertraute mir, einfach weil er wußte, aus welchem Hause ich kam. Und, weil mein Auftreten ihm zusagte. Ja, nach so einem Manager hatte er schon lange Ausschau gehalten, leider bisher vergebens. Aber nun – nun taten sich neue und ganz ungeahnte Perspektiven vor ihm auf.

Und vor mir. Rasch war ich mir mit Gertrud einig. Unauffällig brachen wir unsere Zelte – wie man so anschaulich sagt – in Niedersachsen ab. Da überall der Fiskus seine Finger draufgelegt hatte, blieb uns unter dem Strich nichts übrig. Doch was tat das schon! Wir brachen zu neuen Ufern auf, Knut Hüttmann würde für einen sicheren Liegeplatz dort sorgen. Tja, so ist das: Beziehungen sind alles im Leben. Man muß sie nur zu pflegen wissen. Und im rechten Augenblick dann zupacken.

Es lief alles glatt, wirklich, wie geschmiert. »Ah, Sie sind einer der Manager der ›Holsten-Marina‹?« Und schon hatte ich Kredit, uneingeschränkten Kredit. Problematisch sah es mit der Gehaltsregelung aus. Das Finanzamt und meine unzähligen Gläubiger waren ja hinter mir her. Sobald die Wind bekamen, daß ich hier leitender Angestellter war, war mir Gehaltspfändung sicher. Also mußte ich einen Dreh finden, mich dagegen abzusichern. Erschwerend kam hinzu, daß mein lieber Knut von meiner finanziellen Misere nichts erfahren durfte. Meine Reputation wäre dann hin gewesen. Also hielt ich mit Gertrud, die ein geborenes Finanzgenie war, Familienrat. Und tatsächlich, sie fand den richtigen Ausweg. Wieder einmal gelang es ihr, eine kunstvolle Konstruktion zu erfinden, eine Firma, über die alles lief, ich selber nur als Angestellter minderen Ranges, ein Strohmann an der Spitze. Den trieb Gertrud in Gestalt eines pfiffigen Finanzberaters auf, der sich als Firmenchef hergab und eine Bilanz aufzustellen verstand, bei der am Jahresende durch Abschreibungen und Tilgung von Schulden unter dem Strich kaum etwas übrigblieb.

Er war skeptisch, ob sich das würde durchhalten lassen, meinte, daß die Steuerfahnder ja auch nicht gerade Hohlköpfe seien, doch ich wischte das beiseite. Für die nächste Zeit würde schon alles klargen. Und dann –? Bis dahin flösse noch viel Wasser die Trave hinunter. Und viel Sekt meine Kehle –

Apropos Sekt: der war jetzt sozusagen das Element, in dem ich mich bewegte. Ich hatte ja zu repräsentieren, verkehrte in den besten Kreisen, verhandelte mit den Interessenvertretern von Industriekapitänen, Ärztekammern und Genossenschaften öffentlichen Rechts. Ich war wer, nicht irgendwer! Und das verpflichtete: zum Mercedes oberster Klasse, zum

Penthouse-Etablissement mit Blick über die Ostsee, tja, und natürlich auch zu einer hochseefähigen Yacht. Und alles ging – auf Gertruds Namen!

Wieder einmal hatte ich ungeahntes Glück. Unser, für die Hafenanlagen zuständiger Manager machte mich darauf aufmerksam: »In Heiligenhafen liegt die ›Medusa‹ auf, ihr Eigner will sie abstoßen, auf eine reine Motoryacht umsteigen. Das wäre etwas für Sie, Herr Boje.« Ich horchte auf, eine Yacht würde das Bild, das ich zu bieten hatte, abrunden, den passenden Rahmen abgeben. »Was ist es denn für ein Schiff?« fragte ich, scheinbar gelangweilt.

»Eine Bermuda-Ketsch, erstklassig besegelt, sehr gepflegt, selbstverständlich mit starkem Hilfsmotor für Flauten und Häfen –« Je länger er sprach, desto neugieriger wurde ich. Kurz und gut, er vermittelte eine Besichtigung an Bord, verständigte den Schiffsmakler. Das Schiff war eine Augenweide, gut abgestimmte Takelung, ein Rumpf mit wunderbaren Linien, ein Motor, der kaum zu hören war, und eine Inneneinrichtung, die man wirklich als repräsentabel bezeichnen konnte. Ich tat, als wenn ich wenig interessiert sei, bat mir Bedenkzeit aus, handelte den Preis noch um einen erheblichen Betrag herunter und war am Ende neuer Eigner dieses schönen Schiffes, natürlich nur ›im Auftrag‹ Gertruds.

Gertrud zog einen schiefen Mund. Ob ich auch die Folgekosten bedacht hätte? Sie hatte sich, ohne daß ich es ahnte, schon umgehört und in Erfahrung gebracht, daß ich, wenn das Schiff ständig fahrbereit sein sollte, eine Crew von mindestens drei Mann anheuern müßte. »Und einer davon mit A6, dem Patent auf Große Fahrt!« Sie hatte auch schon genaue Vorstellung der damit erwachsenden Kosten, die tatsächlich erstaunlich hoch lagen.

Doch ich wischte das alles beiseite: »Kommt Zeit, kommt Rat! Und außerdem: wir müssen ja repräsentieren. Bei meiner Position!« Nein, ich machte mir darüber keine Gedanken, stellte dann aber – rein zufällig – fest, daß Gertrud bemüht war, die ›Medusa‹ aus Mitteln der ›Holsten-Marina‹ zu finanzieren. Ob und wie weit ihr das gelang, interessierte mich nicht. Man soll, wenn man in solcher Position ist, nicht zu kleinlich sein.

Schon nach kurzer Zeit hatte ich die ›Medusa‹ seeklar. Der Käptn Johann Bruhns hatte mit seinen zwei Hands gute Arbeit geleistet. Außer diesen drei vom seemännischen Personal hatte ich noch einen Steward eingestellt, der mir auch als Koch warm empfohlen worden war. Die erste große Repräsentationsfahrt konnte also beginnen.

Durch die dänischen Inseln und das Kattegat waren zwei Herren eines für uns wichtigen Landesverbandes meine Gäste. Nebst ihren Frauen Gemahlinnen selbstverständlich. Als wir sie in Oslo an Land setzten, warteten bereits vier Herren unseres Aufsichtsrates auf uns, um mit uns durch das Skagerrak und an den Nordfriesischen Inseln entlang nach Cuxhaven zu schippern. Leider hatten wir recht stürmisches Wetter, so daß zwei der

Herren meist seekrank waren und in List auf Sylt abgesetzt werden wollten. Für die beiden anderen aber war diese Reise ein voller Genuß. Wir durften sicher sein, daß sie sich im Aufsichtsrat für die Finanzierung der Yacht einsetzen würden.

Es war ein Glück, daß Gertrud sich als von Natur aus seefest erwies. So konnte sie sich jederzeit unseren Gästen widmen, wozu ich selber leider nicht immer in der Lage war. Nein, nein, ich neige nicht zur Seekrankheit, aber mein altes Leiden machte sich wieder bemerkbar: das Zittern der Hände, die Trockenheit in Mund und Kehle, diese entsetzlichen Angstzustände. Da half nur ein kräftiger Schluck aus der Cognacflasche. Oder eine Flasche Sekt, besser gleich zwei. Doch auch das hielt dann nur für ein paar Stunden vor. Vor Skagen war es, wo ich vor Angst fast über Bord gesprungen wäre. Der stürmische West war abgeflaut, hatte auf Nord gedreht, war einer leichten Brise gewichen. Wir liefen vor fast achterlichem Wind, so daß der Käptn Fock und Klüver bergen und den Spinnaker setzen ließ. Zweihundert Quadratmeter entfalteten sich, eine riesige, in Blau, Rot und Weiß prangende Seifenblase. Die »Badegäste« starrten sprachlos mit offenem Mund. Der halbe Himmel war verdeckt, eingefangen von diesem Spi, aufgesogen.

Doch mich erfaßte das Entsetzen. Dieses Ungeheuer da hoch über mir – gleich wird es sich auf mich herabstürzen, mich unter sich begraben, zudecken, ersticken! Ich biß die Zähne zusammen, krallte meine Hände um die Seereling, zitterte am ganzen Leibe. Unter mir schoß zischend die See nach achtern, kochend und wirbelnd in rasender Fahrt. Gleich werde ich hinabstürzen in die siedende Flut, verglühen, verbrennen!

Ich stieß mich von der Reling ab, taumelte ins Cockpit, stürzte den Niedergang hinab, warf mich in meine Koje.

Dann war Gertrud da, drückte meine schütternden Schultern ins Kissen. Sie erkannte mein Elend, wußte, was mir fehlte, riß das Schränkchen neben der Koje auf, die Flasche aus der seefesten Halterung. Ich trank, trank. Dann sank ich zurück, erschöpft, völlig fertig.

Gertrud sah auf mich herab, ruhig, fast kalt. Wie ein Arzt, der den Patienten beobachtete. Sie erhob sich, sah auf mich nieder. »Du bleibst in der Koje, Heiko, versprich es mir!« Ich konnte nur nicken. Sie wandte sich zur Tür. »Ich gehe wieder hinauf zu den Herren da oben. Damit die nichts merken.«

Damit die nichts merken! So war Gertrud. So war sie an Bord der »Medusa«, so war sie in Heiligenhafen oder Damp 2000. So war sie in den Sitzungen und Verhandlungen, die wir zu führen hatten. Sie fungierte als Generalsekretärin, wußte alles, kannte jeden, fand immer den rechten Ton. Bald war ich nur noch Statist, die tragende Rolle spielte sie.

*Auf! Mach ihm Mut durch deiner Worte Kraft,
Mit allem hilf ihm, daß er mag entrinnen.*

Als wir uns verabschiedeten, hatte Paul gesagt: »Nächstes Wochenende kann ich nicht mit euch segeln, will mit meiner Frau eine Rundfahrt zu unseren Kindern machen, von Husum bis hinunter in die Heide.« Er hatte mich angesehen: »Wie wär's, Alfred, wenn du mit Herrn und Frau Boje in deiner Jolle segelst?«

Mal etwas anderes als immer nur so ein Dickschiff wie die ›Dieksand‹. Und das Wetter hält, was die Vorhersage versprochen hat: schwacher bis mäßiger Wind aus südlichen Richtungen. Die beiden sind wie immer pünktlich zur Stelle. Marianne geleitet Heiko vorsichtig über den ihm noch unbekanntem Steg des Cafés Lohse, an dem meine Jolle liegt.

»Wird für mich nicht ganz leicht sein, an Bord zu kommen«, meint Heiko. »Eine Jolle liegt nicht so fest wie ein Kielschiff.« Stimmt, und eben darum habe ich meine Jolle anders festgemacht, als es üblich ist. Sie liegt mit dem Heck am Steg und ist mit zwei Bugfestmachern vorn an den Pfählen belegt. Ein weiter Schritt, und ich bin an Bord. Marianne schickt sich an, Heiko an Bord zu helfen, doch ich wehre noch ab: »Bitte warten! Ich nehme Sie erst, wenn alles aufgeklärt ist, an Bord.«

Ich schlage die Vorder- und die Achterpersenning zusammen, gebe sie Marianne hinüber auf den Steg. Sachgerecht breitet sie die Persenning über das Geländer. Ich schlage die Segel an, setze unseren Vereinsstander, hänge das Ruder ein. Dann verhole ich das Boot um den Außenpfahl an die Stegspitze, so daß ich die Segel heißen kann. Nun erst nehme ich Heiko und Marianne an Bord und lege, sobald sie Platz genommen haben, über Steuerbord ab.

Heiko tastet das Boot ab, fragt: »Was ist das für ein Boot?« – »Eine Norwegerjolle –« – »Ah, von der Werft Askeladden & Sönners?« – »Sie kennen diesen Typ also doch?« Er lacht: »Ist in Skandinavien allgemein verbreitet, hat sich sogar in den Schären bewährt und gilt als sehr sicher.« Wir bekommen jetzt den Wind aus der Vicelinus-Düse, der Lücke zwischen der Kirche und dem Wald auf dem Warder. Ich weise auf das Vorluk und fordere Marianne auf: »Bitte die Schwimmwesten anlegen!« Sie sieht mich verwundert an, doch Heiko pflichtet mir sogleich bei: »Richtig, an Bord einer Jolle soll man stets, auch bei nur leichter Brise, die Schwimmweste zur Hand haben.«

Rasche Fahrt über den Bischofsee, dann mit halbem Wind durch hinaus zum Großen Plöner See. Ich muß mich nicht an die enge Durchfahrt halten, kann mit der Jolle auch über die Untiefen segeln, brauche nicht einmal das Schwert zu heben.

»Wohin geht es heute?« erkundigt sich Heiko. »Bei diesem Wind bietet sich Ascheberg an«, überlege ich laut. »Segeln dann zurück und legen am

Prinzenbad an, um dort Mittag zu essen.« – »Sie sind selbstverständlich mein Gast«, verkündet Heiko. Er kann es doch nicht lassen.

Flotte Fahrt bei halbem Wind. »Es geht wieder durch das Helloch?« fragt Heiko. Doch ich erwidere: »Mit der ›Dieksand‹ ist das der einzige Weg aus dem Plöner in den Ascheberger Seeteil, doch mit der Jolle kann ich den kürzeren Weg an Godau vorbei nehmen.« Heiko hat sofort verstanden: »Die Durchfahrt dort ist ziemlich flach, wenn ich mich recht erinnere?« – »Für uns reicht es, selbst an der flachsten Stelle haben wir immer noch eine Handbreit Wasser unter dem Schwert.« – »Welchen Tiefgang hat denn die – wie heißt übrigens Ihre Jolle?« – »Oldtimer!« lacht Marianne, die den Namen am Spiegel gelesen hat, als ich noch am Steg lag. »Zünftig, nicht wahr? Paßt zum Eigner genauso gut wie der Name seines Kajaks, den ich auf dem Steg liegen sah.« – »Und wie heißt der?« erkundigt sich Heiko. »Oll Vader«, schmunzelt Marianne.

Wir gehen zwischen den Inselchen Klein-Trieps und Godau jetzt mit raumem Wind nach Nordwest. Ich kenne das Fahrwasser genau und runzle die Stirn, als ich eine Neptun 22 sehe, die uns entgegenkreuzt. Ein Kielschwerter mit mindestens 60 oder gar 70 Zentimeter Tiefgang. Riskant, mehr als riskant, mit diesem Boot hier die Durchfahrt zu wagen. Ein Neuling auf dem See? Dann hätte er gutgetan, sich eine Seekarte zu besorgen, auf der alle Untiefen verzeichnet sind. »Da, er läuft genau auf den ›Sarg‹ zu!« Unwillkürlich habe ich laut gesprochen, Heiko ruckt herum: »Wer?« – »Eine Neptun 22. Sie kommt hier nicht durch, bestimmt nicht auf dem Kurs, den sie steuert. Hundert Meter westlich Klein-Trieps liegt ein Steinhafen, ragt fast bis an die Wasseroberfläche, und noch weiter drüben auf Trieps zu, liegt der Sarg, etwa 20 Zentimeter unter Wasser.« – »Der Sarg?« – »Ja, ein Stein von der Größe und Gestalt eines Sarges.«

Ich beiße die Zähne aufeinander. »Und keine Möglichkeit, den Skipper zu warnen. Zu weit weg und quer zum Wind.« Ich habe noch nicht ausgesprochen, da ist es auch schon geschehen: der schneeweiße Kielschwerter drüben bäumt sich auf, legt sich hart nach Backbord, die Segel schlagen, das Schiff sitzt fest. »Da, er ist mit voller Fahrt auf den Sarg gelaufen!« Heiko zieht die Brauen hoch: »Dann hat er sich das Unterwasserschiff ingerannt, womöglich gar den Kiel samt Schwert abgerissen.« – »Können wir hin, ihm helfen?« stammelt Marianne. Auch mir ist diese Frage schon durch den Sinn geschossen, und ich habe mich entschieden: »Hat keinen Sinn, wir sind nicht in der Lage, mit unserer Jolle einen schweren Kielschwerter freizubekommen. Es wäre außerdem auch falsch. Hat er sich das Unterwasserschiff aufgerissen, würde er vollaufen und bis auf Deckshöhe absaufen.«

»Aber die Leute an Bord!« jammert Marianne. Ich schüttle den Kopf: »Die sind sicher. Das Schiff sitzt fest, und außerdem könnten die, wenn sie es wollen, ohne Gefahr durch das flache Wasser zum festen Land waten

und sich dann nach Godau begeben, um von dort aus das Boot der DLRG anzurufen.«

Ich bin mir klar geworden, was ich zu tun habe. »Wir laufen jetzt sofort das Prinzenbad an. Vor dem Wind sind wir in zehn Minuten dort, rufen von da aus das Rettungsboot an.«

Vorbei an Trieb, Ochsenwarder und Burmeisterwarder geht es auf die Prinzeninsel zu. Ich hole das Schwert und laufe auf den Sandstrand zu. »Die Fock weg!« Und nun lasse ich die Großschot nach, halbe Fahrt noch, jetzt nur noch ganz langsame Fahrt, und da sind wir auch schon an dem kleinen Steg des Prinzenbades.

Großsegel nieder, Marianne hat derweil den Festmacher am Steg belegt und Heiko an Land geholfen. Ich renne zur Gastwirtschaft hinüber: »Frau Pape, das Telefon bitte und die Nummer der DLRG. Eine Neptun 22 hat sich bei Godau festgerannt.«

Wir haben eben an einem Fenstertisch Platz genommen, da sehen wir schon das weiße Rettungsboot mit Vollgas über den See zischen. Als die Wirtin uns eine Erfrischung aufträgt, verschwindet das Boot hinter dem Burmeisterwarder. In wenigen Minuten wird es bei der havarierten Neptun sein.

Heiko rührt gedankenvoll in seiner Limo, die hell aufperlt. »Halb so schlimm eine solche Havarie, wenn es nur Sachschaden gibt.« Ich glaube, ihm widersprechen zu müssen: »Kann ein teurer Spaß werden! Wenn er sich tatsächlich das Unterschiff ingerannt hat, muß das Boot in die Werft. Summa summarum kommen ein paar Tausend Mark Reparaturkosten heraus.«

»Geld!« Heiko winkt überlegen ab. »Was ist schon Geld?« Er atmet tief durch. »Wenn nur nicht Menschen zu Schaden kommen.«

Und leise, fast scheu, beginnt er wieder zu erzählen.

*O ihr, die ihr im kleinen Boot, verleitet
Von Sehnsucht mir zu lauschen, nachgezogen,
Kehrt um, laßt an den Heimatstrand euch tragen,
Verlört ihr mich, so wäret ihr betrogen!*

Wie gut, daß ich die ›Medusa‹ besaß! An Land hielt ich es nicht aus. Ich fühlte die forschenden Blicke der andern, wenn ich in den Sitzungen jäh abschaltete und hinauswankte. Draußen nahm ich einen Doppelten, dann noch einen, fühlte mich wieder stark. Und konnte mich doch kaum auf den Beinen halten, keinen klaren Gedanken fassen, sah, wie meine Hände flogen, fühlte, wie kalter Schweiß mir über die Stirn rann.

Wie gut dann, daß Gertrud die Zügel fest in die Hand nahm, die Herren über den Sachstand informierte, alle Fragen beantworten konnte. Sie war mein zweites, mein besseres Ich. Sie verstand es, meine Unfähigkeit zu überspielen, den Aufsichtsrat abzulenken, die Herren des Vorstandes zu überzeugen, daß alles zum besten lief. Die hörten auf sie, waren von ihrer Sachkenntnis überwältigt, vergaßen mich. Ich flüchtete mich auf die ›Medusa‹. Käptn Bruhns wollte sich nach meinen Wünschen erkundigen, doch ich winkte müde ab, taumelte den Niedergang hinab, warf mich auf meine Kojen. Der Steward kannte mich schon, hatte vorgesorgt, im Schapp neben dem Kopfende meiner Kojen fand ich Bacardi, Scotch und Hennessy, seefest verstaut. Ich konnte mich bedienen.

Mitte Mai ging es nicht mehr mit mir. Gertrud kam zu einem Entschluß: »Ich habe dich bei den Herren krank gemeldet, werde solange deinen Part übernehmen.« Sie sah mich von oben her an: »Ich empfehle dir einen Seetörn. Laß dir frische Luft um den Kopf wehen!« Sie zuckte die Schultern. »Du hast es nötig.«

Ich setzte mich mit Käptn Bruhns zusammen: »Ich muß hier mal ganz raus! Hätten nicht auch Sie Lust, mal auf große Fahrt zu gehen?« Ich sah, wie es in seinen Augen aufleuchtete, konnte ihn gut verstehen. Mußte ja für ihn eine Zumutung sein, immer nur hier im Hafen zu liegen. Oder allenfalls mal so eine kleine Spritztour zu machen, nach Alsen oder Bornholm.

»Besorgen Sie die Seekarten der amerikanischen Nordostküste, Neu-England-Staaten, Neufundland, Lorenz-Strom –«

Jetzt sah er auf, überlegte kurz, erwiderte: »Wird gemacht! Und Uwe«, das war der Steward, »wird für den erforderlichen Proviant sorgen.« »Wann können wir auslaufen?« – »Am Montag.« Wir gingen von Skagen aus zwischen Schottland und den Orkneys in den Atlantik, konnten auf diesem Kurs auf Steuerbordschoten gut durchhalten, mußten erst vor Island auf den anderen Bug gehen. Das Wetter war, obwohl wir erst Mitte Mai hatten, durchaus erträglich, so daß wir ohne Zwischenfälle Neufundland erreichten. Wir liefen St. John kurz an, um Proviant und Brennstoff zu ergänzen. Dann ging es mit Motorkraft zur Belle-Isle-Straße, um von dort aus den

kleinen Hafen St. Augustin in Labrador anzulaufen. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Lachs zu angeln. Damit konnte ich bestimmt den Herren im Aufsichtsrat imponieren: »Kann Ihnen sagen, meine Herren, Lachse von achtzehn bis fünfundzwanzig Pfund. Sagenhaft, wie sie nach der Kunstfliege springen, dann kämpfen –« Ja, die sollten noch staunen, wenn Heiko Boje zu erzählen anfing!

Hatte mich in Neufundland erkundigt, war nach St. Augustin verwiesen worden. Dort sollte es gute Möglichkeiten auf Lachs geben. Sogar jetzt schon, Ende Mai. Allerdings noch nicht so wie im August, aber Grilse bestimmt.

In der Belle-Isle-Straße wollte uns Packeis die Durchfahrt verwehren, doch Bruhns fand unter Land eine Passage, auf der wir uns durchmogeln konnten und glücklich nach St. Augustin gelangten. Ein Nest, kann ich Ihnen sagen, fünfzig Holzhäuser und fünfzig Spitzbuben. Doch immerhin eine Schule und eine anglikanische sowie eine katholische Kirche.

Im Store – wo man vom Hosenknopf bis zur Haarpomade alles bekommen konnte – trafen wir einen tollen Typ: untersetzte Figur, zugewachsenes Gesicht, ein rot angehauchter Bart, aus dem zwei blaue, unternehmungslustige Augen blitzten. Er hörte, daß wir Deutsche waren, und sprach uns an. Stammte aus Deutschland, lebte seit einem Jahrzehnt mit seiner Frau hier irgendwo in der Wildnis und lud uns prompt ein. »Die Ketsch da draußen gehört Ihnen?« Er schnalzte mit der Zunge, musterte mich von Kopf bis Fuß, lachte dann: »Mann, so viel Peseten möchte ich auch haben, mir so ein Schiffchen zu leisten!« Er wies mit den Augen zu einem offenen Boot mit Außenborder. »Unsereiner muß sich mit so was begnügen.« Er zuckte die Schultern. »Nun, uns reicht's aus.« Er sah mir voll ins Gesicht. »Also, Mann, entschließen sie sich. Sobald Brigitte«, das war wohl seine Frau, »eingekauft hat, tuckern wir heimwärts. Und ohne uns finden Sie nicht zu uns hin.«

Bruhns fühlte sich getroffen: »Wir haben ausgezeichnete Seekarten!« Doch der Typ grinste nur: »Die mögen für die Gewässer vor der Küste gut sein, doch für die inneren Schären reichen sie nicht aus.« Er packte einen Riesenkarton und wuchtete ihn hoch. »Sie entschuldigen mich, ich muß einladen.«

Da standen wir und sahen ihm nach. Ein zierliches, blondes Persönchen tauchte auf, packte aber mit an wie ein Mann. Karton um Karton wurde in das Boot gehoben. Und Bierkisten O'Keefe! Das gab bei mir den Ausschlag. Ich wandte mich an Bruhns: »Lassen Sie klarmachen, wir fahren diesem Typ hinterher!«

Der war endlich mit Verladen fertig. Das blonde Etwas turnte ins Boot, setzte sich neben den Außenborder und tankte den nach. Der Zugewachsene, beide Arme bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen, kam herangeschlendert, sah, wie Bruhns auf die am Kai liegende »Medusa«

sprang. Der Typ blinzelte mir zu: »Alles klar?« Er winkte mit dem Kopf zu seinem Boot hin. »Das da ist meine Frau Brigitte.« Er kniff ein Auge zu, grinste mit dem andern. »Bei der Gelegenheit kann ich mich ja auch selbst vorstellen: Engel!« Der Bart zuckte. »Meine Freunde nennen mich Elmar.«

Wir schüttelten uns die Hände. Ich fühlte mich schon ganz als Mann der Wildnis. So schlimm konnte das mit der Wildnis ja wohl nicht sein, wenn es da ein so zartes Persönchen wie die Brigitte aushielt.

Elmar wandte sich um, warf mir über die Schulter zu: »Wir fahren also halbe Kraft, und Sie folgen uns – unauffällig!«

Die Tide war inzwischen umgekippt, jetzt lief der volle Ebbstrom. Und sofort sah die Bucht ganz anders aus als bei unserem Einlaufen. Da war sie als richtige Meeresbucht erschienen, jetzt kamen überall Sandbänke heraus, zwischen denen sich Elmar mühsam einen Weg suchte. Je stärker das Wasser fiel, desto deutlicher wurde, daß wir uns inmitten einer amphibischen Landschaft bewegten, dem vielverzweigten Mündungsgebiet des St.-Augustin-Flusses, das nur während der Flut vom Meer überlaufen war.

Bruhns atmete erleichtert auf, als wir dieses zweifelhafte Fahrwasser hinter uns hatten und in einen natürlichen Kanal einbogen, der sich scheinbar endlos zwischen den kahlen Felsmassen nach Westen zog. Horst, der eine unserer Hands, stand am Ruder und bemühte sich, genau dem Kielwasser zu folgen, das Elmars Außenborder hinter sich ließ. Bruhns hatte die Seekarte vor sich ausgebreitet, legte seinen dicken Finger darauf und verkündete: »Wir laufen jetzt durch den Rigolet.« Er blickte nach rechts. »Das hier ist Festland«, er wandte den Kopf nach links, »und dies eine langgestreckte Inselkette, die den Rigolet von der offenen See trennt.«

Er schnitt ein schiefes Gesicht. »Der Typ hat recht, hier zwischen dieses Schärengewirr hätte ich mich allein bestimmt nicht gewagt.« Sein Daumen tippte auf die Karte. »Sehen Sie sich dieses Klippen- und Schärengewimmel an. Sieht aus, als hätte einer ein paar Pfund Erbsen über die Karte gestreut.« Der Kanal, dem wir folgten, wurde gelegentlich enger, um sich dann wieder, wenn er von Quergräben gekreuzt wurde, nach beiden Seiten zu erweitern. Es sah aus, als sei die ungeheure Granitplatte, aus der dieses wilde Land bestand, von einer riesigen Axt kreuz und dann quer zerhackt worden. Und völlig kahl die Höhen, in deren Schründen – jetzt, Anfang Juni – noch Schnee lag. Nur in den Senken, wo der Sturm nicht hinreichte und sich etwas Humus hatte bilden können, wuchsen schmalbrüstige, seltsam verkrüppelte Fichten.

»Das Land, das Gott Kain gab, nachdem der seinen Bruder Abel erschlagen hatte.« Dunkel entsann ich mich, daß einer der frühen Entdecker diesen Satz gesagt hatte, als er diese Küste entlangsegelte. Das Land Kains –

Drei oder gar vier Stunden mochten vergangen sein, da bog das Boot vor uns hart nach Norden. Links öffnete sich ein Durchblick zur See, rechts ging es um ein steiles Vorkap herum in einen langgestreckten Fjord.

»Kecarpoui-Fjord«, las Bruhns auf seiner Karte ab. Jetzt wechselte die Szenerie schnell, vom Eis blankgeschliffene Schären, dahinter senkrecht aufragende Felswände aus sattrotem Granit und dazwischen tiefblaues Wasser, das sich schäumend an den Klippen brach. Dichter wurde der Fichtenwald in den Tälern, höher die Bäume. Im dunklen Blaugrün der Fichten die lichten Flecken von Birken; Weiden und Ebereschen, die gespenstisch ihre sperrigen Äste zum Himmel reckten. Dann weitete sich der Fjord nach links zur Bucht, in die in weißen Kaskaden ein Fluß mündete. Auf einer Felsnase, halb von Fichten und Birken verdeckt, das Dach eines groben Blockhauses.

Der vor uns gab Vollgas, ließ seinen Outborder aufheulen und preschte in schäumendem Bogen eine Runde um uns herum, schoß dann voraus und machte an einem Anleger unmittelbar vor der Blockhütte fest.

Durch den Fjord hatte uns die erste Welle der aufkommenden Flut geschoben, doch hier in der inneren Bucht war noch tiefe Ebbe, so daß jede Klippe aus dem Wasser ragte. Bruhns beorderte Karlchen, unseren zweiten Hand, nach vorn, um auf die Wassertiefe zu achten, und nahm jetzt selbst das Ruder. Der Motor lief nur noch mit wenigen Umdrehungen. Ganz sacht schob sich die »Medusa« auf den Steg zu.

»Zwei Faden!« sang Karlchen aus, der eifrig lotete, während Horst den Anker klar machte. Bruhns ließ die »Medusa« einen sanften Bogen beschreiben, stoppte nun den Motor. Und dann, als die »Medusa« keine Fahrt mehr machte, kam das Kommando: »Laß fallen Anker!« Ich sah, wie Horst den Stopper löste, polternd rauschte die Ankerkette aus. Wir waren da.

Begrüßung an Land durch Elmar und sein patentees Frauchen. Bier hatten sie kartonweise mitgebracht, über die härteren Sachen verfügten wir. Was soll ich sagen, für die anderen war es ein vergnügter Abend, für mich – wieder einmal – totales Besäufnis. Erst am dritten Tag war ich wieder vernehmungsfähig, doch es dauerte zwei weitere, bis ich wieder einigermaßen unternehmungsfähig wurde. Und auch das nur mit Einschränkungen.

Elmar hatte, als ich ihm etwas von Lachsfangen vorschwärmte, versprochen, mit mir einen Trail ins Inland zu machen, um dort an den Wasserfällen und Schwallstrecken des Kecarpoui-River zu angeln, doch schon nach einer halben Stunde Marsch sah er, was mit mir los war. War ja aber auch eine Zumutung, dieser Schlamm- und Stolperweg, den Elmar als gutgebahnten Trail bezeichnete. Über Wurzeln und Steine, jetzt eine Klippe hinauf, dann wieder zehn Schritte durch knietiefen Modder – nein, das war nichts für Heiko Boje. Der schnallte ab, setzte sich auf einen Stein und weinte leise in sich hinein. Nein, womit hatte ich das nur verdient!

Erst das laute Wassergeplätscher und das Triumphgeheul, mit dem Elmar das Anbeißen eines stattlichen Lachses begleitete, riß mich wieder hoch. Mann, da tat sich was: Bis zum Bauch stand dieser Elmar im Wasser, kurbelte, ließ nach, kurbelte, führte die Rute nach links, nun nach rechts.

Und der Lachs sprang wie ein junger Hund, mal hierhin, mal dahin. Das Wasser schäumte, die Flanke des Fisches blitzte in Regenbogenfarben. Toll, einfach toll!

Jetzt hatte Elmar den Lachs müde gedrillt, konnte ihn vorsichtig heranholen, Zug um Zug. Er schrie mir etwas zu, streckte die linke Hand nach hinten. Endlich begriff ich: den Kescher! Ich schnappte mir den, wollte zu Elmar, schätzte die Wassertiefe falsch ein und stand plötzlich bis an den Hals im eiskalten Wasser. Puh! Doch Elmar hatte schon den Kescher, unterfing den Fisch, watete zum Ufer.

Im Sturmschritt ging es heimwärts. Ich stolperte, bibberte und schnaterte. Als wir die Blockhütte erreichten, war ich völlig fertig, ließ mich mitsamt meinen nassen Plünnen auf eine Bank fallen. Bruhns und Elmar rissen mir das nasse Zeug vom Leibe, Brigitte, die sich kein bißchen genierte, flößte mir einen schauerlichen Schnaps ein. Irgendso ein selbstgebranntes Zeug wohl, so ein ›Moonshine‹?

Ich kippte rasch noch einen zweiten und dritten hinterher, spürte das Gesöff in meinen Eingeweiden brennen. Immerhin, es wärmte, und betäubte. Ich sackte weg, weit weg.

Bruhns und meine Jungs angelten von früh bis spät. Brigitte räucherte und pökelte: Lachs und Seeforellen, Saiblinge, Dorsch und Butt. Und ich verdämmerte die Tage bei der Hütte. Nur abends, am Feuer, wurde ich munter. Wenn ich ein paar Becher Rum hintergekippt hatte, wenn das ewige Zittern nachließ, dann taute ich endlich auf. Das Kienholz knackte und prasselte, unsere Schatten zuckten im Schein der flackernden Flamme gespenstisch an den Wänden hin. Elmar erzählte Schauergeschichten aus Labrador, von Bären und Caribous, von Bergindianern und stinkenden Fallenstellern. Mann, o Mann, wenn das alles wahr war! Aber er konnte erzählen, daß es einem kalt den Rücken herunterlief. Hörte sich alles phantastisch an, mußte aber doch wohl stimmen. Stand ja schließlich sogar in den Büchern, die er über seine Erlebnisse hier in der Wildnis geschrieben hatte. Toller Hecht, dieser Typ. Hatte tatsächlich Abi und Studium hinter sich, Brigitte übrigens auch. Verständlich, daß auch sie, die fließend drei Sprachen beherrschte, sich schon mit Erfolg schriftstellerisch betätigt hatte. Ich konnte nur staunen.

Eines Tages – wir mochten etwa drei Wochen dort im Fjord gelegen haben, hatte ich ein seltsames Erlebnis. Es war wieder einmal am Abend zuvor spät geworden, und ich hatte dementsprechend lange in den Tag hinein geschlafen. Als ich mich aus der Koje raffte, stand die Sonne schon hoch. Ich ermunterte meine Lebensgeister mit einem Doppelschluck aus der Pulle. Ah, dieser Bacardi schmeckte doch anders als das Zeug da in der Blockhütte. Nun wollte ich an Land, sprang zu Karl in unsere Gig und ließ mich von ihm zum Steg hinüberpullen.

Es war wieder einmal tiefe Ebbe, so daß die Schäre, die so etwa zwanzig

Meter seitlich des Stegs lag, meterhoch aus dem Wasser ragte. Unsere Gig glitt an der Schäre vorbei, und da – plötzlich war die Schäre aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich war mir sicher, daß ich sie aus dem Augenwinkel noch sehen mußte. Aber nein, da war nichts, keine Schäre, keine gegenüberliegende Felswand, nein, rein gar nichts.

Vorsichtig drehte ich den Kopf zur Seite. Da, jetzt tauchte die Schäre wieder in mein Blickfeld, aber spät, viel zu spät. Ich wagte das Experiment nochmals, doch es blieb dabei: mein Blickfeld war eingeengt, stark eingeengt sogar. Merkwürdig, daß ich das bisher nicht beobachtet hatte. Doch das hatte sich vielleicht ganz langsam so entwickelt? So langsam, daß ich es gar nicht bemerkt hatte; vielleicht auch deshalb nicht, weil ich unwillkürlich mit den Augen jedem seitlich entgleitenden Gegenstand gefolgt war.

Doch jetzt war ich aufmerksam geworden, setzte meine Versuche fort. Es ließ sich nicht leugnen, ich sah nur noch einen Ausschnitt von dem, was ich früher hatte wahrnehmen können.

Seltene Sache das. Darüber mußte ich mal in Ruhe nachdenken. Und nachdenken hieß bei mir: zuerst mal den Geist anregen, mit Alkohol, versteht sich.

*Hier stritt sich Tag und Nacht in Zwielfichtshelle,
Die Sehkraft konnte Fernes nicht durchdringen,
Doch scholl ein Horn mit schmetterndem Gegelle
So laut, wie nicht die stärksten Donner klingen,
Daß – um zu sehn, woher der Lärm entquollen, –
Die Augen dem Geräusch entgegengingen.*

Am nächsten Abend dann: es dämmerte schon, wir saßen so nett und gemütlich in der Hütte zusammen. Doch ich mußte noch einmal hinaus. Zu dem verschwiegenen Häuschen über der Grube mit dem Sitzbalken. War ja nicht weit bis dahin, fünfzig, sechzig Meter vielleicht, auf gut ausgetretenem Trampelpfad.

Ich kam auch glücklich dort an, erleichterte mich und trat den Rückweg zur Hütte an. Es war inzwischen Nacht geworden. Ich hörte den Wind in den Wipfeln rauschen, roch den Duft der Balsamfichten und spürte die verflochtenen Wurzeln unter meinen Füßen. Aber ich sah nichts!

Mein Gott, so dunkel konnte es in den paar Minuten doch nicht geworden sein? Ich hob das Gesicht, hätte jetzt vor dem helleren Himmel die Spitzen der Fichten erkennen müssen. Aber da war nichts, nur Nacht, nur Schwärze. Es durchfuhr mich: war ich etwa nachtblind? Das konnte doch nicht sein, ich hatte doch immer auch im Dunkeln gut sehen können. Und jetzt war ja noch gar nicht richtig Nacht, bestenfalls tiefe Dämmerung, kurz bevor die Sterne hervortraten.

Panik erfaßte mich. Ich wollte die Arme ausbreiten, mich an den Stämmen entlang auf dem Trampelpfad heimwärtstasten. Doch ich stolperte, stieß mit dem Gesicht gegen einen spitzen Ast, schrie auf. Und dann war es aus: irgendwer griff mit seiner Hand nach meinem Fuß, suchte mich festzuhalten. Ich strampelte, riß mich frei, rappelte mich hoch, stürmte los. Ein Keulenschlag vor den Kopf! Jetzt konnte ich sehen: sprühend verzischende Sterne! Doch gleich wieder Nacht, tiefe, rabenschwarze Nacht. Speißbrutenlaufen! Von links und von rechts schlugen sie zu, und immer mitten ins Gesicht. Ich hielt mir die Hände vor, schrie, schrie immer wieder: »Zurück! Zurück, sag ich! Weg da! Hört auf, hört doch auf, sonst –«

Grelles Licht in meinen Augen, eine Hand greift nach mir, eine feste, eine ruhige, eine gute Hand. Gott sei Dank! Da ist doch wenigstens einer, der zu dir hält! Das Licht – eine Taschenlampe. Jetzt eine zweite weiter hinten. Sie tanzt näher, beleuchtet den da vor mir, den, der meine Hand hält. Es ist Elmar, dieser Urwaldtyp. Und die zweite Lampe – ja, das ist Bruhns, der zuverlässige, treue Bruhns. Jetzt faßt er meine andere Hand, redet mir gut zu.

Ich verstehe nicht, was er da redet. Ist auch nicht nötig, genügt, daß

er da ist, mir hilft und mich stützt. Er und dieser zugewachsene Typ, Elmar heißt er ja wohl.

Sie fassen mich unter den Schultern, beleuchten mit ihren Lampen den Pfad. Die Beine knicken immer wieder unter mir ein, doch die beiden da an meiner Seite sind stark, stützen mich, tragen mich.

Die Hütte? Helles Licht flutet aus der offenen Tür. »Nein! Nein, ich will nicht da hinein!« Warum machen die nur so verkniffene Gesichter? Und jetzt sehen sie sich an, nicken sich zu, sind sich anscheinend einig. Ah, ich durchschaue euch! Nein, mir könnt ihr nichts vormachen. Habt alles schön ausgetüftelt, während ich da auf dem stillen Örtchen war. Vielleicht auch schon vorher, wie?

Ihr Halunken! Klarer Fall: dieser Käptn Bruhns ist auf mein Schiff aus. Ja, das wäre was für ihn: Charterfahrten mit Millionären, in die Karibik, in die Südsee. Und unterwegs verschwinden die, spurlos, in einer Sturmnacht gingen sie über Bord, unbemerkt.

Und Käptn Bruhns kassiert –

Verstehe ihn ja so gut –

Und diesen Elmarty auch: Der bekommt meine Reiseschecks, meine Diners-Club-Karte, meine Kreditscheine –. Das haben diese abgefeimten Burschen längst unter sich ausgemacht: »Ich das Schiff, du alles andere.« Aber ich, ich habe euch durchschaut. Mir könnt ihr nichts vormachen, ihr doch nicht!

»Ihr doch nicht!«

Ich kann mich losreißen, zur Seite springen. Doch ich sehe nichts, alles ist dunkel. Ich falle, falle, falle –

Dann ist es auf einmal wieder hell um mich. Ich bin in der Hütte? Liege auf der Bank? Über mir ein besorgtes Gesicht, ein Frauengesicht. Ah, Brigitte! Gut, daß du da bist, Brigitte. In Gegenwart einer Frau werden sie es nicht wagen. Nein, werden mich nicht umbringen, wenn du da bist.

»Halt! Geh nicht hinaus, geh nicht!«

Um Gottes willen, das hätte noch gefehlt. Möchte wetten, wenn du hinausgehst, bringen die mich auf der Stelle um.

Und wenn du wiederkommst, wiederkommst, dann – dann bin ich nicht mehr da. Einfach weg, verstehst du?

Bittesehr: Warum legt wohl Elmar – ja, Elmar, dein treusorgender Gatte! – warum legt der wohl schon wieder zwei Scheite auf das Feuer? Brennt doch hell genug? Gibt doch genug Hitze ab für diese kleine Hütte – Oder?

Na siehst du! Die sind bereit –

Kaum gehst du hinaus, werfen die mich ins Feuer, ins Feuer, daß ich verglühe, verzische. Und kommst du wieder, bin ich weg. Weg –

So einfach ist das. Für diese beiden. Wie bitte? Auch Uwe ist jetzt da?

Tüchtiger Steward, hat die Flasche Bacardi gleich mitgebracht. Mal einer, der weiß, was er seinem Brötchengeber schuldig ist.

Ja, Brigitte, gib mir das Glas, trinkt sich besser so, als aus der Pulle. Da verschluckt man sich zu leicht –. Das tut gut! »Noch ein Glas!«

Sie sehen sich an, zögern. Was ist denn los? Hört ihr nicht? »Na, wird's bald?«

Uwe zuckt mit den Schultern, tut, als wenn er's zu bezahlen hätte. Quatsch, geht doch auf meine Rechnung, Mann!

Hab's ja gleich gesagt: jetzt wird es schon besser. Viel besser. Jetzt seht auch ihr wieder lieb und gut aus. Käptn Bruhns, der wackre Sailor, Elmar, diese komische Urwaldtype. Und Uwe, na, der war ja immer ein lieber Kerl, denkt immer an alles, hat jede Pulle sofort zur Hand. Brigitte sitzt an meiner Bank und hält meine Hand. Ihre Lippen bewegen sich. Sie zählt! Wahrhaftig, sie zählt meinen Pulsschlag.

Und ist doch gar keine Krankenschwester. Aber sie spielt diese Rolle gut. Man glaubt sie ihr sogar. Prachtfrauchen!

Bruhns und Elmar haben miteinander getuschelt. Schon wieder Heimlichkeiten?

Jetzt erhebt sich Bruhns, Elmar sagt: »Und wenn Sie nicht St. Augustin erreichen können, dann versuchen Sie's über Wilson.« Er wirft einen Blick auf die Uhr. »Um diese Zeit pflegt Wilson am Funkgerät zu sitzen. Oder auch seine Frau Florence.« Er schiebt Bruhns einen Zettel hin. »Hier ist seine Welle.«

Bruhns hat es mit einem Mal eilig, reißt seine Schiffermütze vom Haken, verschwindet nach draußen.

Wilson? Ist das nicht der Hummerfischer, der drüben an der – richtig, an der Haha-Bay! – sein Settlement hat? Was haben sie denn mit dem nun wieder ausgeheckt?

War da nicht vom Funken die Rede? Ah, das liebe ich: einfach so, ohne mich zu fragen, in der Weltgeschichte herumzufunken! Natürlich, der Eigner bezahlt's ja, da kann der Herr Käptn Bruhns es sich leisten.

Wartet nur ab, bis ich wieder an Bord bin, da werde ich's euch schon zeigen!

Dann bin ich endlich eingeschlafen. Es war schon hell, als ich wieder wach wurde. Vom Durst! Von brennendem Durst, wie so oft. Brigitte brachte mir Kaffee, doch den konnte ich nicht bei mir behalten, habe eben einen schwachen Magen. Doch der Bacardi, der bekam mir, bekam mir gut. Merkwürdig, nicht wahr?

Wenn nur diese Angst nicht gewesen wäre! »Ich will nach Hause!« Ich packte Brigittes Hand. »Verstehen Sie doch, ich halte es hier nicht aus, bin krank, todkrank, muß ins Krankenhaus, gleich!«

Sie streichelte meine Hand, sagte ganz ruhig: »Elmar hat schon alles in die Wege geleitet.« Ich sah, wie sie tief durchatmete. »Es wird ein teurer

Spaß, Heiko.« Wie hübsch, daß sich hier alle Welt mit Vornamen anredet. Tat mir wirklich gut. Ich hörte darum kaum hin, was sie da sagte: über einen Hubschrauber, der von Sept Isle eingeflogen käme. Von Toronto sagte sie was, von einer Platzreservierung, 1. Klasse –

Ich hörte nicht auf die Worte, lauschte nur dem Klang ihrer Stimme nach. Eine warme, frauliche Stimme. Mütterliche Stimme, hätte ich gern gesagt. Doch sie hatte ja keine Kinder, diese Brigitte. Hier in der Wildnis –

Als die Wände wieder auf mich zukamen, als die Decke mich erdrücken wollte, das Feuer nach mir griff, als ich schrie, unter die Bank kriechen wollte, half sie mir wieder, diese Frau Brigitte. So eine, die in der Wildnis lebt, weiß doch gleich, wie einem zu helfen ist, hatte die Flasche sofort zur Hand –

Ich kann nicht sagen, wie lange ich in dumpfer Betäubung da gelegen habe.

Ich erwache von einem Motorendonnern. Es hört sich wie ein Hubschrauber an, kommt näher, sinkt zu einem dunklen Gebrumm, er stirbt schließlich.

Stimmen vor der Tür, Elmar, Bruhns, Uwe erkenne ich, doch da sind noch andere Stimmen. Die Tür schlägt auf, schwingt in ihren Lederangeln hin und her.

Die bekannten Gesichter, hinter ihnen zwei Fremde. Männer in signalroten Overalls? Ich begreife auf der Stelle: die wollen mich holen! In eine Anstalt, in eine Zelle mit dick gepolsterten Wänden. Hoch oben ein kleines Fenster, vergittert –

»Nein, nein, ich will nicht, will nicht!«

Der eine hat einen kleinen Koffer in der Hand, öffnet ihn, nimmt etwas Blitzendes heraus.

Eine Spritze?

Die wollen mich umbringen –

»Nein, nein!«

Ich schreie, tobe, wälze mich herum, will hoch. Doch die sind sich alle einig, packen zu, halten mich nieder. Und der mit dem Koffer tritt jetzt heran –

hat tatsächlich eine Spritze,

schlägt mir den Ärmel hoch,

reißt ihn einfach auf! Etwas Kaltes dann –

Es riecht nach Äther oder irgendsolchem Zeug –

Ein Einstich – »Au!«

Einmal noch ganz tief atmen –

ganz tief – und dann einschlafen –

schlafen –

*Schon überflog ein dröhnendes Gebrülle
Die trüben Wogen so, als ob vor Graus
Ein jedes Ufer tiefer Schreck erfülle.
Es klang wie beim Gewitter Sturmgebraus,
Wenn schwüle gegen kühle Lüfte wüten:
Den Forst zerpeitscht es, Äste reißt es aus,
Rast ungehemmt, jagt vor sich Blatt und Blüten...*

Widerlich, dieses knatternde Donnern des Helikopters. Da soll ein Mensch in Ruhe schlafen können? Nicht einmal mit der Spritze, die der Luftarzt – haha: Luftarzt! – mir verpaßt hat, ist das möglich. Ein paar Minuten bin ich weg gewesen, habe nicht gemerkt, wie sie mich auf dieser Liege festgeschnallt und in die Maschine gebracht haben. Doch kaum startet der Pilot, so brüllen die Windmühlenflügel los. Windmühlenflügel! Ho, ich werde gegen sie anreiten, wie Don Quichote: bei Sant Jago! Drauf und dran!

Doch reite mal an, wenn sie dich am Sattel festgeschnallt haben, du die Hände nicht freikriegen, auch dem Gaul, dieser Rosinante, nicht die Sporen geben kannst. Machtlos hängst du da auf dem Schinder, der unter dir losgaloppiert, weißt nicht, wohin. Jetzt setzt er über die Mauer, die ist verdammt hoch, ein kahler Bergrücken aus rotem Granit. Hoppla, beinahe wären wir in die Hecke gekracht, die sie gleich dahinter aufgebaut haben, aus struppigen Fichten. Und jetzt geht's über den Wassergraben, Mann, ist der breit, mindestens zwei Kilometer. Was die sich gedacht haben, als sie den Parcours aufbauten –

Nun wird mir wieder schwindlig. Seekrank bin ich, von diesem Schaukelgalopp der Rosinante, muß würgen, würgen.

Sancho Pansa, wo bist du?

Ja, dich meine ich, Uwe.

Machst dich gut als Steward,
aber ich durchschaue deine Maskerade,
bist Sancho, Sancho –

Er hält mir eine Schale vor den Mund, ich kann mich erleichtern. Der Arzt, dieser Typ im signalroten Overall, hält meinen Kopf, fühlt jetzt meinen Puls.

»Durst, ich muß sterben!«

Sie wechseln einen Blick, der Signalrote nickt, Sancho Pansa greift hinter sich, hält mir ein Glas mit Wasser hin.

Will kein Wasser! Nein, das stillt nicht meinen Durst. Ich will, ich muß –

Ha, das ist kein Wasser! Rieche es jetzt: Bacardi, herrlich klarer Rum, Superior, light, dry –

Seht ihr, gleich ist mir besser.

Danke, Sancho Uwe! Bist ein braver Kerl.

Und die Windmühlenflügel da oben interessieren mich nicht mehr. Sollen sich drehen, soviel sie wollen –

Soll mich nicht stören,
will schlafen.

Ich werde wach, als das Windmühlengeknatter im Ton absinkt, zum Flüstern wird und endlich erstirbt.

Wo sind wir? Sept Isle?

Irgendso ein Nest am St.-Lorenz-Strom. Nein, an der Bucht, ist ja aber auch völlig egal.

Sie tragen mich in die Abfertigung. Riesenhalle aus Glas und Beton. Warteräume, Bars, Restaurants –. Aber menschenleer! Ausgestorben –.

Was sagt der Uwe? »War früher mal ein wichtiger Flughafen.« Als noch die Erzwerke in Betrieb waren? Soso, aber jetzt nicht mehr. Sieh an, Sept Isle hat schon ein Drittel seiner Einwohner verloren. Verloren! Man muß sich wundern, was so alles verloren gehen kann. Sogar ein Drittel der Einwohner! Na, hoffentlich werden die im Fundbüro abgegeben, wenn sie jemand findet –

Ob ich wieder in der Lage bin zu gehen? Komische Frage, Doc. Da sehen Sie selbst: es geht! Natürlich ein wenig wacklig. Bin ja auch krank, nicht wahr? Sehr krank sogar, das wissen Sie ja besser als ich, Doc.

Sie frühstücken, der Doc und Sancho Uwe. Mich ekelt das an, mag gar nicht hinsehen, wie sie mümmeln und mampfen. Widerlich. Daß diese Menschen immerzu essen müssen –

Dummheit frißt, Intelligenz säuft!

Ein Glas Bacardi, bitte! Danke, Uwe, tat mir gut.

Soso, die Linienmaschine nach Montreal ist schon vor einer Stunde weg. Erst am Spätnachmittag fliegt wieder eine. Früher war das mal anders, da flogen sie stündlich nach Montreal, Toronto, Halifax, Dear Lake –

Jetzt nur noch nach Montreal, zweimal am Tag. Das nennt sich dann Fortschritt! Daß ich nicht lache –. Doch sie haben für mich eine Sondermaschine gechartert, obwohl das, wie der Doc sagt, nicht ganz billig ist.

Von mir aus! Die paar hundert Dollar? Machen mir doch nichts aus. Heiko Boje hat Kredit, überall auf der Welt, auch hier in Sept Isle; sogar hier, wo ein Drittel aller Häuser leer steht. »For sale«! Mann, da könnte man zu Spottpreisen aufkaufen. Aber an wen verkauft man dann weiter? Immobilien! Heißt Unbewegliches! Ja, wenn man diese Häuser, Hallen und Büropaläste nach Toronto versetzen könnte. Oder nach Detroit, besser noch nach Calgary oder Edmonton. Mann, das wäre ein Geschäft, fünfhundert Prozent Gewinn!

Aber ist nicht, mein Lieber! Immobilien! Unbeweglich festgenagelt hier in Sept Isle. Zwanzig Jahre weiter nur noch Ruinen –. Eben: Immobilien –

Ich aber, ich bin mobil. Weil ich Boje heiße und Kredit habe.

Da, meine Sondermaschine ist startklar, ein zweimotoriger Jet oder wie sie das Ding nennen. Ich kann sogar selbst die paar Schritte laufen. Bitte sehr: bin mobil!

Feines Maschinchen und nette Leute. Der Signalrote sitzt neben mir, Uwe hat sich mitsamt Gepäck hinter mir eingerichtet.

In Montreal noch einmal dieses Umsteigemanöver, aber ich bekomme das nicht recht mit, habe abgeschaltet, sehe alles hinter einem Schleier.

Von Montreal flogen wir, wie Uwe mir hernach berichtete, nach Toronto. Da ist mehr los als bei uns in Hamburg. Ein Betrieb wie bei der U-Bahn, alle paar Minuten ein Zug. Aber nicht nach Bergedorf oder Sankt Pauli, nein, hier geht es nach New York, San Francisco, nach London, Rio.

Die wußten da, was mir zukam, brachten mich standesgemäß unter, in der Halle für V.I.P. Hier haben nur ›Very Important Persons‹ Zutritt. Und dazu gehöre eben ich.

Käptn Bruhns hat gut vorgearbeitet. In der 1. Klasse fliege ich. Außer meinem Steward Uwe wird mich ein Arzt begleiten, ein anderer, an den mich der Signalrote übergeben hat. Netter Kerl, dieser Doc, das habe ich gespürt, kaum daß er mir vorgestellt wurde.

Wir sind nur zu dritt in der 1. Klasse. Alles andere Volk fliegt ›Commercial‹; oder hat gar auf ›Apex‹ oder ›ABC‹ ein Vierteljahr vorgebucht. Soll nur halb so viel wie Commercial kosten.

Na ja, das ist für Leute, die rechnen müssen. Heiko Boje braucht nicht zu rechnen.

Als wir in Frankfurt ankamen, wartete schon ein Empfangskomitee auf mich. Ich begriff nicht gleich, was die von mir wollten, dachte, sie seien gekommen, mich medizinisch zu betreuen, vielleicht in eine Klinik zu begleiten. Aber nein, davon wollten die nichts wissen. Zwei gehörten zur Staatsanwaltschaft, taten sehr förmlich, zogen mit mir in irgend so ein amtliches Büro. Uwe zuckelte brav hinter mir her, um gleich zur Hand zu sein, falls ich wieder Durst bekam.

In dem Büro wartete einer, den ich schon kannte: der Vorsitzende unseres Aufsichtsrats. Nett von dem Mann, mich hier schon in Empfang zu nehmen!

Doch dann verschlug es mir die Sprache. Sie eröffneten mir, daß die ›Holsten-Marina‹ gegen mich Strafanzeige erstattet habe. Wegen Untreue, fortgesetzten Betruges, Veruntreuung öffentlicher Mittel und, und, und –

Davon, daß ich schwerkrank war, wollten sie nichts wissen. Das stünde nicht zur Debatte. Für sie gehe es nur um die strafbaren Handlungen, die ich begangen hätte. Ich solle mir einen Anwalt nehmen und mich jederzeit für die weiteren Ermittlungen bereithalten.

Diesmal war ich geradezu froh, daß mich wieder das Zittern überfiel. Nein, meine Herren, ich habe andere Sorgen als Sie! Sehen Sie nicht, wie es mir geht? Und da belämmern Sie mich mit derartigen Lappalien?

Ich brach zusammen, mußte die Reise nach Lübeck im Notwagen der Johanniter bewältigen. Ein Notarzt begleitete mich. Sancho Uwe ritt auf anderem Weg nach Hause –

*Drum denk ich, daß es besser um dich stünde,
Wenn du mir folgst, daß ich dir Rettung leihe
Als sichrer Führer durch die ewgen Gründe.*

Ich hatte mir den Staranwalt unserer Region als Verteidiger genommen. Ich muß sagen, der Mann enttäuschte mich. Ich hatte erwartet, der werde von Anfang an darauf hinarbeiten, mich freizupauken. Aber der winkte, nachdem er die Akten durchgesehen hatte, gleich ab.

»Will zufrieden sein, wenn es mir gelingt, Ihre Ehefrau aus der Sache herauszuhalten. Doch was Sie selbst betrifft, Herr Boje, so kann ich nur versuchen, das Strafmaß so weit wie möglich herunterzudrücken.«

Gemütsmensch! Ich hatte ihn angeheuert, damit er mich verteidige. Und was sieht er als seine Hauptaufgabe an? Gertrud da herauszuhalten!

Leider erkannte ich zu spät, daß dieser Mensch überhaupt nicht begriffen hatte, daß es um mich und nicht um Gertrud ging. Erst sehr viel später kam mir die Frage, ob nicht wieder einmal Gertrud ihren Charme hatte spielen lassen. Tatsache ist, daß der Staranwalt Gertrud aus allem herauszuhalten verstand. Sie trat bei den Verhandlungen überhaupt nicht in Erscheinung. Es war immer nur von Herrn Heiko Boje die Rede.

Das Plädoyer des Staatsanwalts war eine rhetorische Meisterleistung: daß ich zweckgebundene Bundesmittel nicht zweckmäßig verwendet hätte; daß ich – getarnt durch mehrfache Umbuchungen – öffentliche Mittel für mich persönlich verbraucht hätte. Der Mann ging so weit zu behaupten, auch die »Medusa« hätte ich aus solchen Mitteln finanziert, die Besetzung aus öffentlichen Mitteln besoldet.

Erfrischend für mich war einzig und allein, daß auch der Aufsichtsrat der »Holsten-Marina« einen Denkartel verpaßt bekam. Wie ich später erfuhr, hatte das sogar eine Umbildung dieses ehrenwerten Gremiums zur Folge.

Doch was half mir das? Für mich beantragte der Staatsanwalt am Ende seiner wortreichen Philippika drei Jahre Haftstrafe. Daß ich natürlich auch alle durch mich verschuldeten Schäden zu begleichen hätte, wurde nur so am Rande erwähnt.

Und dann hatte noch einmal mein Staranwalt das Wort. Und wie er das ausnutzte! Seine Gestik war sehenswert, sein Mienenspiel bühnenreif. Aber schon nach drei Sätzen merkte ich, daß er nur für die eifrig mitschreibenden Pressefritzen seine Schau abzog. Es ging ihm überhaupt nicht um mich, es ging ihm nur um seine eigene Glanzrolle.

Und dafür hatte ich nun diesen teuren Staranwalt engagiert. Nein, da hatte ich meine Perlen wohl vor die Sau geworfen! Ich war erstaunt, daß er mit seinem Auftritt offenbar doch noch dem Gericht imponiert hatte. Denn statt der vom Staatsanwalt beantragten drei Jahre wurde mir nur ein Jahr aufgebremmt. Mildernde Umstände, Alkohol –

Mein Staranwalt sah mich strahlend an: »Zufrieden, Herr Boje?« Er

setzte sein Erfolgsgesicht auf, weil ein Pressefotograf sein Objektiv auf ihn richtete. Dann, nachdem es geblitzt hatte, fand er wieder für mich Zeit. »Was meinen Sie, Herr Boje, wollen wir in die Berufung gehen?«

Doch ich hatte die Sache satt und trollte mich. Erst zu Hause – nach einem doppelten Cognac – wurde mir klar: Mann, diese Verurteilung bedeutete ja, daß du auch noch die zwei Jahre, die zur Bewährung ausgesetzt waren, jetzt absitzen mußt!

Drei Jahre! Drei Jahre insgesamt, zwei von damals und dies jetzt dazu – Schon ein paar Wochen später mußte ich antreten. Die wollten an mir wohl ein Exempel statuieren. Heiko Boje und Knast!

Das paßt einfach nicht zusammen. Aber was fragen die nach Stil und Lebensart. Nehmen dir deinen maßgeschneiderten Zweireiher weg, stecken dich in so einen lachhaften Pyjama. Wenn die Farben wenigstens noch frisch wären. Aber nein, das Zeug ist ausgewaschen und verblichen. Wie ein Staat, der doch sonst auf Reputation hält, sich derart blamieren kann.

Geregelter Tageslauf! Daran muß man sich auch erst noch gewöhnen. Schlafen, Aufstehen, Essen, Rundgang, Beschäftigung – genau nach der Uhr, Schema F. Wenn sie wenigstens auch einen anständigen Cognac nach genauem Fahrplan ausgeschenkt hätten!

Da saß ich nun, allein mit meiner Angst. Das Fenster hoch über mir war Gott sei Dank vergittert. Da konnte also niemand einsteigen, um mir eins über den Schädel zu braten. Hier war ich auf Nummer Sicher.

Dachte ich! Bis mir die Wände auf den Leib zu rücken begannen, von allen Seiten zugleich. Und keine Möglichkeit zur Flucht, nicht einmal zum Ausweichen. Von hinten schob es mich, von beiden Seiten rückte es heran. Ich wurde nach vorn gedrängt, gegen die Mauer unterhalb des Fensters gequetscht. Da hing ich nun, stemmte mich mit beiden Händen gegen die Wand ab, um nicht erstickt zu werden. Vergebens versuchte ich, mich zum Fenstergitter hinaufzuziehen, schrie, schrie –

Dann waren die Wärter da, hielten mich, sprachen auf mich ein. Ein Mann in weißem Kittel, ein Arzt? Den Ärmel hoch, Arm abgebunden, Spritze! Sie legten mich auf die Pritsche, hielten mich, bis ich es aufgab, mich fallen ließ, ins Bodenlose, ins Nichts.

Doch wenn die Spritze zu wirken aufgehört hatte, wenn ich wieder zu mir gekommen war, dann ging das böse Spiel von vorne los. Bis ich wieder schrie und tobte, die Wärter kamen, der Arzt mit der Spritze.

Es war die Hölle.

Nicht einmal im Knast hatte man seine Ruhe, im Gegenteil. Es waren schlimme Wochen –

Nun, am Ende ging auch das einmal vorbei. Die Wände hatten ihre Kräfte verpulvert und ließen mich in Ruhe. Ich bekam sogar Appetit, aß wieder vernünftig, nahm langsam zu. Bei Licht besehen: ich hätte froh sein können und dankbar; dankbar, daß diese entsetzlichen Entzugserschei-

nungen nun hinter mir lagen, ich endlich wieder ohne Alkohol leben konnte.

Ich war übergücklich, als sie mich – wegen guter Führung – lange vor Ablauf meiner Haftstrafe entließen.

Ich hätte sofort zu Gertrud fahren, mich vom Alkohol enthalten und mit Gertruds Hilfe ein neues Leben beginnen sollen. Aber nein: gleich in der nächsten Eckkneipe setzte ich mich fest und betrank mich sinnlos. Als ich – am dritten Tag – bei Gertrud ankam, stand es schlimmer mit mir als je zuvor. Durst, Angst, Zittern und Schweiß. Traudel machte einen weiten Bogen um mich, als ich ihr einen Kuß aufdrücken wollte. Sie stieß sich von mir ab: »Vati, du stinkst!« Das traf mich, tat mir weh, daß meine eigene Tochter nichts von mir wissen wollte.

Auch Gertrud hatte wenig Zeit für mich. Bei der ›Holsten-Marina‹ hatte sie sich leider nicht halten können. Der Name Boje hatte bei dieser Firma – nach meiner Verurteilung – einen üblen Ruf. Immerhin hatte man Gertrud so gute Zeugnisse erteilt, daß sie bei einem Lübecker Makler eine gut bezahlte Anstellung hatte finden können. Natürlich hatte sie unsere Penthouse-Wohnung an der See aufgeben müssen, dafür aber in Bad Schwartau, also vor den Toren Lübecks, eine alte, aber respektable Villa mieten können.

Hübsches Städtchen, dieses Bad Schwartau, bei dessen Namen man immer gleich an Pflaumenmus und Marmelade denken muß. Die Wiesen an der Schwartau, der alte Buchenwald und vor allem auch der Yachthafen an der Trave – ich hätte das alles so recht genießen können. Aber dann machte ich eine böse Entdeckung: man mochte mich hier nicht leiden!

Sobald ich mich auf der Straße sehen ließ, ging es los. Die Büsche in den Vorgärten peitschten mir ins Gesicht, die Bäume schlugen nach mir aus. Ganz recht, mit Füßen, die sie aus der Erde zogen; mit denen sie mir dann vor das Knie traten, daß ich stolperte, mich am Zaun festhalten mußte. Ein paar Tage später hatten sie einen neuen, ganz gemeinen Trick heraus, traten mir von rückwärts in die Kniekehlen, so daß ich unverhofft zusammenknickte. Ich suchte mein Heil in der Flucht, rannte los. Doch nach fünfzig Schritten war es aus, ich mußte mich am Zaun entlang weiterziehen, taumelte schweißüberströmt in den ›Gemütlichen Otto‹.

Am nächsten Morgen das alte Trauerspiel: Brennen, Würgen, Durst. Gertrud sitzt mir gegenüber, schlürft genüsslich ihren Kaffee. Sie braucht heute nicht ins Büro, weil Sonnabend ist. Jetzt reicht sie mir die Zeitung herüber, tippt da auf eine Stelle, sagt: »Lies das mal, könnte für dich interessant sein!«

Meine Hand spielt wieder verrückt, die Zeitung bibbert wie wacklige Götterspeise. Ich muß das Blatt auf den Tisch legen, mit der Untertasse beschweren.

Lokalteil? Vereinsnachrichten?

Gertrud tippt auf eine Mitteilung ziemlich unten: »Das da!« »Die Anonymen Alkoholiker treffen sich heute abend um 20 Uhr im Gemeindehaus und so weiter...«

Ich bin verblüfft, was es so alles gibt.

»Anonyme –«, ich lasse mir das Wort auf der Zunge zergehen, – »anonyme Alkoholiker!« Ich haue mit der Faust auf den Tisch. »Was soll der Quatsch? Warum nennen die sich anonym? Und wenn sie anonym bleiben wollen, warum setzen sie dann diese Anzeige in die Zeitung? Das paßt doch nicht zusammen: anonym und Zeitung!«

Gertrud zuckt die Schultern. »Trotzdem! Du solltest einfach mal hingehen, dir das ansehen. Es ist ja nicht weit, höchstens zehn Minuten.« Sie sieht mich von der Seite an. »Oder soll ich dich lieber begleiten? Damit du nicht versehentlich im ›Gemütlichen Otto‹ landest?«

Jetzt langt's mir! Nun werde ich natürlich nicht hingehen. Oder vielleicht gerade doch? Nun erst recht? Habe ich etwa Angst vor denen? Wäre ja noch schöner. Und plötzlich höre ich mich sagen: »Na gut, von mir aus. Kann mir ja mal diesen komischen Verein aus der Nähe ansehen.«

Das Gemeindehaus kenne ich, vom Vorbeigehen. Drin bin ich noch nicht gewesen, wohne ja erst seit ein paar Wochen hier. Jetzt juckt mich die Neugier: Anonyme! Denen will ich doch mal in die Karten gucken.

Ein Gang, recht schmal, scheint mir. Plötzlich erschrecke ich, muß stehenbleiben. Da an der Decke die Lampe: noch mindestens fünf Schritte, bis ich unter ihr bin, sie nicht mehr sehen dürfte, wenn ich geradeaus blicke. Aber ich kann sie schon jetzt nicht mehr sehen, weiß nur, daß sie da brennt, weil hier vor mir alles hell ist. Doch sie selbst sehe ich nicht mehr. Erst wenn ich den Kopf hebe und direkt zu ihr aufsehe.

Und auch links und rechts ist alles weggewischt. Der fromme Spruch da links: weg, lange bevor ich daran vorbei bin.

Richtig, dort in Labrador fiel mir das zum ersten Mal auf, als wir da in Kecipoui in der Gig saßen. Aber jetzt ist das noch viel auffälliger. Ich hebe die Hand, strecke den Daumen hoch, bewege ihn nach rechts – weg; jetzt nach links – auch schon weg!

Was ist da los? Ich sehe nur noch einen Kreisausschnitt der Welt? Erinnerung springt mich an: Ich war damals ein Junge noch, in unserer Straße wurden neue Kanalisationsrohre verlegt. Ich stand und sah zu, wie der Kran so ein Ding anhub. Jetzt war es vor mir, ich konnte gerade hindurchsehen, ging mit dem Kopf dichter heran. Da ganz hinten, am anderen Ende: die beiden Türme des Doms! Rundherum alles schwarz, nur da am Ende der Röhre der runde Bildausschnitt mit den Türmen.

Und so sehe ich jetzt die Welt, durch eine Röhre; nur den Ausschnitt da gerade vor mir, genau vorn. Verrückte Sache, müßte gelegentlich mal –

Links, hinter der Tür, die da sein muß, haben sie zu singen begonnen, einen Choral, vierstimmig. Da übt also der Kirchenchor. Doch da vorn

rechts steht eine Tür halb offen, davor ein Kleiderständer, Mäntel und Hüte daran, beiderlei Geschlechts! Als ich näher komme, höre ich Stimmengemurmel. Das müssen die Anonymen sein –

Hängte also auch meine Plünnen da an die Haken, trat unauffällig ein. Eine gemischte Gesellschaft: zwei Herren in Schale, ein halbes Dutzend andere in Jeans und Rollkragenpulli. Damen der sogenannten besseren Gesellschaft in gepflegter Aufmachung, eine pummelige Dicke, die nach Kohl und Lauch duftet, drei verblühte Jungfern, denen man die ›Schreibkraft‹ anmerkt, und noch ein paar undefinierbare. Merkwürdig, beinah so viele Frauen wie Männer.

Da von mir zunächst niemand Notiz nahm, konnte ich mich erst mal umsehen und lange Ohren machen. Die beiden Gutbetuchten da drüben unterhielten sich in Medizinerchinesisch über Suchtgefahren. Soweit ich mitbekam, ging es aber nicht um Alkohol, sondern um Drogen. Links von mir tauschten drei mütterliche Typen Rezepte über Auflaufgerichte aus. Hinter ihnen schwärmte eine Oma einer anderen vor, wie altklug doch ihr Enkelchen sei. Und die beiden sportlichen Mittdreißiger rechts fachsimpelten über die Bundesliga.

Lauter banales Zeug also. Was hatte das mit ›anonym‹ zu tun? Plötzlich, wie auf ein unhörbares Kommando, setzten sich alle um den langen Tisch. Um nicht aufzufallen, krümelte ich mich dazwischen, kam zwischen einen abgemagerten Vierziger zu sitzen und eine dezent zurechtgemachte Blondine, die ich als Verkäuferin einschätzte.

Und dann ging's los. Jeder stellte sich vor, nicht wie üblich, sondern auf ganz verrückte Art. »Ich heiße Egon und bin Alkoholiker.« Komischer Beruf, nicht wahr? Doch schon lispelte die Dicke neben ihm: »Ich heiße Marlies und bin Alkoholikerin«. Jetzt verkündete mein dürrer Nebenmann: »Ich heiße Karlheinz und bin Alkoholiker.«

Und nun sehen alle auf mich, ich bin an der Reihe. Was bleibt mir also übrig? »Ich heiße Heiko und bin Alkoholiker.«

Peng! Das war mir ungewollt herausgeschossen, stimmte ja überhaupt nicht. Ich und Alkoholiker! Aber so ist das eben: Fünf haben es gesagt, und prompt macht der sechste mit. Mitzieheffekt nennt man das wohl. Beim Halt vor der Verkehrsampel hat man das beobachtet. Fährt einer an, dann fahren auch alle andern mit. Auch wenn ihre Ampel noch Rot zeigt.

Aber wartet, das werde ich nachher schon richtigstellen. Wenn alle durch sind und ich zu Wort komme. Doch jetzt hat die blonde Verkäuferin auf meiner anderen Seite das Wort: »Ich heiße Käte und bin alkoholabhängig.« Endlich mal ein wenig Abwechslung. Daß eine Verkäuferin so originell sein kann. Ich muß sie mir mal unauffällig von der Seite betrachten. Alkoholabhängig? Nein, danach sieht sie wirklich nicht aus. Der Dürre rechts von mir, dem möchte ich's zutrauen. Der hat sich das Essen abgewöhnt, ernährt sich nur noch flüssig. Aber diese gepflegte

Blondine? Nein, der nehme ich das nicht ab, die hat nichts mit dem Alkohol. Die hat sich wohl auch nur – genau wie ich – hier eingeschmuggelt, um mal diesen Anonymen auf die Finger zu sehen. Doch weiter ging es in der Runde: »Ich heiße... ich bin...« – »Ich heiße... ich bin...« Einer wie der andere, es wurde allmählich langweilig.

Dann wurde so etwas wie eine Tagesordnung aufgestellt oder doch so eine Rednerliste. Wohl damit nicht alle zugleich redeten. Keine hochgestochene Thematik, nein, um ganz alltägliche Fragen ging es. Von gefährdeten Kindern war die Rede, und wie ein Alkoholiker es vermeiden könne, daß... oder ob es nicht besser sei, den Kindern offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, jedenfalls von einem gewissen Alter an. Ich mußte an Traudel denken und wie sie ›Vati, du stinkst!‹ zu mir gesagt hatte.

Dann kam Käte zu Wort, die blonde Verkäuferin. »Letzten Sonntag, so gegen Abend, da war's mal wieder ganz schlimm bei mir. Glücklicherweise konnte ich Marlies telefonisch erreichen, die half mir über die Runden.«

Der mit der silbergrauen Weste dann: »Danke der Nachfrage, liebe Freunde!« Er lächelte in die Runde. »Fünf Wochen habe ich es jetzt geschafft. Mit der Hilfe der Freunde!« Er zuckt die Schultern. »Ihr wißt ja alle, allein schafft es keiner.«

So, jetzt haben sie ihre Rednerliste durch, alles abgehakt. Da tippt mir der Dürre auf den Arm: »Du bist doch heute zum ersten Mal hier?« Ich fahre herum. »Allerdings, las in der Zeitung...« Er nickt mir zu. »Ich verstehe, du wirst auch nicht allein mit deinen Problemen fertig.« Er runzelt die Stirn, überlegt. »Heiko, wenn ich mich nicht irre?«

Was geht den das an, wie ich mit Vornamen heiße! Doch halt, ich hatte mich vorhin ja mit dem Vornamen vorgestellt, genau wie alle anderen. Hatte im Chor der Wölfe mitgeheult, im Chor der anonymen Wölfe. Doch Karlheinz – so hatte er sich vorhin genannt – redet schon weiter: »Schon lange Alkoholiker?« Ich war sprachlos. Was denkt sich nur dieser Karlheinz? Ich- und Alkoholiker? Und selbst wenn, was geht ihn das an! Lauter als gewollt sage ich: »Nein!« Doch er tut, als spüre er meine Abwehr nicht, lächelt scheinheilig, erkundigt sich: »Schulden?« Ich haue mit der Faust auf den Tisch: »Nein!« Unmerklich schüttelt er den Kopf, bohrt hartnäckig weiter: »Dann steht in der Familie sicher alles zum besten?« Diesmal hat er es ganz sachlich gesagt, so wie eine Tatsachenfeststellung, über die es keinen Zweifel geben kann. Da kann ich ihm mit gutem Gewissen versichern: »Selbstverständlich!« Doch innerlich gibt es mir einen Stich: ›Vati, du stinkst!‹

Bloß gut, daß dieser Karlheinz jetzt von sich selber zu erzählen anfängt. Industriekaufmann, leitende Stellung in einer großen Brauerei. Angenehmes Betriebsklima da, und Bier zu einem Spottpreis für alle Beschäftigten. Na ja, da gewöhnt man sich dann so peu à peu an den Alkohol, geht schließlich auch zu härteren Sachen über. Und immer nette Kumpels. Bei ›17 und 4‹, Poker, auf dem Rennplatz. Am Ende dann Schulden,

Schulden, Schulden. Ehe kaputt, Kinder weg, Freund Alkohol allein kann trösten. Bis eines Tages der Onkel Doktor sagt: Machen Sie so weiter, Mann, und über's Jahr muß ich Ihnen den Totenschein ausstellen! Wie bitte? So schlimm steht es?

Selbstmordversuch mißlungen –

Klinik, nach zehn Wochen als trocken entlassen. Und prompt wieder rückfällig.

»Bis ich dann, ganz zufällig, Egon kennen lernte.« Er weist mit den Augen auf den unauffälligen Typ am anderen Ende des Tisches. »Der nahm sich meiner an, half mir, führte mich in die Gruppe ein. Erst schaffte ich es, einen Tag trocken zu bleiben, dann zwei...«

Dies Gequassel ödet mich an. Interessiert mich doch nicht, daß dieser Karlheinz so abgeoffen war. Was geht mich das an? Ich habe mit mir selber genug zu tun, brauche diese – wie nannte er das doch? – diese Selbsthilfe-gruppe nicht. Ich gebe gern zu: wenn ich so hoffnungslos dem Suff verfallen wäre wie er, dann hätte ich wahrscheinlich fremde Hilfe nötig.

Aber ich, ich werde mit dem Alkoholproblem ganz gut alleine fertig.

Eingebildetes Volk hier! Nein, Heiko, hier bist du an die Verkehrten geraten. Mußt zusehen, wie du dich hier unauffällig verdrücken kannst.

»Entschuldigen Sie bitte, ich muß mal raus.« Ich tue so, als wenn ich auf die Toilette wollte. Doch kaum habe ich die Tür hinter mir ins Schloß gezogen, da habe ich auch schon Hut und Mantel gegriffen, kurve um die Ecke. »Tschuß, meine verehrten Anonymen! Ihr seid für mich nicht die passende Gesellschaft.«

Im ›Gemütlichen Otto‹ kippe ich erst mal einen doppelten Cognac, um mich zu erholen. Und nun muß ich doch noch lachen: »Ich heiße Heiko und bin kein Alkoholiker!« Prost! Und darauf dann gleich noch einen Doppelten. Siehst du, schon wird mir wieder wohler.

Dieser Saufbruder, den sie alle Oskar nennen, wälzt sich auf den Barhocker neben mir. Seine Augen sind glasig, seine Finger trommeln nervös auf die Thekenplatte. Der Wirt wirft ihm von der Seite einen mißtrauischen Blick zu: »Na, Oskar, nichts mehr im Portemonnaie?« Oskar rutscht unruhig hin und her, nuschelt Unverständliches. Tut mir leid, der Mann, alle hacken auf ihm herum. Also tippe ich ihm auf die Schulter: »Es gibt doch noch gute Freunde auf dieser Welt, Oskar.« Und an den Wirt, von oben herab: »Einen Doppelten auch für Oskar!«

Doch dann sticht mich der Hafer: »Hör mal, Oskar, laß dir einen guten Rat geben: Wenn du gegen den Alkohol nicht mehr ankannst, dann mußst du zu den Anonymen Alkoholikern gehen.« Er glotzt mich dumm an. »Ja«, nicke ich, »die helfen dir aus der Patsche. Besuch sie mal, die treffen sich jeden Sonnabend im Gemeindehaus.«

*Dies Jammervolk, das nie recht lebend war,
Lief nackt, und Mücken schwärmten, Wespen flogen,
Die stachen es und bisßen's immerdar.
Ihr Antlitz war mit Streifen Bluts durchzogen,
Das abwärts tropfte, tränenuntermengt,
Von scheußlichem Geschmeiß dort aufgesogen.*

Zu Hause dann das alte Lied. Gertrud hatte wohl den Schirmständer aus der Ecke hervorgerückt, jedenfalls rannte ich gegen ihn, stolperte und krachte mit voller Wucht gegen die Tür des Kinderzimmers. Natürlich fuhr Traudel aus dem Schlaf und begann zu heulen. Prompt erschien auch Gertrud auf der nächtlichen Bühne und spielte die Rolle der besorgten Mutter. Und dabei war sie doch an all dem Lärm schuld, sie mit diesem dummen Schirmständer.

O diese Weiber! Da hielten sie sich nun umschlungen und heulten, als solle die Welt untergehen. Ich machte, daß ich in die Küche kam, erreichte eben noch den Ausguß und begann zu würgen. Dabei muß ich wohl mit dem Kopf gegen den Wasserhahn gestoßen sein, jedenfalls war mir genau vorn die Stirnmitte aufgeplatzt und fing an zu bluten. Und wie! Im Handumdrehen sah das Ausgußbecken wie eine Schlachtschüssel aus. Ich tappte zum Handtuchhalter, konnte nicht recht sehen, weil mir das Blut über das Gesicht lief, und rutschte natürlich aus. Da saß ich nun und konnte die Bescherung aus unmittelbarer Nähe besehen. Überall auf den Fliesen Blut, Blut, Blut. Blut? Mein Blut! Meins! Mein Gott, ich verblute doch, wenn mir keiner hilft. Ich verblute!

Und da: Nun sind plötzlich lauter Viecher da, aus allen Ecken und Winkeln kriechen sie, unter dem Küchenschrank quetschen sie sich hervor, quellen jetzt aus dem Ausguß. Sie sind verrückt nach meinem Blut. Wie Bienen auf Honigwasser, so stürzen sie sich auf mein Blut, da am Waschbecken, hier vor mir auf den Fliesen, und jetzt auch an mir selber. Auf meinen blutverschmierten Händen wuseln sie herum, schnabbeln sich voll am Blut, das auf meiner Jacke klebt; und jetzt haben sie entdeckt, woher das Blut kommt, kribbeln mir übers Gesicht, drängeln sich durch meine Augenbrauen, saugen sich nun an der Platzwunde fest. »Hilfe! Hilfe!«

Wie schön mein Schreien in der gekachelten Küche widerhallt! Es hört sich an, als schrien drei, zehn! Und immer lauter, immer gellender. Irgendwer poltert jetzt von draußen gegen die Haustür. Was die Leute zu so später Stunde noch draußen zu suchen haben? Sollten sich gefälligst ins Bett scheren. Aber nein, da schreien sie im Garten herum, trommeln bei uns an die Tür. »Ruhe! Ruhe!« Ja, wer hat nun geschrien? Ich? Oder die da draußen? »Ruhe! Ruhe!« Halt, das waren doch wohl die da draußen. »Sonst holen wir die Polizei!« Holt sie doch, ihr Trottel! Holt sie! Dann

werden die Polizisten ja sehen, wie schwer verletzt ich bin. Überall Blut, und überall diese Mistviecher! Was soll das? Wer zerrt denn da an meinen Armen? Gertrud? Ja, wo kommst du denn her? Warst doch eben noch bei Traudel im Kinderzimmer, um vereint mit ihr zu heulen? Ja, ja, schon gut! Ich schreie ja gar nicht, habe überhaupt nie geschrien. Krach machen die da draußen, dies unverschämte Volk, das sich nicht zu benehmen weiß.

Schon gut, schon gut! Au! Was soll das kalte Wasser? Ach so, das Blut. Na schön, wisch ab, wisch ab. Nett, Traudel, daß auch du dich um deinen armen Vater kümmerst. Bist ja ein braves Kind, jawohl, sehr braves Kind. Hast wirklich treffliche Einfälle. Bitteschön, gleich in die Badestube laufen und Verbandszeug aus der Hausapotheke holen? Und das ist nun ein Kind von sieben Jahren? Großartig, einfach großartig. Aber jetzt baut sie doch noch ab; als sie das viele Blut so aus der Nähe sieht, fängt sie an zu würgen, stürzt zum Ausguß. Na also, ist doch menschlich, ganz natürlich, bei Großen wie bei Kindern. Geht ja bald vorüber, Traudel. Kopf hoch! Bist ja ein braves Mädchen.

Endlich haben auch die da draußen sich beruhigt. So, nun wollen wir in Ruhe schlafen. Haben es uns ehrlich verdient. Doch ich habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht, ohne die grünen Spinnen. Aus allen Ritzen quellen sie, in dicht gedrängtem Zug steigen sie an den Wänden empor. Wenn ich scharf hinsehe, verschwinden sie, direkt in die Wand hinein. Aber sobald ich wegblicke, tauchen sie wieder auf. Jetzt sind sie oben an der Zimmerdecke, beginnen sich abzuseilen, zu mir herunter, auf mein Bett, meine Hände, mein Gesicht. Wie die Spinnfäden kleben! Ekelig, ganz eklig. Weg mit dem Zeug! Doch es geht nicht weg, bleibt an den Händen kleben, verschmiert mir die Augen. Und jetzt haben sie meine Ohren entdeckt, wollen – »Hilfe! Hillllilfe!«

Es ist heller Tag, als ich erwache. Vor Durst! Ausgetrocknet der Hals, wie verbrannt die Kehle. Und der Magen krampft sich zusammen. Gertrud! Mein Gott, wie siehst du aus? Riesenhaft, riesengroß, reichst bis an die Decke. Und dir über die Schulter schaut deine – ja, das habe ich ja gar nicht gewußt: daß du eine Zwillingsschwester hast! Haha, zum Lachen ist das, zum Lachen. Was soll ich? Das Zeug da trinken? Brrr, werde mich hüten. Habe zwar Durst, entsetzlichen Durst, aber das da nehme ich nicht. Weiß der Deubel, was du da hineingetan hast!

Nein, ich gehe sicher, trinke direkt aus der Leitung. Die Beine wollen nicht? Die Knie knicken ein? Ach so, du willst helfen, Gertrud. Paß doch auf, du tust mir ja weh! Ja, alles tut weh, jeder Muskel. Muß Rheumatismus sein, ganz schwere Form wohl. Kann ja kaum noch gehen. Ah, da ist der Wasserhahn. Nein, will kein Glas, trinke aus der hohlen Hand.

Geht nicht, geht wirklich nicht. Hand zittert so, daß alles Wasser vorbeiläuft, mir in den Hemdärmel hinein. Puh, wie kalt das ist. Also doch ein Glas, aber ich passe genau auf, daß du mir da nichts hineintust. Nein,

ich traue keinem, auch dir nicht. Wollt mich umbringen, alle wollen mich umbringen, alle. Aber ich bin auf der Hut, jawohl. Mit mir könnt ihr das nicht machen, nein –

Frühstücken? Habe keinen Hunger, nur Durst. Kaffee? Ja. Ah, tut gut, auch wenn ich wieder die Hälfte verschütte. Schon wieder revoltiert mein Magen. Da haben wir's: der Kaffee ist wieder draußen. Und wie ich schwitze! Ich fürchte, jetzt geht es doch mit mir zu Ende, zu Ende.

Aber nein, ich will nicht sterben, will nicht! Ich will leben, leben, leben!

Wo bin ich? Im Schlafzimmer? Und vor dem Bett knie ich, liege mit dem Oberkörper auf dem Bett und habe die Hände vor meinem Gesicht gefaltet. Und – bete. Laut, was ich noch nie getan habe. Ich bete –

»Lieber Gott, hörst du? Hörst du? Du mußt hören, du mußt! Ich brauche dich doch, verstehst du? Nein, ich habe Angst allein, fürchterliche Angst. Komm doch, ja? Oder sag etwas, irgendwas, egal was, aber rede. Ja, ich will ja zuhören, ich will tun, was du verlangst. Aber sprich, sag was, bitte!«

Zwei Paar gefalteter Hände dicht vor mir? Ganz weiß die Knöchel, verkrampft die Finger. Sie winden sich, wie Schlangen, im verschlungenen Knäuel. Hilflose Schlangen, gefesselt mit sich selber, haha, mit Schlangen gefesselte Schlangen! Aber sieh nur hin, es ist so.

Zwei Paar gefaltete Hände? Heiko, da stimmt was nicht. Sieh mal ganz vorsichtig zur Seite! Richtig, da kniet Gertrud neben dir, deine Frau. Und betet mit dir, stumm, verzweifelt. Und Gott antwortet nicht. Gott schweigt, Gott hört vielleicht gar nicht mal zu.

Ja, Gertrud, du hast ja recht, so geht das nicht weiter, ich muß etwas unternehmen. Auch der Arzt hatte ja neulich schon gesagt, daß es mit mir vorbei ist, wenn ich so weitermache. Was hast du? Einen Zeitungsartikel gelesen? Von einem Arzt, der Alkoholiker, aber nun schon seit ein paar Jahren trocken ist? Eine Klinik betreibt der? Schon gut, ich bin einverstanden, rufe ihn an, in Gottes Namen.

Er hat zugesagt? Und meinen Koffer hast du auch schon gepackt? Gertrud, womit habe ich dich verdient! Ja, gut, bring mich noch zum Bahnhof, weißt ja, wie schlecht ich in letzter Zeit zu Fuß bin.

Drei Stunden Bahnfahrt, sie kamen mir vor wie drei Tage. Angst, Frieren, Durst. Und das Wasser aus der Leitung im Waschraum schmeckte scheußlich, abgestanden, schal, rostig. Las zu spät das Schildchen »Kein Trinkwasser«. Mußte aber trinken, wäre sonst umgekommen, vor Durst.

Ein Kuhdorf am Ende der Welt. Klinik Dr. Weithagen? Wie bitte: vom Bahnhof noch 15 Kilometer dorthin? Und im Augenblick kein Zimmer dort frei? Also quartiere ich mich hier im Bahnhofshotel ein, einstweilen, bis in der Klinik ein Zimmer frei wird, in vier Tagen.

Vier Tage Sterben: zitternde Hände, fliegender Puls; verdorrter Gaumen, und Sand in der Kehle; ein tropfender Hahn, der mich noch zum Wahnsinn treibt! Knarrende Dielen, aus deren Ritzen grüne Spinnen quellen; Züge, die nächtens vorbeirattern; das Haus schüttelt, die Wände neigen sich, zersplittern. Und unten in der Gaststube ein Wirt, der dauernd die Hände unter einer Lederschürze versteckt. Hat wohl ein Messer dort parat, wartet nur auf den rechten Augenblick, wenn ich einmal nicht aufpasse. Nein, auf das Kanapee setze ich mich nicht. Das könnte ihm wohl so passen. Daß dann das schwere Hirschgeweih auf mich herunterkracht! Oder eins dieser spießigen Rehbockgehörne. Raffiniert ausgedacht: schon vor Jahren, ach was, vor Jahrenden! Um mich umzubringen, wenn ich hier aufkreuze. Stecken alle unter einer Decke: der Arzt da in Hintertupfingen, dieser Wirt hier und – natürlich: und Gertrud. Ein abgekartetes Spiel. Aber ich bin längst dahintergekommen, lasse mich nicht so einfach aufs Kreuz legen, ich nicht!

Vier Tage sterben und nicht sterben können, nicht ganz bis zu Ende sterben können. Eine Erlösung, als der Anruf kommt: »Wir haben jetzt ein Zimmer frei, Herr Boje.«

Die Klinik hatte ich mir ganz anders vorgestellt, viel strenger, steriler, wie soll ich sagen, disziplinierter! Aber es geht hier ganz leger zu, die Schwestern werden mit »Frau Sowieso« angeredet, tragen auch kein Häubchen oder ähnlichen Krimskrams, sehen wie richtige Frauen aus.

Und dann dieser Dr. Weithagen: patenter Kerl. Nicht kumpelhaft, aber auch nicht distanziert, gerade so richtig in der Mitte. Untersucht mich sehr

gründlich, fragt interessiert dies und jenes, ringt sich endlich zur Diagnose durch: »Persönlichkeitsstörung!« Zur Therapie: nein, keine Spritzen, auch Tabletten nur in begrenztem Maße. Auf die seelische Einstimmung komme es an. »Verstehen Sie, Herr Boje?« Ja, ich verstehe: Ich selber muß an meiner Heilung mitarbeiten. Denn ich bin krank, ich selber, ich allein. Und darum kann nur ich allein mir helfen. Sonnenklar –

Da kommt noch ein Nachsatz? »Sie allein, Herr Boje, können sich helfen.« Kunstpause. »Aber Sie können sich nicht allein helfen, Herr Boje.« Moment mal, Herr Doktor. Ist das nicht paradox? Ich allein kann, und ich allein kann nicht? Wie bitte? Ich solle genau hinhören, auf die Betonung achten? Also dann: »Sie allein können sich helfen. Doch Sie können sich nicht alleine helfen.« Diesmal an dieser Stelle die Kunstpause. Dann: »Sie brauchen andere, die Ihnen dabei helfen müssen, wenn Sie allein sich helfen wollen.«

Zuerst wollte ich partout nicht, hatte noch die Nase voll von den Anonymen. Bin doch kein Alkoholabhängiger wie die! Aber, weil Dr. Weithagen ein so netter Mensch ist, und schließlich, weil ich ihm beweisen will, daß ich allein mir helfen kann: »Einverstanden, Herr Doktor! Heute abend schon? Um 20 Uhr unten im Bibliothekszimmer?«

Nicht bloß heute abend, jeden Abend! Und diese Gruppe nannte sich nicht »Anonyme«. Sie waren, wie ich bald herausbekam, vom »Blauen Kreuz«. Nein, nicht »Zum blauen Bock«, den gibt's in Mainz, alle Jahre wieder. Die hier nannten sich »Blaues Kreuz«, und das hat etwas mit »christlich« zu tun. Na schön, machen wir mit, wenn es dem Onkel Doktor Freude macht. Und es machte ihm ganz offensichtlich Freude: »Gratuliere, Herr Boje, wieder einen Tag trocken!«

Und er schien genau zu wissen, was mich dieser trockene Tag gekostet hatte; er kannte, wie er mir sagte, aus eigener Anschauung meine Entzugserscheinungen. Er hörte mir teilnehmend zu, als ich ihm das Unbeschreibliche zu beschreiben suchte. Er war mir wie – ja, wie ein Bruder. Und ich biß, wenn mein Körper nach Cognac schrie, die Zähne zusammen, trank Tee, soff Tee, literweise, um für ihn, meinen treuen Arzt, trocken zu bleiben, einen Tag nur, einen Tag –

Und ich schaffte es! Acht Wochen hielt ich durch, trocken, doppel trocken, dry. Meine Persönlichkeitsstörung war beseitigt, ich war nicht mehr gestört, war nicht mehr krank. Es ging nach Haus, wo, wie mir Gertrud geschrieben hatte, harte Zeiten auf uns zukamen. Die Gläubiger waren wieder einmal hinter uns her. Zwangsvollstreckung stand bevor, doch da gab es nichts zu holen, außer einem Riesenberg von Schulden.

Ist doch zu verstehen, daß ich mich gleich nach meiner Rückkehr sinnlos betrank. Herrlich, nach acht Wochen Trockenheit endlich wieder im Rausch zu schweben! Sorgen, fahrt dahin! Schulden, zum Teufel mit euch! Ich sitze hier und trinke, trinke die ganze Welt in Grund und – Boden!

Das war kein Kater am nächsten Morgen, es war ein grimmiger Tiger. Nein, so schlimm war es noch nie gewesen. Ich starb zehnmal an diesem Tag. Und war doch noch nicht tot, mußte immer wieder ins Leben zurück. Nur, um erneut zu sterben, qualvoll zu verrecken.

Am schlimmsten: die Erinnerung. Jawohl, die Erinnerung an die trockenen Wochen! Hätte nie gedacht, daß Erinnerung so wehtun kann. Dort in Hintertupfingen bei Onkel Doktor: da war ich Mensch gewesen, Persönlichkeit. Und jetzt? Ich heulte vor Wut über mich selber, lallte dem Alkohol Flüche ins gedunsene Gesicht – und trank schon wieder ein doppeltes Glas.

Einen Strick her! Ein Königreich für einen Strick! Wo hat Gertrud feste Packschnur? Hier in der Schublade finde ich nichts, dort im Rumpelkasten, wo sie sonst solchen Krimskrams aufbewahrt, auch nicht. »Gertrud!« Keine Antwort. Merkwürdig, es ist heute überhaupt so still hier. Natürlich, Traudel wird in der Schule sein, aber Gertrud habe ich auch noch nicht zu Gesicht bekommen. Wo sie nur –? Die Tür des Kleiderschranks steht offen?

Ich wühle, suche, stürze nach nebenan ins Kinderzimmer. Dasselbe Bild: eine Menge Sachen fehlen. Ich muß mich setzen, um die neue Situation zu verdauen. Kein Zweifel mehr: Gertrud und Traudel sind abermals abgehauen. Und dumpf fühle ich: diesmal für immer.

Feiges Pack, mich einfach so sitzen zu lassen. Und ich soll hier die Stellung halten, wie? Da habt ihr euch geirrt. Ich spiel' nicht mehr mit, mache Schluß, endgültig Schluß! Da ist das Fenster, ich reiße es auf: fünf, sechs Meter tief geht es hinunter. Reicht das? Wenn ich mit dem Kopf aufschlage, bestimmt. Aber dafür habe ich keine Garantie, unsichere Sache also. Wäre schlimm, wenn man mich nur mit ein paar gebrochenen Knochen aufsamelte. Und außerdem – nein, ich habe mich nicht geirrt, die Straße kommt näher, die Kastanie da links greift mit ihren Ästen nach mir, der Haselbusch da unten lauert nur darauf, mir ins Gesicht zu peitschen. Nein, nein, ich will nicht! Weg vom Fenster, Vorhang zu!

Vorhang zu – und da habe ich jetzt die feste Kordel in der Hand! Die Kordel! Was suche ich noch nach einem Strick? Hier habe ich doch, was ich brauche. Wenn mir nur nicht die Hände so zitterten. Mann, wie soll ich da eine Schlinge knüpfen? So, nein, so hält sie nicht. Andersherum das Ende, dann wird es ein Knoten, der gleitet. Jetzt über den Kopf gezogen, und nun lasse ich mich fallen!

Ein Ruck, ein Krach, ein Schlag auf den Schädel! Alles kommt von oben: die Gardinenleiste, der Store, die Gardine, ein Mauerhaken. Putz und Mörtelkrümel rieseln nach. Benommen sitze ich auf dem Fußboden, taste mit der Hand nach dem Scheitel. Eine Beule beginnt dort anzuschwellen, wo die Gardinenleiste mich traf. Mir wird schlecht, doch ich komme nicht hoch, übergebe mich so, wie ich hier sitze. Es ist eine Schweinerei –

Als ich wieder zu mir komme, wird mir nochmals übel, von dem Geruch, dem widerlichen Anblick, wohl auch von dem Schlag auf den Kopf. Doch diesmal verliere ich nicht die Besinnung. Ich rapple mich hoch, verwickle mich in die Kordel, schleppe die Gardine hinter mir her, muß stolpern. Weg mit dem Zeug! Die Gardine will nicht, ich muß sie zerreißen, ritsch!

Wütend sehe ich auf den ›Tatort‹ zurück. Nette Bescherung, das. Da sieht man wieder mal, welche Pfuscharbeit heutzutage die Handwerker leisten. Schlecht eingedübelt, oder das Mauerwerk so brüchig, daß es den Haken nicht hält. Was weiß ich! Wenn die besser gearbeitet hätten, dann hinge ich jetzt da und –

»Nein, nein! Ich will nicht sterben, will nicht! Ich will leben, leben!« In die Badestube! Wie es da schallt, mein Schreien. Wasserhahn auf, die Dusche, unter das rauschende Wasser, so wie ich bin, mit vollen Klamotten. Runter mit dem Dreck, der Stinke! Und dazu immer wieder der Schrei: »Leben will ich, leben!« Und das Wasser rauscht, kalt und scharf. Ich zittre am ganzen Leibe, die Hände fliegen, mein Herz jagt. Aber ich lebe, atme, zittre. Solange ich zittre, lebe ich noch. Ich will, ich will zittern, nein: leben!

Schlaf der Erschöpfung. Frost weckt mich auf. Kein Wunder, daß ich so friere, bin mit nassem Unterzeug ins Bett gekrochen. Die verschmierte Jacke, die triefende Hose liegen vor dem Bett. In den Schuhen schwappt noch Wasser. Raus und aufwärmen! Sonst hole ich mir noch den Tod. Und ich will doch leben!

Ich dusche so heiß wie nur möglich, langsam erholt sich der Körper. Erholt sich der Körper? Er soll sich erholen, muß sich erholen. Sonst – wie erzählte doch neulich der Karlheinz bei den Anonymen? ›Machen Sie so weiter, Mann, und in einem Jahr kann ich Ihnen den Totenschein ausstellen.«

Hat sein Arzt zu ihm gesagt. Nicht zu mir. Aber jetzt, jetzt weiß ich: das gilt auch für mich, gilt auch für mich. Langsam, ganz vorsichtig trockne ich mich ab. Nur nicht auf den nassen Fliesen ausrutschen! Dabei kann man sich den Schädel brechen, erst neulich stand so ein Fall in der Zeitung. Ich aber will leben!

Was für einen Tag haben wir heute? Einen Dienstag? Dann muß ich einen ganzen Tag, nein anderthalb Tage, noch ganz allein aushalten. Denn – die vom ›Blauen Kreuz‹ treffen sich am Mittwoch abend. Der Arzt da in Hintertupfingen gab mir Ort und Zeit.

*Wir jauchzten, doch dem Jauchzen folgte Zagen.
Und über uns schloß sich das Tor der Wogen!*

Ein Tag, so schlimm wie der da in dem Bahnhofshotel des Kuhdorfs. Muß mir etwas zu schaffen machen, müßte sonst gleich wieder trinken. Also setze ich Wasser auf, bereite mir eine Kanne Tee, nach drei Stunden eine zweite. Ersetzt nicht den Cognac, beruhigt aber immerhin den Magen. Essen? Nein, kann nichts essen, müßte mich sofort wieder übergeben. Aber Tee! Wie, die Kanne ist schon wieder leer? Macht nichts, brühen wir eine neue auf.

Ich räume das Zimmer auf, die zerfetzte Gardine, all das Zeug, was da am Fenster herunterhängt. Das Bücken fällt mir schwer, macht mich taumlig. Nur mit äußerster Anstrengung kann ich den Mörtelstaub zusammenkehren. Und in der Badestube sieht es aus! Wie bekomme ich bloß diesen sauren Gestank weg? Ah, da haben wir einen Duftzerstäuber. Blasen wir also die bösen Geister fort. So, jetzt kann man hier wieder atmen.

Und wieder eine Kanne Tee, mit zitternden Händen. Aber ich muß durchhalten, muß! Und als ich es nicht mehr aushalte, schon die Cognacflasche wieder in der Hand habe, da packt mich wilde Verzweiflung: ich schmettere sie in den Ausguß! Scherben fliegen umher, es duftet blumig und zauberhaft. Doch ich will dem Zauber widerstehen, sehe fast genießerisch zu, wie der magische Saft gurgelnd in den Ausguß verschwindet. Und breche weinend zusammen –

Meine Knie schmerzen, zu lange schon knie ich hier vor dem Sofa. Meine gefalteten Hände zittern, selbst wenn ich sie in das Kissen kralle. Ich bete. Ich bete schon wieder, doch diesmal allein. »Lieber Gott, du siehst doch: alle haben mich verlassen, jetzt auch Gertrud. Allein bin ich, ganz allein gegenüber dem Alkohol. Und ich weiß: ich schaffe es nicht, er ist stärker als ich, viel stärker.« Meine Zähne knirschen.

»Lieber Herr Christus, du bist damals hinabgestiegen zu den Verlorenen. Du hast ihre Qual gesehen, siehst auch meine Qual. Herr, ich bitte dich: hilf mir! Verlaß mich nicht! Du, du kannst mir helfen. Denn du hast das Reich des Todes bezwungen. Lieber, lieber Herr, ohne dich bin ich verloren. Aber du, aber du, du kannst mich herausholen aus der Hölle.«

Das Würgen ist zum Schluchzen geworden, das Zittern zu Erschauern. Mir ist, als streiche eine Hand mir über den Scheitel. Eine leise Hand. Ich werde still. Wie ein Kind im Arm der Mutter –

Der zweite Tag, der Mittwoch, war schon leichter zu ertragen. Warten und Tee trinken? Das reichte nicht. Beten und Teetrinken! Hatte noch nie im Leben so viel Tee getrunken. Und noch nie so viel gebetet.

Alle paar Minuten muß ich zur Uhr sehen. Wie langsam doch der Zeiger weiterrückt. Und jede Minute wird zur Höllenqual. Und von Stunde zu Stunde wird es schlimmer. Ich halte es nicht aus! Und ich halte es doch aus,

halte es aus – wie eine Frau die Wehen aushält. Weil sie weiß: da wird ein Neues –

Endlich ist es an der Zeit. Ich beiße die Zähne zusammen, um nichts zu überstürzen. Die Zähne schnattern, die Hände tattern. Ich muß den Stock nehmen, um wenigstens ein wenig Sicherheit zu fühlen. Vorsichtig die Treppe hinunter, nur nicht fallen. Ist die Straße frei? Kein Auto von links? Von rechts? Dann los, aber schnell. Wäre schlimm, wenn ich noch im letzten Augenblick totgefahren würde. Jetzt, wo es drauf ankommt –

Im Haus der Gemeinschaft treffen die sich. Ich weiß, wo das ist, bin da schon öfter vorbeigekommen. Gemeinschaft? Muß auch etwas mit der Kirche zu tun haben, denke ich.

So, da bin ich endlich; alter Bau aus der Zeit der Jahrhundertwende, roter Backstein, um die Fenster gelb abgesetzt. Richtig altmodisch, hoffentlich sind die vom ›Blauen Kreuz‹ nicht auch so –

Ich irre den Flur entlang, höre hinter mir die Tür zufallen und Schritte. Eine Frau, sie muß dicht hinter mir eingetreten sein. Gegen das Licht kann ich sie nur schlecht erkennen. »Zum Blauen Kreuz?« Ich kann nur nicken. Sie sieht mich an, und ich spüre: sie weiß alles. Ich brauche ihr nichts zu sagen, sie weiß, wie es mit mir steht. Sie nimmt meine Hand, nickt mir mit den Augen zu, kaum erkennbar, aber ich spüre es doch, verstehe nun auch sie. Eine wie ich, eine, die auch nicht mehr weiterkann. Eine, die kapituliert hat –

Doch körperlich ist sie besser dran als ich. Sie hilft mir die Treppe hinauf. Ich muß staunen, welche Kraft in diesem zierlichen Persönchen steckt. Auf halber Treppe muß ich verschnaufen. Jetzt kann ich sie genauer betrachten. Auf ihrer Stirn steht eine steile Falte. So, als wenn sie ihre ganze Energie zusammennehmen will. Um mir zu helfen? Der Satz fällt mir ein, den der Arzt dort in Hintertupfingen aussprach: ›Ich muß es allein schaffen. Aber alleine schaff' ich's nicht.‹ Habe es tatsächlich laut gesagt. Na schön, dann weiß sie wenigstens Bescheid. Obwohl sie's ja schon längst gewußt hat. Sah's ihr doch an.

Wieder spüre ich ihr Einverständnis. Wie froh mich das macht: ein Mensch, der weiß, wie es mir geht.

Wir haben es geschafft, sind oben. Sie hilft mir aus dem Mantel, nimmt meinen Arm und zieht mich durch die nächste Tür. Ein Zimmer aus der kaiserlichen Zeit, will ganz hoch hinaus, mindestens dreieinhalb Meter. Unten Parkett, aber seit Jahren nicht mehr abgezogen und versiegelt. Es knarrt wie chronische Arthrose. Mit den Bildern an den Wänden und den Nippes, die da auf den altmodischen Vitrinen herumträumen, könnte man auf dem Flohmarkt Aufsehen erregen. Der die ganze Wand beherrschende Bücherschrank erdrückt fast die kleine Gruppe, die sich da um einen ovalen Tisch aus Uromas Zeiten versammelt hat.

»Willkommen, Marianne!« Hände strecken sich meiner Begleiterin

entgegen, dann erst hat man Augen für mich: »Ein neuer Gast?« Ich komme mir wieder wie bei den Anonymen vor, leierte herunter: »Ich heiße Heiko und bin Alkoholiker.« Ganz glatt geht mir das jetzt über die Lippen. Ich bin selbst erstaunt. Man macht nicht viel Aufhebens von mir, Handschlag, ein paar Begrüßungsworte, sonst nichts. Und ich hatte erwartet, sie würden sich auf mich stürzen, auszufragen suchen, mit guten Ratschlägen traktieren. Aber nein, die tun, als sei ich ganz normal; jedenfalls so normal wie sie. Ich höre Namen, sehe Gesichter vor mir. »Ah, da in Dingsdorf sind Sie gewesen? Bei diesem netten Doktor, der selber mal . . .« Ja, und der hat mir diese Adresse hier gegeben, mir empfohlen, hier Anschluß zu suchen.

» . . . manche von uns sind in der gleichen Verdammnis«, hat einer gesagt. In der gleichen Verdammnis? Das habe ich doch schon irgendwo einmal gehört? Oder gar gelesen? Da, jetzt teilen sie Neue Testamente aus, einer, den sie Konrad nennen, sagt: »Schlagen wir mal Römer 3 auf? Vers 23.« Es raschelt im Bibelwald, ich sitze ziemlich dumm da, weiß nicht, wie ich die genannte Stelle so rasch finden soll. Doch Marianne reicht mir ihr Neues Testament herüber, aufgeschlagen, oben auf der Seite steht »Der Brief des Paulus an die Römer«. Sie hat sich ein anderes Buch gegriffen, blättert hingebungsvoll, so daß ich mich gar nicht bedanken kann.

Konrad liest halblaut vor, die andern lesen mit den Fingern mit: »Denn es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.«

Ich mache mich auf eine gesalbte Predigt bereit, aber nein, die palavern bunt durcheinander über diesen Text. Nicht hochfahrend gelehrt, sondern ganz simpel. Aber – das habe ich nach ein paar Minuten heraus – durchaus sachkundig. Da wird nicht geschwafelt, da geht es zur Sache. Hart!

Eine Irene erzählt, wie sie – als es mit ihr völlig aus war – durch eine Schwester zu Jesus gefunden hat. Immerhin, sie kam – daraus macht sie kein Hehl – aus einem frommen Elternhaus, wußte, wie sie sagt, an welche Adresse sie sich zu wenden hatte.

Hans-Georg dagegen hatte Kirchen bisher nur von außen gesehen und hielt die Zwölf Apostel für eine Big Band. Doch dann hatten die von der Heilsarmee ihn in der Gosse aufgesammelt. Tatsächlich, er sagt »in der Gosse«. Ob er das wohl wörtlich meint? Oder nur bildlich? Die haben ihn also mitgenommen, drei Wochen nicht aus den Augen gelassen, »mit ihrer Fürbitte getragen« – eine hübsche Redensart, nicht wahr? Na ja, ein paar Mal ist er noch rückfällig geworden, aber die haben ihn nicht fallen lassen, nein.

In meinem Hinterkopf hakt irgendwo ein dummer Spruch ein: »Schon wieder mal 'ne Seele vom Alkohol gerettetet.« Aber ich komme nicht einmal dazu, darüber zu grinsen. Wenn ich diesen Hans-Georg mir da

ansehe, nein, der meint das ernst, todernst! Der weiß, daß die ihn aus dem Dreck gezogen haben. Drei Jahre hielt er sich zur Heilsarmee, doch hier, wo es keine Kompanie gibt, da klammert er sich an die vom ›Blauen Kreuz‹. »Hauptsache, man hat Brüder und Schwestern, die wissen, wie es um einen bestellt ist, die mit einem beten und mich mit Gottes Wort stärken.« Bravo! Das hat er wie ein Evangelisationsprediger gesagt, aber ich spüre ihm an, daß er ehrlich davon überzeugt ist. Wenn doch auch ich...

So allmählich bekomme ich von jedem dieser Menschen ein Bild. Ein anfangs noch unklares, verschwommenes Bild. Doch langsam nimmt es festere Züge an, wird zu einem Gesicht. Die Masken werden durchsichtig, und hinter jeder sehe ich einen Menschen.

Zu Hause habe ich dann lange vor dem Spiegel gestanden und mein Gesicht betrachtet. Eine Maske, mit Tränensäcken unter den Augen, müden Lidern und einem bitteren Zug um den Mund. Ist das alles, wirklich alles? Wo ist da der Mensch? Wo bin ich, Heiko Boje?

Und plötzlich war da ein Flackern in diesen Augen, ein Zucken in den Mundwinkeln. Und ich wußte Bescheid: Cognac! schreit es hinter dieser Stirn. Cognac, meinerwegen auch Whisky. Das Gesicht reißt sich aus dem Spiegel, verschwindet nach hinten weg. Ist noch eine Flasche im Haus? Wo? Wo? Aber da ist nichts, kein Tropfen. Du suchst vergebens, Gesicht. Dann muß ich in den ›Gemütlichen Otto! Mantel her, Hut –. Nein! Marianne hat mir doch ihre Telefonnummer gegeben, hat gesagt, ich solle sie getrost anrufen, wenn ich es wieder einmal nicht aushalte. Ja, auch wenn's mitten in der Nacht ist.

Wo habe ich nur den Zettel? Ah, hier in der Brusttasche. Nein, nicht da entlang, da geht's zur Haustür, zum ›Gemütlichen Otto‹. Hier rechts bitte! Ja, hier steht das Telefon. Und nun, Gesicht, wähle, wähle!

»Marianne? Ja, bitte, bitte, entschuldige, daß ich jetzt noch anrufe, aber ich kann nicht anders, muß sonst in den ›Gemütlichen Otto‹ gehen. Was das ist? Ach so: meine Stammkneipe, wo ich sonst immer – na, du weißt ja!« Ich beiße mir auf die Lippen. Wie wohl Marianne reagiert? Was sagt sie? »Erst einmal schön ruhig, Heiko. Du weißt ja, daß ich dich verstehe. Mir ging es erst vor ein paar Tagen genauso. Da habe ich Christian angerufen, und er hat mir geholfen, weißt du, einfach nur durch sein Zuhören. Das hat mir wohlgetan, ich...«

Sie redet, redet und redet. Doch was mich viel mehr wundert: ich höre ihr zu, höre zu, wie sie mir zuredet, aus ihrem Leben berichtet, was sie da so durchgemacht hat. Ein Dauergespräch wird das. Ich habe nicht nach der Uhr gesehen, aber eine halbe Stunde sprechen wir bestimmt schon. Und nun bin ich dran, rede und rede. Und sie hört zu, stellt nur hier und da eine Zwischenfrage. Als mein Redefluß versiegt, bin ich völlig erschöpft. Ein Glück, daß sie – am anderen Ende der Leitung – das nicht sehen kann.

Also erzählt sie jetzt wieder. Und nun werde ich hellhörig.

Die Blaukreuzler treffen sich jeden Tag? Natürlich, nicht der ganze Haufen, aber doch immer ein Grüppchen, mal drei, mal fünf, mal diese, mal jene. Aber immer dort in dem alten Backsteinbau.

Ich kann nicht anders, ich schreie: »Halleluja!« Mariannes Stimme ist weg. Dann kommt sie – etwas atemlos – wieder: »Heiko! Heiko, ist was?«

Sie sorgt sich um mich, aber nein, das braucht sie doch nicht! »Ich habe nur Halleluja gesagt!« schreie ich zurück in den Apparat. Was sagt sie? »Du, Heiko, juble nicht zu früh!«

Ich hatte wirklich zu früh gejubelt. Schon zwei Tage später erwischte es mich. Nicht ganz so schlimm wie sonst, aber immer noch schlimm genug. Doch ich kannte jetzt den Hafen, der mir Zuflucht bot. Mit letzter Kraft taperte ich über das knarschende Parkett, dann war's aus, restlos aus.

Hans-Georg zauberte irgendwoher Tee, Konrad hatte seine allgegenwärtigen Kaugummis parat. Plötzlich war auch Marianne da. Und nun war alles, alles gut. »Kinder, ich bin wieder mal duhn. Aber – ich habe ja euch. Ihr werdet mir helfen, für mich beten. Tut ihr doch, nicht?«

Sie waren für mich da, redeten mit mir, unterhielten sich. Über alle nur möglichen Dinge, nur nicht über meine Trunkenheit. Die war für sie einfach Luft.

Mit mir aber sprachen sie, ich war für sie nicht Luft. Und die Nebel zerrissen, die Erde bebte nicht mehr. Die vier Masken um mich her wurden durchsichtig wie Glas. Und hinter jeder Maske erkannte ich ein menschliches Gesicht, einen Bruder, eine Schwester.

Und ich weinte.

Nun war alles wieder gut. Gewiß, die Entzugserscheinungen meldeten sich in gewohnter Weise. Doch ich hatte jetzt vier Telefonnummern, rief hier an und dort, betete mit Brüdern, sprach mit Schwestern –

*Der sah noch nicht den letzten Abend scheiden,
Doch stand er dicht davor, irrtumverblendet.*

»Fegetasche?« Marianne schüttelte verwundert den Kopf. »Merkwürdiger Name für einen Ort.« Heiko erinnert sich: »Hier, wo die Straße die Enge zwischen den Seen überwindet, befand sich in alter Zeit eine Zollstation.« Er lacht. »Da wurden den Reisenden die Taschen leergefegt.« Doch Marianne will es immer noch nicht glauben: »Zoll? Gab es hier denn eine Grenze?« Heiko fühlt sich obenauf: »Man merkt, daß du aus dem Osten stammst, Schatz. Erst 1864 kamen diese Ländereien hier an Preußen. Zuvor gab es hier mehrere Herzogtümer.«

Marianne ist verwundert über sich selbst: »Natürlich, das hat ein halbwegs gebildeter Mensch ja alles im Geschichtsunterricht gelernt, und doch ist man erstaunt, daß die Kleinstaaterei erst ein Jahrhundert zurückliegt.«

Ihr Blick sucht das Ufer ab: »Hier das nette Lokal unmittelbar am See, drüben die Anlegestelle der Motorboote, und dazwischen der Badestrand. Ziemlich leer heute –«

Marianne schüttelt den Kopf. Ich folge ihrem Blick und werde nun auch auf die beiden seltsamen Gestalten aufmerksam, die sich drüben unter den Uferweiden niedergelassen haben. Sogenannte »Nichtseßhafte«? Kein Zweifel, es sind unverkennbar zwei von denen, die Vater Bodelschwingh seine »Brüder von der Landstraße« nannte. Unbehauste, ruhelose Gesellen, die es durch's Land treibt.

Sie haben es sich jetzt am Strand bequem gemacht. Ihre Plastiktüten benutzen sie als Unterlage beim Sitzen. Was in den Tüten war, haben sie malerisch um sich her verstreut. Deutlich erkennbar sind zwei Wermutflaschen, die wie kleine Fabrikschornsteine aus dem Plunder herausragen.

Der eine – ein Graukopf in viel zu weitem Jackett – kippt jetzt eine zweite Plastiktasche aus. Ich muß grinsen: »Fegetasche!« Marianne nickt: »Aber für den Zoll oder das Finanzamt springt da nichts heraus.«

Der Graukopf grapscht aus seinen »Effekten« zwei Gegenstände heraus und schlurcht zum Wasser. Dort geht er in die Hocke und fängt an, sich einzuseifen! Dabei reckt er den Hals, um sich nicht den Hemdkragen einzuschmuddern. Der andere sieht ihm aus der Entfernung zu, nimmt aus der Pulle einen Schluck, macht anscheinend einen Witz. Man erkennt es am Zucken seiner Schultern. Der Graue pinselt unerschütterter weiter. Nun scheint der Bart aufgeweicht, der Alte legt den Pinsel auf einen Stein und bringt ein Messer zum Vorschein, so ein richtig schön altmodisches. Und nun beginnt er mit dem Schaben, immer sanft gegen den Strich.

Marianne hat flüsternd Heiko den Film berichtet, der dort am Wasser abläuft. Er nickt still: »Na siehst du, auch diese Menschen haben – auf ihre eigene Weise – so etwas wie Kultur.« – »Zivilisation!« verbessert Marianne. Heiko zeigt sich kompromißbereit: »Na schön, in diesem Falle hast du

recht. Doch ich habe es auch erlebt, daß einer dieser sogenannten Penner Goethes ›Faust‹ in der Plastiktüte mitführte, oder Shakespeares ›Hamlet‹. Und in Kiel erlebte ich einen, der seitenlang Homers ›Odyssee‹ zitieren konnte, im Urtext!« Ich muß mich doch wundern: »Sie haben zu diesen Brüdern Kontakte gehabt?« Heiko lacht bitter auf. »Allerdings! Als ich ganz unten war, da habe ich manche Stunde bei ihnen gehockt. Und ich habe zu meiner Verwunderung erfahren, daß man sie durchaus nicht über einen Kamm scheren darf.« Er wiegt seinen Kopf. »Der eine wurde aus der Bahn geworfen, als seine Ehe scheiterte, der andere durch berufliches Versagen; ein dritter durch Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, und wieder ein anderer, weil ihm ein unwiderstehlicher Drang zum Umherziehen im Blute lag. Einige wurden kriminell, andere unterscheiden sich von uns Bürgerlichen nur dadurch, daß sie unseßhaft sind –«

»Und wie steht es mit dem Alkohol?« platze ich heraus, da ich gerade sehe, wie der Jüngere da drüben abermals die Flasche ansetzt. Heiko erwidert zögernd: »Auch da kann man kein Pauschalurteil fällen. Gewiß, es gibt unter ihnen Alkoholiker, auch Drogensüchtige. Doch die erlagen ihrer Sucht meist schon, bevor sie in dieses Milieu abglitten. Ja, ihre Sucht war oft der Grund für ihr Aussteigen. Doch es gibt auch viele, die in der Lage sind, vom Alkohol nur vorsichtig Gebrauch zu machen oder sogar völlig auf ihn zu verzichten.«

Jetzt ist der Graukopf mit seiner Verschönerung fertig. Er streicht sich mit der Linken prüfend über das Kinn und den Hals. Die Probe fällt offenbar zu seiner Zufriedenheit aus, jedenfalls spült er den Pinsel im Wasser sauber und packt ihn mitsamt dem Messer sorgfältig in ein Tuchtäschchen. Nun stapft er durch den Ufersand zu seinem Kumpel zurück und läßt sich neben dem nieder.

Gleich wird er nach der Flasche –, nein, er tut es nicht. Er kramt unter dem ausgeschütteten Wust eine Plastikflasche hervor. Es zischt, als er sie öffnet, Kohlensäure perlt. Marianne konstatiert: »Der zieht tatsächlich Mineralwasser vor.« Ich kann nur gestehen: »So kann man sich täuschen, auch in diesen Unseßhaften.« Ich schlucke, bringe es dann aber doch noch heraus: »Weil man eben Vorurteile hat!«

So, da hätten wir das Gesprächsthema für die nächste halbe Stunde. Vorurteile: Vorurteile über die ›Penner‹, Vorurteile über die Alkoholiker. Vorurteile auch über die Selbsthilfegruppen, die ›Frommen‹ des Blauen Kreuzes, die Suchtkrankenhilfe des Diakonischen Werkes und der Caritas, Vorurteile wieder anderer Art gegen die aus Amerika importierten Anonymen Alkoholiker.

Und Heiko räumt mit unseren Vorurteilen auf, rigoros. Und kommt dabei fast ins Schwärmen –

*Ich lauschte, wie die Riegel knarrend sprangen,
Doch bald schien liebliche Musik zu klingen,
Als ob dort Stimmen ein Tedeum sangen.*

Wenn ich die Gruppe nicht gehabt hätte! Die Brüder und Schwestern, die mir über die entsetzliche Zeit der Entwöhnung halfen, über die Entzugerscheinungen hinweg –

Das Telefon klingelt. »Heiko? Wollte nur mal deine Stimme hören, erfahren, wie du dich fühlst. Hast du schon etwas zu Mittag gegessen? Fein! Nun halte erst mal bis zum Kaffee aus, hörst du?« Eine halbe Stunde später rief Hans-Georg an: »Wie steht's? – Prima! Halte noch eine Stunde aus, ja? – Was sagst du? – Mann, dann brüh dir gleich mal eine Kanne Tee auf!«

Und um vier dann Marianne am Apparat: »Hast du schon Kaffee getrunken? Ach so: Tee! Na, das ist ja schön. Und nun hör zu: Du hast jetzt noch zwei Stunden bis zum Abendessen vor dir. Die wirst du doch wohl durchhalten können. Wirklich, Heiko, das traue ich dir zu. Ehrlich!«

Und ich hielt durch, mit Zittern und Würgen, vom Mittag bis zur Teestunde, dann bis zum Abendessen, und notfalls bis zum Treff am Abend. Ich hielt durch, weil ich sie jederzeit anrufen durfte. Und weil sie mich anriefen, mit mir redeten, scherzten, mich ermunterten: »Noch zwei Stunden, Heiko!« – »Und jetzt noch eine!«

Ganz anders als die Ärzte, die ich früher konsultierte. Mein Gott, hatten die geschwollen dahergeredet: »Fehler in der Persönlichkeitsstruktur«, »Neurovegetative Dystonie« oder »Orthostatisches Dysregulationssyndrom«. Und körperlich konstatierten sie – wie konnte es anders sein – eine Magenschleimhautentzündung, eine Herz-Kreislauf-Neurose und Ausfallerscheinungen im Großhirn.

Daß einer gesagt hätte »alkoholkrank.«? Nein, das kam ihnen nicht über die Lippen. Das wäre ja entwürdigend gewesen, ehrenrührig. Natürlich sagte ich ihnen, daß ich hin und wieder trank. Nun, das waren eben die Folgen jener tiefer liegenden Ursachen, eben dieser endogenen Depressionen. Die also galt es zu bekämpfen. Hatte man die erst mal im Griff, dann würde sich das mit dem Alkohol von selbst erledigen.

Ursachen! Daß ich nicht lache! Ursachen fand ich immer, auch ohne Onkel Doktor. Einen Grund zum Trinken? Bitteschön, den habe ich: Ärger – oder auch Freude, Niedergeschlagenheit oder gute Laune, ein guter Geschäftsabschluß oder ein Geschäft, das in die Binsen ging. Nein, Freunde, einen Grund zum Trinken findet man immer. Notfalls trinkt man, weil es gerade Sonntag ist. Oder Montag, oder Mittwoch!

Wirklich, dazu bedarf es keiner frühkindlichen Traumatisierung, auch nicht fehlender menschlicher Beziehung; oder ungenügender religiöser Bindung. Nein, wer trinken will, der findet einen Grund zum Trinken.

Glaubt's mir, Leute: Alkoholismus ist wie – Heuschnupfen! Ja, wie

eine Allergie. Dir läuft die Nase, dir tränen die Augen. Du mußt niesen, ob es dir paßt oder nicht, du mußt trinken, ob du willst oder nicht. Es ist wie eine Allergie. Der eine hat sie, der andere nicht. Und keiner weiß, warum.

Ich habe sie. Und darum darf ich da nicht hingehen, wo die Pollen fliegen; muß einen großen Bogen machen um die Theke, um die Hausbar. Das erste Glas wär' schon vom Teufel. Ein einziger Schluck, und ich bin erledigt. Aber davon verstehen natürlich meine Segelfreunde nichts, der Paul nicht und auch nicht der Alfred. Die geben sich verständnisvoll. Nett von ihnen. Doch richtig verstehen können mich nur die, die genau so allergisch sind wie ich: eben die da in unserer Gruppe; Hans-Georg, Konrad, na, und vor allem Marianne –

Es hat Wochen gedauert, Monate, bis die mich so weit hatten, daß ich begriff: du bist Allergiker in puncto Alkohol. Das erste Glas schon schmeißt dich um. Also Hände weg! Auch wenn die zittern. Nein, gerade weil sie zittern.

Sie waren einfach für mich da, die Brüder und Schwestern. Sie bedienen mich nicht mit weisen Ratschlägen über mögliche Ursachen, die in meiner Tiefenpsyche zu suchen seien. Sie wußten aus eigenem Erleben: Alkoholismus ist eine Krankheit. Wie Heuschnupfen, wie Asthma, wie Primelaus-schlag. Also: Fasse keine Primel an! Komm keiner blühenden Wiese zu nah! Nimm kein Glas in die Hand, kein einziges!

Und langsam ging es mit mir aufwärts. Zunächst hielt ich zwei Stunden durch, dann vier; von einem Tage dann zum andern, von einer Bibelstunde bis zur nächsten.

Es war kein glatter Weg. Ich trat auf Stolpersteine. Ein kleines Gläschen kann doch nicht schaden! Zum Wohl dann! Und schon war da kein Halten mehr, das erste Glas war schon das zehnte. Und alle Dämme brachen –

Und wieder waren da die Brüder und die Schwestern. Kein Hohngeläch-ter, keine Ermahnungen von oben herab. Sie nahmen mich so, wie ich nun einmal bin. So – ja, so wie Gott mich nimmt! Der kennt mich ja, weiß, wie es um mich steht: ›Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich.‹

Ja, da saßen wir um den ovalen Tisch, hatten unsere Bibeln vor uns und lasen Römer 7. ›Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.‹ Ja doch, ja, so war ich, das war ich. ›Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?‹

Und sie beteten mit mir, Konrad, Hans-Georg, Marianne. Marianne. Sie hatte es gerade alles hinter sich gebracht. Bei ihr war die Erfahrung noch ganz frisch: ›Ich danke Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn!‹

Das gab mir Kraft, das machte mich frei. Ich wußte jetzt: Gott nimmt mich an, so, wie ich bin. Er richtet nicht, er richtet auf!

*Vom Land der Tränen hob ein Sturmwind sich,
Durchzüngelt von der Blitze roten Schlangen,
Daß mir Besinnung und Empfindung wich
Und ich zu Boden fiel wie schlafbefangen.*

Das hätten wir gerade noch im letzten Augenblick geschafft! Schwert hoch, Ruderblatt auf – mit letztem Schwung läuft mein ›Oldtimer‹ auf den feinen Sand von Langeswarder. Marianne hat schon begriffen, sich Schuh und Strümpfe heruntergerissen und auf die Achterbank geworfen. Jetzt hilft sie Heiko, sich entsprechend zu erleichtern.

Ich belege den Festmacher an der Birke und hole dann die Leine des Ankers, den ich schon drei Bootslängen zuvor ausgeworfen habe, dicht. Die Fock war bereits herunter, nun hole ich auch das Groß herunter und schlage es ab.

»Sollen wir schon an Land?« Mariannes Frage wird vom Donner übertönt. Diesmal folgte er unmittelbar dem Blitz, das Unwetter hat uns eingeholt.

Marianne hilft Heiko über Bord, nun waten beide an Land, öffnen die Tür der Schutzhütte. Ich habe die Persenning aus dem Vorluk gerissen, beeile mich, sie festzumachen. Geschafft! Als die ersten, dicken Tropfen herunterklatschen, plantsche auch ich zum Ufer, Wollzeug unter den Armen, Mariannes Freßkorb in der Hand.

So ist das, wenn man mit der Jolle auf dem See ist. Laß dich nicht vom Sonnenschein täuschen und traue den zarten Wölkchen nicht! Eine hochragende Quellwolke in weiter Ferne über Dersau? Eine Viertelstunde später ist sie nähergerückt, beginnt oben nach beiden Seiten auszufasern: Gewitter-Amboß! Nun sieh zu, daß du Land gewinnst! Oder runter mit den Plünnen. Was also tun? Fock bergen, Reff ins Groß, die Gewitterböen auswettern? Oder versuchen, so auf den letzten Drücker unter vollem Zeug die Insel zu erreichen? Ich muß mich rasch entscheiden, ein Blinder und eine Frau sind an Bord. Das ist nicht die richtige Crew, um ein Gewitter draußen abzureiten. Also ab nach Langes Warder, so schnell wie nur möglich –

Es prasselt auf das Dach der Hütte, rüttelt an den Reetplattenwänden. Eine Bö schlägt die obere Halbetür auf, es pfeift eisig herein. Gut, daß ich das Wollzeug mit an Land gebracht habe.

Marianne ist schon beim Auspacken ihres Futterkorbes. Was sehen meine entzündeten Augen? Grillwürstchen? Und schon hocke ich unter dem Kamin, falte Papier zurecht, breche Dürholz klein, das – unter den seitlichen Sitzbänken der Hütte – reichlich vorhanden ist. Eine Flamme züngelt empor, duckt sich, flackert hoch. Nun ein paar gut durchgetrocknete Scheite drauf und – wo haben wir den Rost? Jawohl, er hängt in der Ecke am gewohnten Platz. Nun kann gar nichts mehr schiefgehen.

Sieh einer an: Heiko hat sogar sein Schifferklavier an Land gebracht. Habe das gar nicht mitbekommen, da ich mit dem Sichern der Jolle beschäftigt war.

Marianne hat die unvermeidliche Super-Teekanne aus dem Korb gelüftet, Gläser, schenkt ein. Es dampft, wie schön bei diesem Unwetter!

»Ja, dann, zum Wohl!« Ja, auch mit Tee läßt es sich anstoßen. »Zur Symbolik!« würde Paul sagen, wenn er jetzt hier wäre. Aber der schwimmt irgendwo zwischen Husum und Helgoland herum, mit der ›Dieksand‹, Tochter und Schwiegersohn.

So, jetzt haben wir genügend Holzkohle, können ans Grillen der Würstchen gehen. Das spruzelt und kokelt, pesert und duftet. Einem läuft so richtig das Wasser im Munde zusammen. Dann sitzen wir, mampfen, lecken uns die Finger ab und lauschen nach draußen. Jetzt hagelt es, regelrechte Eisklumpchen hüpfen vor der Hütte über den Sand. Eine Bö schüttelt die Birken und Eschen, es schüttet wie aus einer Brause herunter. Doch wir sitzen hier in guter Hut, hören zu, wie der Wind in den Wipfeln harft, und starren ins Feuer.

Das prasselt und knistert, zischt und knackt. Ein Fauchen jetzt, schwillt an, verklingt. Verstöhnendes Klagen, Seelen im Fegefeuer.

Heiko reibt sich die klammen Hände über der Glut, reckt sich in den Schultern. »Ah, war das schön, wenn wir da in Elmars Blockhütte um das knisternde Feuer saßen! Draußen das jammernde Klagen des Loon – na ja, des Eistauchers. Dann der verlorene Pieplaut des Weißkopfspatzen.« Heiko stochert mit seinem weißen Stock in der Glut. »Fehlte nur noch das Heulen der Wölfe!« Er lacht. »Aber die sind längst alle abgeschossen, abgeknallt, auch da in Labrador. Jedenfalls im Küstengebiet, soweit die von St. Augustin und Tabatière im Winter mit ihren Skidoos – diesen Motorschlitten – kommen.« Er schlägt ins Feuer, daß die Funken springen. »Eine Schande! Mit fünfzig, sechzig Stundenkilometern hetzen sie da alles, was ihnen in den Weg kommt, zu Tode: Cariboos, Füchse, Wölfe. Und der Staat zahlt sogar noch eine Prämie für jeden erlegten Wolf.« Marianne faßt seine Hand, zieht sie zurück: »Dein Stock sengt an im Feuer, Heiko!« Die schöne, weiße Farbe: am unteren Ende des Stocks schlägt sie schon Blasen, ist braun angelaufen. Seine Hand gleitet den Stock hinunter, erfühlt die Blasen. »Der Schaden kann mit Sandpapier und etwas Farbe leicht behoben werden, er traf ja nur die Oberfläche.« Sein Lächeln erstirbt. »Doch daß Gertrud und Traudel mich damals verließen, das brannte tiefer.«

»Sie kam nicht wieder zurück?« Er schüttelt den Kopf. »Einmal war sie zurückgekehrt, Sie erinnern sich? Doch es hatte ihr nur neues Herzeleid gebracht. Diesmal kam sie nicht wieder zurück.« Er nimmt einen tüchtigen Schluck aus seiner Teetasse. »Sie reichte die Scheidungsklage ein, aus!«

Schweigen, dann zieht er die Schultern hoch. »Was mich bei der Verhandlung am härtesten traf? Daß sie auf die Frage, welche Unterhalts-

ansprüche sie für sich und das Kind stelle, kurz und knapp antwortete: »Keine!« Und dann, als der Richter sie erstaunt ansah, setzte sie hinzu: »Ich habe stets allein für uns drei gesorgt. Sie werden verstehen, Herr Oberlandgerichtsdirektor, daß es mir nicht schwerfallen wird, von nun an für uns zwei zu sorgen.«

Er lacht bitter auf. »Fehlte nur noch, daß sie sagte, sie wolle künftig auch für meinen Unterhalt zahlen!«

Marianne hat sich zu ihm hinübergebeugt, streichelt seine Hand. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, er langt hinüber zu seinem Akkordeon, zieht sich die Riemen über die Schultern und greift in die Tasten:

»...

*Sie hieß Mary-Ann und war sein Schiff,
er hielt ihr die Treue, was keiner begriff.
Es gab so viele Schiffe, so schön und so groß,
die Mary-Ann ließ ihn nicht los.«*

Zwei Tränen rollen Mary-Ann über die Wangen? Na, Kinder, jetzt aber bitte nicht rührselig werden! Das hat mir gerade noch gefehlt: draußen tobt das Gewitter, und hier drin wird geheult.

Tobt das Gewitter? Es hat ausgetobt. Nur gedämpft noch hallt der Donner über den See, von drüben her, von Fegetasche. Auch der Regen prasselt nicht mehr aufs Dach. Ich stoße die obere Halbetür auf: ein Regenbogen steht leuchtend über dem See, vom Plöner Schloß hinüber bis zur Ölsborg.

»Und Gott sprach: Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde... daß hinfort keine Sintflut mehr komme...« Der Bund Gottes mit Noah! Gilt er nicht auch uns, gilt er nicht auch für Heiko?

Wir haben uns auf die Bank vor der Hütte gesetzt, atmen die herrlich erfrischende Luft nach dem Gewitter. Ein Grasfrosch setzt in langen Sprüngen über die Waldblöße, landet auf meinem nassen Turnschuh. Seine Kehle atmet heftig, seine Augen blinken golden. Keine Bange, mein Kleiner! Gottes Friedensbund gilt auch dir.

Ein schnappendes Klappen, Heiko hat seinen Akkordeonkasten zuge schlagen. Ihm ist nicht mehr nach Musizieren, er muß seinem Herzen Luft machen, erzählen.

*Wer einen Schüttelfrost sich fühlt erfassen,
Daß blau die Nägel werden, und nicht wagt,
Des Weges Sonnenseite zu verlassen,
So war zumut mir...*

Kann ich nicht stolz sein? Vier Monate jetzt schon trocken! Wie sagt man so schön? Mit Gottes und der Menschen Hilfe! Ganz recht, wenn ich Marianne nicht gehabt hätte und die anderen Freunde; wenn die stillen Stunden der Besinnung nicht gewesen wären, das Hören auf Gottes Wort und das gemeinsame Gebet –

Wie schon gesagt: mit Gottes und der Menschen Hilfe habe ich es geschafft. Zuerst ein paar Stunden, dann Tage, schließlich Wochen, Monate, Jahre.

Geschafft! Hört ihr's: geschafft!

Was das heißt? Ja, begreift ihr denn nicht? Das heißt, daß jetzt mir nichts mehr ans Leben kann. Nachdem König Alkohol bei mir nicht mehr das Sagen hat, ist alles klar, alles! Hei! Was kann mir tun der Feinde und Widersacher Rott? Nichts, rein gar nichts. Ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh –

Steh ich? Steh ich wirklich und singe in gar sichrer Ruh? Wer da steht, der hüte sich, daß er nicht falle!

Aber noch stehe ich. Mir zur Seite steht Marianne. Sie schenkt mir ihre Zeit, ihr Mitfühlen, ihre – na, sagen wir's rundheraus: ihre ganze Liebe. Nein, nein, ich rede nicht von Sex, ich rede von Liebe. Von Liebe, wie sie Paulus meint. Besser noch: Jesus.

Wo die Liebe ist, da ist dann auch alles andere: Verstehen, Vertrauen, Hingabe. Körperliche Liebe, die sie heute Sex nennen? Natürlich, die kommt auch, später, irgendwann, ganz selbstverständlich. Aber nur so als Zugabe, als Geschenk der von Gott gesegneten ehelichen Gemeinschaft. Aber – wer's nicht erfühlt, der wird es nie begreifen. Wie gesagt: Ich war aus dem Elend heraus, ein freier Herr über alle Dinge, auch über den König Alkohol, sogar über mich selbst. Ich sah die Welt jetzt mit anderen Augen.

Ich sah die Welt immer enger! Damals, in Labrador, waren die Schären verschwunden, kaum daß ich sie passiert hatte. Dann, dort im Gemeindehaus, hatte ich die Lampe über mir nicht mehr ins Blickfeld bekommen. Und jetzt – »Marianne!« – »Ja? Was ist?« – »Ich kann dich nur noch wie in einem Ausschnitt sehen! Verstehst du: du scheinst mir wie ein Medaillon. Brustbild nennt man das wohl?«

Tatsächlich, ich sah sie wie durch meine hohle Faust: im Ausschnitt nur. Und dieser Ausschnitt war viel enger als der, den ich damals – als Junge – durch das Kanalisationsrohr gesehen hatte. Sie erinnern sich: die beiden Domtürme. Nein, jetzt schien es mir, als sähe ich durch eine Regenröhre.

Nur noch – Paßbild.

Was ist da los? Das ist doch nicht normal! Ob das – ob das mit dem Trinken zusammenhängt?

Habe doch irgendwo mal gelesen, daß da Leute nach Alkoholmißbrauch erblindet sind?

Aber nein, da handelte es sich um Methylalkohol, dies Teufelszeug.

Solchen Fusel habe ich nie getrunken, nie. Heiko Boje war immer für die besseren Sachen, Whisky, Gin, Bacardi, Sekt –

Aber irgend etwas stimmt da doch nicht mit meinen Augen –

Das Branchentelefonbuch: Ärzte, Augenärzte... Da haben wir einen ganz in unserer Nähe: Dr. med. Trost. Hört sich gut an, müßte mich trösten können. Also telefonisch anmelden – kann schon morgen kommen.

Der hört sich alles an, was die Mediziner so Anamnese nennen: Kinderkrankheiten, Lebensverhältnisse, natürlich auch das mit der Alkoholabhängigkeit.

Er nickt verständnisvoll, als ich stolz berichte: Jetzt seit zwei Jahren trocken! Imponiert ihm anscheinend –

So, und das ist jetzt – wie sagten Sie? – etwa drei Jahre her, daß Sie eine Gesichtsfeldverengung zum ersten Mal bemerkten? So, in Labrador war das, wo Sie zum Lachsangeln waren –

Das imponiert ihm offenbar auch.

Hm, und dann wieder in Schwartau? Aber da war das Gesichtsfeld schon stärker eingeschränkt –

Und jetzt –

Er experimentiert mit mir herum, hat alles zur Hand, was so dafür nötig ist: Brillen mit Einsteckscheibchen, farbige Gläser, Ausschnitte –

Ich komme völlig durcheinander, sehe jetzt bald gar nichts mehr.

Das kommt davon –

Kommt wovon?

»Etwa vom Alkohol, Herr Doktor?«

Er schüttelt den Kopf: »Wenn's das wäre!« Er wäre anscheinend erleichtert, wenn es das wäre. Aber das ist es nicht. Eben! Was aber dann?

So, ich soll übermorgen wiederkommen. Na gut, kommen wir also übermorgen wieder. Bis dahin wird der Herr Doktor in seinen klugen Büchern nachgeschlagen haben –

Schnell ist übermorgen heute. Ich sehe es dem Herrn Doktor sofort an, daß er meint, jetzt im Bilde zu sein. Warum ist er so ernst?

Aber nun bitte, Herr Doktor, machen Sie's nicht gar zu spannend. Ob – ob in unserer Familie schon andere Fälle von Erblindung vorgekommen seien?

Es verschlägt mir doch den Atem: »... andere Fälle von Erblindung!«

Andere! hat er gesagt. Andere –

Ich bin also auch so ein – Fall von Erblindung.

Jetzt merkt er, was er da angerichtet hat, korrigiert sich: »Ich meine, es würde mir die Diagnose sehr erleichtern, wenn ich wüßte, ob –«

Ob, ob, ob!

Am liebsten würde ich jetzt schreien, aber ich bin selbst verwundet, wie zaghaft es mir über die Lippen kommt: »Tante Julchen – eine Schwester meines Vaters, – war so gut wie blind.« Und – richtig, da war auch mal die Rede von einem Großonkel, oder war es ein Urgroßonkel, der erblindet war.

»Aber über den kann ich nichts Genaueres sagen, habe ihn nicht gekannt, er war schon gestorben, bevor ich geboren wurde.«

Der Arzt nickt, fingert mit seinem Drehbleistift herum. Aber das höre ich nur, weil es auf dem Schreibtisch so klappert. Jetzt, wo ich den Kopf neige, genau in die Richtung blicke, da sehe ich den Drehbleistift. Nein, es ist doch kein Bleistift, es ist ein Goldfüllhalter! Ein Snob, dieser Medikus. Na, bei den Honoraren kann man sich ja wohl einen goldenen Füllhalter leisten.

Was hat er gesagt? Es könne eine ganz ernste Sache sein?

Was heißt hier: unter Umständen? Und was heißt: ernst?

Heraus mit der Sprache!

Er windet sich, will sich anscheinend nicht festlegen. Er redet hin und her, von erbter Anlage, von degenerativen Vorgängen.

Doch dann hebt er beschwörend die Hand, nein, festlegen kann er sich noch nicht, möchte mich in die Uniklinik überweisen, die da – kennen sich besser aus, haben größere Erfahrung.

Also lassen wir auch diese Prozedur geduldig über uns ergehen. Wieder, wie gehabt, mit allen Schikanen moderner Untersuchungstechnik. Nur daß sie hier noch ein paar Extras parat haben. Müssen sich und den Patienten ja ihr akademisches Niveau beweisen. –

Die Herren ziehen sich zur Beratung zurück, fällen ihren Spruch in Abwesenheit des Untersuchten. Doch einer wird bevollmächtigt, dem Patienten das Urteil zu verkünden:

»Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß der Befund eindeutig Chorioretinitis pigmentosa ergeben hat.«

Ein gutklingendes Wort, nicht wahr? Da ist Musik drin, so wie in Isola Bella oder Santa Lucia. Chorioretinitis pigmentosa –

Man fühlt sich sofort versucht, auf dem Akkordeon eine passende Melodie zu suchen: Chorio – retinitis – pigmentosa –

Aber der Beauftragte des Scharfgerichts singt nicht. Er redet, redet, redet, wie aufgezogen. Als wenn er auswendig herunterleiert, was er da im »Wörterbuch der Medizin« Seite sowieso entdeckt hat –

»Tja, erblich, degenerative Netzhautentartung. Übrigens ohne jede Entzündung, mein Lieber! Aber immerhin, die Sinnesepithelien gehen zu Grunde, tja, leider, leider – ach ja, und Pigment – daher der Name pigmentosa – ja, Pigment wandert in die inneren Netzhautschichten ein.

Sie verstehen: Netzhaut, das ist retina, nicht wahr? Da in der Retina lagert sich das Pigment in Form von sogenannten Knochenkörperchen ein.«

Reicht das noch nicht? Nein, er ist noch nicht am Ende: »Zugleich werden die Aderhautgefäße sklerotisch und der Sehnerv atrophisch.«

Habe jedes Wort verstanden. Ist ja so leicht zu begreifen, diese Ausdrücke versteht doch jedes Kind –

»Frühsymptom ist – Nachtblindheit. Erzählten Sie nicht, daß Sie – wo war's doch, ach ja, irgendwo da in Kanada – also, daß Sie da nachtblind waren und nicht zu der Blockhütte zurückfanden?«

Ich sehe nur sein Gesicht, durch das enge Regenrohr. Doch jetzt, als ich den Kopf neige, sehe ich seine feinen Hände. Ganz weiß – vom vielen Waschen und Bürsten –, richtige Totenfinger –

»Ach ja, entscheidend für die Diagnose ist auch die von Ihnen beschriebene, fortschreitende Einengung des Gesichtsfeldes. Äh – bis hin zur Flintenröhrenform.«

Wie schön, wenn man für eine Sache ein passendes Wort hat. Ein Wort her, und du stehst über der Sache, hast sie im Griff! Aber er hat noch schönere Worte auf Lager, führt sie mir mit Genuß vor: »Diese Erkrankung gehört zu den tapetoretinalen Degenerationen. Die Therapie –«

Jetzt kommt das Entscheidende. Ich kann nur sein Gesicht sehen, seine Schultern nicht mehr. Doch ich spüre es, wie er sie hochzieht, bedauernd, um mildes Verständnis bittend: »Die Therapie ist – meistens machtlos.«

Da haben wir's: die Ärzte sind machtlos. Und da lassen die sich Weiße Götter nennen. Von Journalisten und Zeilenbastlern.

Gut, daß Marianne draußen wartete. Die las mir mein Todesurteil gleich vom Gesicht ab. Sie brachte mich in meine Wohnung an der Wakenitz. Wir hatten vor, in Kürze zu heiraten, dann sollte sie dorthin zu mir ziehen. Aber daran war ja wohl nun nicht mehr zu denken. Wie sollte sich Marianne an einen zum Tode der Blindheit Verurteilten binden?

Sie hat sich doch gebunden, an mich, sie hielt mir die Treue –

*»Sie hieß Mary-Ann und sie war mein Schiff,
sie hielt mir die Treue, was keiner begriff.
Es gab viele andre, so schön und so groß,
die Mary-Ann ließ mich nicht los –«*

*»Wohlan, steh auf!« war nun Vergils Geheiß.
»Der Weg ist lang und mühsam zu durchwallen,
Die Sonne dämmert auf am Himmelskreis.«*

Nein, Marianne ließ mich nicht los. Sie hatte meine Hand gehalten, als ich zum tiefsten Kreis der Hölle abstieg. Sie hatte mir geholfen, zurück ans Licht zu finden. Sie hatte mit mir gejubelt, als ich endlich trocken war.

Und sie blieb bei mir, als mich der Fluch der Blindheit traf. So war das also: Da hast du überwunden, was dich niederzwang; du hast die Hölle durchmessen, gefesselt an den Alkohol; und nun waren die Handschellen, mit denen er dich an sich gekettet hatte, gesprungen. Du warst frei, frei, frei!

Wie ich mich fühlte: ein Herr über alle Dinge und Gewalten! Ich hatte die Hölle hinter mir, nichts konnte künftig mich zu Boden zwingen.

Und nun kam dies, die unaufhaltsam fortschreitende Erblindung.

Wir gingen Hand in Hand hinauf zu unsrer Wohnung. Marianne öffnete die Balkontür, Licht flutete herein. Gleich unter uns die Parkanlagen, Kinder spielen, singen. Dahinter blitzt im Mittagsglas die Wakenitz. Ich lasse meinen Blick über die Wasseroberfläche gleiten. Es ist, wie wenn ich mit dem scharfen Lichtkegel einer Taschenlampe einen Kreis aus dem Dunkel schneide. Oder durch ein Fernglas schaue, das über einen engen Sichtkreis nur verfügt. Ich lasse es das Ufer der Wakenitz entlanggleiten: der Kran dort rechts, Bootshäuser dann, das Schwimmbad. Kanuten trainieren, in Einern und Zweiern. Drei Schwäne starten zum Flug, peitschen mit weißen Schwingen das Wasser. Ich habe Mühe, ihnen zu folgen, zu schnell sind sie, zu eng der Ausschnitt, durch den ich sehe.

Ich spüre Mariannes Hand auf meiner Schulter. »Wir wollen beten, Heiko.« Das ist das erste, was sie spricht, seit wir die Uni-Klinik verlassen.

Beten? Was denn? Lieber Gott – lieber Gott! –, ich danke dir, daß du mir das Augenlicht nimmst? Das ist schon ein seltsamer Gott: vor Generationen schon hat er's auf meine Blindheit angelegt. Jener Urgroßonkel, den ich nur vom Hörensagen kenne; Tante Julchen dann, die auch erblindete. Und am Ende, ich, Heiko Boje. Wie lautete der schöne Name dieser Krankheit? Chorioretinitis pigmentosa. Hört sich wirklich gut an. Und ist doch eine hundsgemeine Sache: erblich, dir in die Wiege gelegt. Sieh zu, wie du damit fertig wirst!

Ja, ich muß ja wohl versuchen, irgendwie damit fertig zu werden. Sonst werde ich – wie damals – nach dem Strick schreien. Fertig werden, aber wie –?

Was blättest du denn da in deiner Bibel, Marianne? Was suchst du? Die Geschichte von dem Blindgeborenen? Du hast sie schon? Johannes 9:

»Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und

seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?«

Ja, wer ist schuld?

Abraham Boje, der zur Zeit der Hanse sechs Schiffe ausrüstete? Soll – ja, nun fällt's mir ein – soll später auch erblindet sein. Oder ist Fürchtegott Boje schuld, der – laut Familienchronik – zur Zeit der Kontinentalsperre – damals, als Napoleon das Sagen hatte, mit seiner Schonerbrigg durch die Blockadesperre brach? Großonkel Karl oder Tante Julchen?

Wer ist schuld, daß dieser Heiko Boje von Geburt an diesen Keim der Blindheit in sich trug?

Keiner von diesen! Ich, Heiko Boje, ich bin schuld!

Da hatte ich es geschafft, war trocken geworden. Da hatte ich gemeint, nun sei ja alles, alles gut. Irrtum, tödlicher Irrtum! Nichts war gut! Zu vieles ungesühnt: daß meine Mutter meinetwegen sich zu Tod gegrämt; daß ich verspielt den Segen meines Vaters. Es blieb die Schuld an Kerstin, die mich so geliebt; die Schuld an ihren Kindern, die ich um Geld hingab; Schuld auch an Gertrud und Klein Traudel. Und nicht zu reden erst von jenem unehelichen Kind, um das ich mich nie gekümmert hatte; das mir nur lästig war, weil ich für seinen Unterhalt bezahlen sollte.

Und all die Schulden: Gläubiger, die durch mich in Not geraten waren, Geschäftsleute, die ich mit in den Ruin gerissen hatte.

Werde trocken, und alle Probleme sind gelöst?

Nein, die Schuld ist geblieben, die alte Schuld, die übergroße Schuld. – Siehst du, Marianne: für die Jünger mag das die Frage gewesen sein, wer wohl schuld sei –.

Für mich ist das keine Frage: Ich bin schuld. Ich und keiner sonst –.

Was sagst du? Ich soll mal zuhören, wie es da weitergeht:

Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.«

So? Und dann hat Jesus diesen Blindgeborenen geheilt. Verstehe: Jener war also blind geboren, damit Jesus an ihm zeigen konnte, was Gott vermag.

Aber ich, ich werde doch nicht geheilt!

Bitte, der Weiße Gott da in der Uni-Klinik hat es doch gesagt: Therapie aussichtslos! Und da soll –?

Nein, Heiko Boje wird nicht geheilt. Heiko Boje bleibt blind, blind bis an sein Lebensende. Daran ändert kein Beten und kein Fluchen etwas.

Wie also – frag' ich – wie also soll da Gottes Werk an mir offenbar werden? Wie?

Die Brüder und Schwestern dann im Blauen Kreuz. Ich spüre, wie es ihnen zu Herzen geht, wie sie mitfühlen, mich zu trösten suchen, beten –

Dann sind wir still, ganz still. Lange –

Bis Konrad – leise, zögernd – fragt: »Vielleicht hat Gott mit Heiko etwas

ganz Besonderes vor?« Ich fühle, wie er nach den rechten Worten sucht. »Wenn Gott unseren Bruder Heiko nun mit Blindheit schlägt, so zeigt das vielleicht an, daß Gott ihm besondere Kraft zutraut?« Ich höre, wie Konrad unsicher hin und her rutscht. »Wenn Gott es Heiko schenkt, trotz dieser schweren Prüfung Gott zu loben, dann –«

Er weiß nicht weiter. Doch ich habe ihn verstanden. Gott loben in guten Tagen –, das kann jeder, auch der Heide. Gott loben aus der Tiefe, Gott loben aus der Nacht der Blindheit, das ist ein – Wunder. Das ist Geschenk, das ist Gnade, da werden Gottes Werke an uns offenbar.

*»Daß er aus Nacht uns bring ans Lichtgestade,
Ging's bergwärts, ohne rastend uns zu laben.
Er vor, und ich ihm nach auf steilem Pfade.
Bald streute uns des Himmels Hand von ferne
Durch einen Spalt ein Stückchen goldner Gnade.
Dann grüßten wir beim Austritt neu die Sterne!«*

Seltsam, sobald die Sache mit Gott im reinen ist, kommt auch alles andere ins Lot. Ich wagte es – nach Jahren der Entfremdung – zu meinem Vater nach Plön zu fahren. Die Freunde vom Blauen Kreuz hatten mir Mut gemacht, und ich wußte, daß sie mit ihren Gebeten meinen Weg begleiteten.

Marianne schaltete in einen kleineren Gang. Ich wußte, wir fuhren jetzt den schmalen Weg hinauf, der zu Vaters Haus führt. Ich sah alles in der Erinnerung vor mir: den kleinen Parkplatz vor der Garage, die Weißdornhecke, die schmiedeeiserne Pforte mit unserem Familienwappen, einer stilisierten Kogge.

Marianne drückte den Klingelknopf, ganz fern läutete es. Plötzlich war es deutlicher zu hören, Vater mußte die Haustür geöffnet haben. Ich wußte: jetzt sieht er mich an. Die nächsten Sekunden werden entscheiden. Dann knirschten Schritte auf dem Kies, kamen näher, Schritt um Schritt.

Nun war es still, er mußte dicht vor mir stehen. Ich fühlte ihn, fast körperlich. Ich hätte schreien können –

»Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.«

Ich wußte keine besseren Worte als die aus dem Evangelium. Ich würgte sie heraus, stockend, aus trockener Kehle.

Er erwidert kein Wort? Zürnt er noch immer? Weil ich Mutter ins Grab gebracht hatte?

Ich fuhr zusammen: eine Hand hatte sich auf meine gelegt, eine knochige, harte, alte Hand; seine Hand.

»Komm herein, mein Junge. Ich habe schon lange auf dich gewartet.« Er sprach zur Seite hin, wo Marianne stehen mochte: »Und du bist seine Frau?«

Marianne bekam kein Wort heraus, doch Vater tat, als sei sie ihm schon längst vertraut: »Komm, gehörst zu uns, bist eine Boje.«

Und dann saßen wir an dem großen, runden Tisch. Ich wußte von früher her, wie weit man von hier aus ins Land schauen konnte: über den Schöhsee und den Behler See, die Landengen dazwischen, und dann, ganz in der Ferne, noch hinter dem Dieksee, die Häuser von Gremsmühlen. Ich hielt den Kopf zur Seite gewandt, zu dem breiten Aussichtsfenster hin, wie wenn ich das alles sehen könnte. Ja, ich war blind, aber ich sah dies alles, sah es so klar wie nie zuvor.

Und Vater ließ mich gewähren. Er spürte, was in mir vorging.

Leichte Schritte, verhaltenes Schluchzen: das konnte nur meine alte,

treue Toni sein. Wir hatten sie immer nur unsere »Kinderfrau« genannt, doch sie war in all den Jahren, Jahrzehnten mehr gewesen als das, so etwas wie eine gute Seele im Hause. Und nun versorgte sie hier Vater, betulich und regsam wie eh. Sie sagte nichts, drückte nur immer wieder meine Hand. Und ich verstand: Worte hätten nicht genügt. Was sollen Worte, wo Herzen sprechen –

Kaffeeduft! Und natürlich auch Plätzchen und Lübecker Marzipan. Im Hause Boje wußte man zu leben –

Und dann erst: »Und nun, Heiko, erzähl! Und, bitte, ganz offen, ja? Ich muß alles wissen, auch das Schlimmste, mein Junge.« Ich hörte das Zittern in seiner Stimme. »Damit ich dir alles vergeben kann, auch das Schlimmste!«

Später dann, als alles heraus war, hörte ich, wie er den Hörer vom Telefon nahm und wählte. Mit meinem geschulten Gehör erkannte ich: 0451 – die Vorwahlnummer von Lübeck. Und nun –

»Du rufst Ralf an?«

»Ja, mein Junge, dein Bruder soll sofort erfahren, daß du wieder zu uns gefunden hast.« Er unterbrach sich. »Hallo, Ralf! Fein, daß ich dich gleich am Apparat habe. Weshalb ich dich anrufe? Du wirst staunen: Heiko ist hier! Ja, ganz richtig: Heiko ist hier bei mir!« Er schrie meinen Namen nicht heraus, das war nicht Vaters verhaltene Art. Aber sein Ton war, als wenn er geschrien hätte. Eine Pause nun, dann: »Ich freue mich, Ralf! Gut, in einer Stunde dann.«

Er legte auf und sagte: »Ralf kommt sofort her und bringt auch Sibylle mit. Seine Frau, du kennst sie ja noch gar nicht, obwohl die beiden nun schon seit fünf Jahren verheiratet sind.«

Mein Bruder kam. Er begegnete mir anders als der Bruder da im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der begehrte auf, wollte nichts wissen von dem mißratenen schwarzen Schaf, der zeterte: »... dieser dein Sohn, der dein Gut verpraßt hat mit Dirnen. Ich aber, ich habe dir all die Jahre treu gedient.«

Anders, ganz anders mein Bruder Ralf. Er sagte gar nichts, kein einziges Wort. Er schloß mich einfach in die Arme, klopfte meine Schulter. Da wußte ich: Jetzt bin ich richtig zu Hause.

Ein grollendes Grummeln kommt über den See. Marianne neigt lauschend den Kopf: »Das Gewitter wird doch nicht etwa wiederkommen?« Ich will ihr erklären, doch Heiko kommt mir zuvor: »Das Grollen kommt vom Truppenübungsplatz Putlos, dort übt die Bundeswehr mit scharfer Munition.« Hoch über uns zieht mit hohem Singen eine Zweirumpfmaschine hin. Signalrot glühen die Enden der Tragflächen und das Leitwerk. Heiko hat die Maschine schon am Ton erkannt: »Da kommt das Zielflugzeug vom Einsatz zurück.«

»Auf das Flugzeug wird richtig geschossen?« schrickt Marianne auf.

Heiko lacht: »Keine Angst, nur auf den Zielsack, den die Maschine an langem Draht hinter sich her zieht.« Marianne hat meinen Feldstecher gegriffen, späht nach oben: »Ich sehe keinen – wie sagtest du? – Zielsack?« Heiko schüttelt den Kopf. »Natürlich nicht, den haben sie längst eingezogen. Den schleppen sie nur beim Übungsschießen hinter sich her.«

Der See liegt jetzt spiegelglatt. Von der Prinzeninsel löst sich die schlanke Silhouette des Motorboots »Antje«. Ich brauche nicht nach der Uhr zu sehen, weiß jetzt: »Siebzehn Uhr und zehn Minuten«. Marianne schaut mich an: »Woher wissen Sie das so genau, Sie haben doch gar nicht nach der Uhr gesehen?« Ich zeige zu dem Boot hinüber: »Die »Antje« macht ihre letzte Runde. Um 17.30 Uhr legt sie in Bosau an und fährt zurück nach Plön. Da sie bis Bosau knappe zwanzig Minuten braucht, muß es jetzt etwa zehn Minuten nach fünf sein.«

Heiko labt sich – zum wievielten Mal? – an dem Tee, den Marianne wieder literweise mitgeschleppt hat.

»Haben wir noch etwas Zeit?« Die Frage überrascht mich nicht, weil ich fühle, daß Heiko heute mit seiner Geschichte zum Ende kommen möchte. »Nun, eine halbe Stunde können wir noch drangeben. Aber dann müssen wir an die Rückfahrt denken. Bei dem flauen Wind brauchen wir sicher eine geschlagene Stunde bis Bosau.«

Heiko stellt die Teetasse – hauchdünnes Chinaporzellan mit breitem Goldrand – behutsam aufs Vorderdeck. Gedankenvoll spitzt er den Mund: »Sibylle!« Sibylle? Einen Augenblick bin ich verwirrt, doch dann fällt mir ein: ach ja, die Frau seines Bruders Ralf!

»Sibylle und Marianne haben sich vom ersten Augenblick an verstanden. Heute verbindet sie innige Freundschaft.« Er lächelt, still und versonnen. »Und ich selber?« Er strafft sich in den Schultern. »Ich bin wieder in unserem seit zweihundert Jahren bestehenden Handelskontor tätig.« Ein Wink mit der Hand. »Handelskontor! Das hört sich bescheiden an, ist auch tatsächlich eine echt hanseatische Untertreibung. Denn schließlich verbirgt sich unter dieser Firmierung eine Ex- und Importfirma mit eigenen Auslandsvertretungen in Übersee und rund hundertfünfzig Arbeitern und Angestellten hier in Lübeck.«

Mit sicherem Griff faßt Heiko nach der Porzellantasse, hält sie Marianne hin, die schon mit ihrem Teekanister zur Hand ist. Genießerisch nimmt Heiko einen langen Zug, kauend wie ein Weinkenner bei der Probe.

»Mein Bruder Ralf hat natürlich das Sagen, doch ich darf ihm bei allen wichtigen Fragen Gesprächspartner und Vertrauter sein. Besonders dankbar bin ich aber, daß er mich fest in unserer Firma angestellt hat. Das macht mich unabhängig, macht mir möglich, einiges wieder gutzumachen.«

Er zuckt bedauernd die Schultern. »An den großen Posten werde ich mein Leben lang abzustottern haben, doch ich habe wenigstens denen, die durch meine Schuld in Not geraten waren, wieder auf die Beine helfen können.« »Ein paar Tropfen auf hundert heiße Steine!«

Sein Lachen klingt bitter. »Geld! Einiges kann man mit Geld tilgen, doch was man Menschen angetan hat, das läßt sich nicht wiedergutmachen. Das kann man sich nur – vergeben lassen.«

Ein Lächeln spielt plötzlich um seinen Mund. »Und man kann sich mühen, andere aus der Hölle zu holen!« Ein neuer Klang ist jetzt in seinen Worten, Entschlußkraft, Unternehmungslust. »Ich sagte schon, wir haben etwa hundertundfünfzig Beschäftigte. Wissen Sie, was das heißt? Daß etwa zwanzig von ihnen alkoholgefährdet sind!«

Ich habe keinen Ton hören lassen, doch Heiko fährt herum: »Sie glauben das nicht? Mindestens zwanzig! Und das ist ein ganz normaler Prozentsatz, sage ich Ihnen.« Er lacht bitter auf. »Normaler Prozentsatz! Als wenn so etwas normal wäre! Aber es ist die Wahrheit. Ganz exakt gesagt: Einundzwanzig Männer und Frauen unserer Belegschaft sind gefährdet, etwa die Hälfte von ihnen ist echt alkoholkrank.«

Er leert seine Teeschale, reicht sie abermals Marianne hin. »Verstehen Sie: hier sehe ich eine große Aufgabe für mich. Wer anders als ich könnte die Gefährdeten bewahren, die Kranken zur Trockenheit führen?« Er schlägt sich im Eifer an die Brust. »Von mir wissen sie, daß ich in gleicher Verdammnis war, daß ich sie darum verstehe und mit ihnen fühle. Zu mir kommen sie, sprechen sich aus, holen sich Rat. Und eines Tages – das ergab sich fast von selbst – hatten wir unsere eigene Betriebsgruppe, trafen uns regelmäßig, halfen den Gefährdeten. Inzwischen ist das zu einer festen Einrichtung geworden, wir haben uns vor ein paar Monaten auch dem Landesverband des Blauen Kreuzes angeschlossen.« Marianne kann nicht mehr an sich halten: »Und vergiß nicht, daß dein Vorgehen auch in anderen Betrieben schon Schule macht!« Fast unwillig winkt Heiko ab: »So etwas kommt dann beinahe automatisch, ganz ohne eigenes Zutun. Die anderen Firmen sehen, daß bei uns das Alkoholproblem angepackt wird. Nichts liegt da näher, als es auf ähnliche Weise zu versuchen.«

Heiko zuckt die Schultern. »Ob es allemal gelingt? Nun, das hängt davon ab, ob man die rechten Mitarbeiter findet.« Er wendet sich Marianne zu. »Du weißt, daß es bei Pöhlmanns schief gegangen ist.«

Marianne nickt. »Weil sie meinten, das Problem allein mit dem Verstand und auf organisatorische Weise lösen zu können.« Sie spitzt den Mund. »Alkoholverbot! Als ob man mit Verboten etwas gegen den Teufel Alkohol erreichen könnte! Nein, da kam es zu Spritgelagen auf den Toiletten, zu Lügereien und Erpressung. Bis schließlich das Ganze aufflog.« Ein Wink mit der Hand. »Und die Firmenleitung hatte alle Autorität verloren. Was schlimmer war: die Alkoholkranken kamen sich verraten vor.« Sie sieht

Heiko an. »Das kann bei uns nicht vorkommen. Wir wissen, daß mit Appellen, großen Sprüchen oder Verboten nichts zu gewinnen ist.« Sie atmet tief durch. »Hier helfen nur Glaube, Liebe, Hoffnung.«

Sie hat es ganz ohne Pathos gesagt, doch ich weiß, daß es ihr ernst ist. Zu viel hat sie für dieses Wissen bezahlt. Eine Weile ist es still zwischen uns. Endlich läßt sich Heiko vernehmen: »Ja, nun habe ich Ihnen alles berichtet: Heiko Bojes Höllenfahrt! Und seine Wiederkehr zum Licht, zu seiner Rettung –

Sie meinen, ich könne gut erzählen? Mag sein, nur schreiben kann ich nicht.« Er lacht leise vor sich hin. »Sobald ich mich an die Maschine setze, ist es mit dem Erzählen aus. Ob ich will oder nicht, es kommt allemal so etwas wie ein Tagebuch heraus, und zwar ein recht trockenes.« Jetzt lacht er laut. »Stimmt, ich bin jetzt trocken, völlig trocken. Sogar, wenn ich – schreibe!«

Er wird wieder ernst. »Eben darum habe ich Ihnen das alles so ausführlich erzählt. Sie werden es zu Papier bringen.« Er wird lebhaft, seine Hände beginnen mitzureden. »Sie müssen das tun! Damit allen, die durch die gleiche Pforte eingegangen sind, verkündet wird: Gib dich nicht auf! Du kannst es schaffen – mit Gottes und guter Menschen Hilfe!«

Ich blicke über den See, den eine leichte Brise kräuselt.

Ich nehme das Akkordeon und fasse bei Mariannes Futterkorb mit an. Warm ist das Wasser. Schön, so mit nackten Füßen zum Boot zu waten.

Heiko ist uns nach Gehör gefolgt, ertastet jetzt das Boot. Marianne reicht ihm die Hand, hilft ihm an Bord. Ich mache den Festmacher los, verhole das Boot an der Ankerleine ins Tiefe, setze die Segel. Eine gute halbe Stunde vor achterlichem Wind, und wir sind in Bosau.

»Was meinst du, Marianne?«

Heikos Frage reißt mich aus dem Träumen.

»Wie, du willst Dante verbessern? Das finde ich verwegen. Doch laß hören!

Soso, du bist nicht einverstanden mit dem Spruch, der über der Pforte steht, die zur Hölle führt.

Was meinst du? Es sei nicht recht, daß da steht:

›Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden.‹

Wie sollte der Spruch lauten?

*›Laßt, die ihr eingeht, nie die Hoffnung fahren,
Es gibt die Wiederkehr aus solchem Leid,
Weil Christus ist zur Höll' hinabgefahren
Und hat die Geister der Gefangenen befreit.‹*

Reinhold Ruthe

Mimosen und Dickhäuter

Formen der Partnerschaft

Eine kleine Typologie der Ehe mit vielen
Beispielen aus der Beratungspraxis
128 Seiten

Mimosen und Dickhäuter, Sachtypen und Gefühlstypen, Optimisten und Pessimisten, Oberflächliche und Perfektionisten, das sind die Partnerkonstellationen, die Ihnen am Arbeitsplatz, im Freundeskreis und in der Nachbarschaft begegnen. Halten Sie solche Beziehungsmuster für einen Zufall? Haben Sie Ihren Partner bewußt gewählt? Finden Sie auch in Ihrer Liebesbeziehung eine gegensätzliche Charakterstruktur? Beinhalten solche Verbindungen nicht positive und negative Seiten? Es ist für Christen und Nichtchristen wichtig, nach welchen Grundmustern sich ihr Zusammenleben vollzieht. »Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat«, Röm 15,7. Das ist die biblische und seelsorgerliche Leitlinie, die ein harmonisches Zusammenleben selbst der unterschiedlichsten Typen garantiert. Das Buch behandelt Konflikte, Machtkämpfe und Partnerschaftsstörungen aufgrund unterschiedlicher Persönlichkeitsstrukturen und bietet anhand vieler anschaulicher Beispiele aus der Beratungs- und Seelsorgepraxis konkrete Hilfen.

Reinhold Ruthe, geboren 1927 in Löhne (Westfalen), leitet heute nach entsprechenden Spezialstudien die Evangelische Familienberatungsstelle des Kirchenkreises Wuppertal-Elberfeld. Er ist Eheberater (EZI) und Psychotherapeut für Kinder und Jugendliche (DGIP) und Dozent für Psychologie an zwei staatlichen Fachschulen.

Brendow Verlag Moers

Alfred Salomon

Bleib Sein Kind

Dorothea Steigerwald und ihr Werk

Geschenkband

96 Seiten mit 16 vierfarbigen
und 15 einfarbigen Fotos

Wer den Werdegang der Diakonisse und Künstlerin Dorothea Steigerwald schildern will, ist auf Schritt und Tritt versucht, seine »Heldin« zu feiern. Der Autor ist dieser Gefahr in der Weise begegnet, die wohl die rechte ist: Er gibt Gott allein die Ehre. Um immer wieder auf Ihn den Blick zu lenken, hat er in den bunten Lebenslauf der bekannten Schwester Dorothea, wo immer sich ein Einschnitt ergab, Meditationen eingefügt. Sie sollen, wie die zahlreichen Bilder aus ihrem Werk, darauf hinweisen: Gott ruft ins Leben, begabt, beschenkt und führt.

Die Geschwister Dorothea und Adelheid Steigerwald stellten dem bekannten Schriftsteller Alfred Salomon ihre Aufzeichnungen, Erinnerungen und Zeitungsberichte zur Verfügung. Er hat aus solchen Daten und Fakten des vollen Lebens bunte Fülle in Bildern eingefangen: »Ihm zur Ehre schafft Schwester Dorothea ihre Bildnisse. Ihm zur Ehre habe ich dieses Buch geschrieben.« – Ein Bild- und Leseband nicht nur für die vielen Freunde der Künstlerin.

Brendow Verlag Moers

Nur wer selbst in der Hölle der Sucht war, kann ermessen, was Rettung wirklich bedeutet! Davon erzählt dieser erschütternde Erlebnisbericht, nicht mit trockenen Tabellen, schon gar nicht mit erhobenem Zeigefinger. Wir nehmen an Heiko Bojes Höllenfahrt teil, an Bord einer schnittigen Segeljacht. Bei Wind und Wellen erzählt der Lübecker Kaufmannssohn Heiko Boje, was er in der Hölle erlebt hat und wie er aus der Hölle gerettet wurde. Es ist die Höllenfahrt zwischen Wartesälen und Kommißstuben, gescheiterten Ehen und Betrügereien, Katzenjammer und Kuren, Rückfällen und Selbsterstörungen . . . Am Ende steht dann noch eine Erblindung. Dieser Glaubensbericht ist die Geschichte eines der 2 Millionen Alkoholiker, eines Mannes, der es „geschafft“ hat, weil er sich helfen ließ.

ALFRED SALOMON: Kindheit Danziger Niederung, Gymnasium Berlin, Jugendpfarrer der Bekennenden Kirche für Berlin, später Pfarrer in Hannover und Bonn. Jetzt im tätigen Ruhestand mit den Hobbies biblische Archäologie, Kanusport, Segeln und Wandern. Reisen führten ihn in den gesamten Orient, nach Spanien, Schweden, USA; Kanufahrten in Frankreich und Kanada. Autor vieler Erzähl- und Sachbücher.



ISBN 3 87067 248 X

BRENDA WERLAG

EDITION C

